

Reise in die Vergangenheit

1. Über die Grenze

„Vater, Du wirst plötzlich so einsilbig, freust Du Dich nicht auf das Wiedersehen mit Marie?“ fragt mich mein Sohn, als wir den Rhein in Richtung Mulhouse überqueren. Marie ist eine Tochter des französischen Bauern, bei dem ich drei Jahre als Kriegsgefangener gearbeitet habe.

„Jürgen, wenn ich die Grenze zu dem Land überschreite, in dem ich drei Jahre lang Kriegsgefangener war, dann beschleichen mich unwillkürlich auch nach fünfzig Jahren noch beklemmende Gefühle, die sich kurzzeitig wie ein Ring um den Brustkorb legen.“

Aber der Verstand lässt die wieder auftretenden Angstgefühle von damals schnell verdrängen. „Selbstverständlich freue ich mich auf das Wiedersehen mit Marie und ihren drei Geschwistern Paulette, Marcel und Renè und der Mutter Juliette, meiner ehemaligen `Patronne`. Ich freue mich aber auch auf die gemeinsamen Stunden mit dir, denn die waren in letzter Zeit aufgrund deiner beruflichen Auslastung Mangelware.“

Mein Sohn hatte sich bereiterklärt, mit mir noch einmal dort hin zu fahren, wo ich als Kriegsgefangener drei Jahre gearbeitet hatte. Den ersten Teil unserer Wegstrecke kennt er gut, da er beruflich mehrmals in Besançon war und die geringe Verkehrsdichte erlaubt eine rege Unterhaltung. Mit seinen Fragen sorgt er dafür, dass meine Grübelei nach dem Grenzübertritt nicht lange anhält.

2. Luftwaffenhelfer

„Vater, kamst du eigentlich gleich nach der Gefangennahme zum Bauer nach Frankreich?“

„Nein, Jürgen, ich wurde fünf Tage nach meinem neunzehnten Geburtstag in Mainz von den Amerikanern gefangen genommen“

„So jung, das kann ich mir gar nicht vorstellen, wie lange warst Du da schon Soldat? “

„Ungefähr acht Monate, aber vorher war ich noch Luftwaffenhelfer“

„Luftwaffenhelfer, was musstet ihr da bei der Luftwaffe helfen, etwa Flugzeuge putzen?“

„Quatsch, ich habe doch schon irgendwann erwähnt, dass ich in Mannheim bei der Flak, einer Waffengattung der Luftwaffe, war. Ab 1943 hat man Gymnasialschüler zum Kriegsdienst bei der Flugabwehr eingesetzt. Gleich zu Beginn des neuen Schuljahres nach den Grossen Ferien 1943 wurde uns mitgeteilt, dass die Jungen der Klasse in den nächsten Tagen zur militärischen Ausbildung bei der Flugabwehr einberufen werden. Am 3. September 1943 wurden wir von einem Unteroffizier der Luftwaffe an der Schule abgeholt. Wir kamen nach Mannheim zu einer Flak-Batterie, wurden eingekleidet wie die Soldaten mit Drillchanzug und Feldbluse. Allerdings musste an der Ausgehuniform die HJ-Armbinde getragen werden, was uns nicht behagte. Wir wollten doch wie Soldaten und nicht wie

Pimpfe aussehen. Vier Wochen lang wurden wir am Geschütz ausgebildet. Die Ausbildung war zwar kurz, aber sehr intensiv. Es gab kein unnötiges Exerzieren wie später bei der Wehrmacht, sondern ein rein zweckgebundenes Ziel, die Waffen kennen zu lernen und sie bedienen zu können.



Arbeitseinsatz im Drillchanzug am Ausbildungsgeschützstand, rechts unser Ausbilder

Unsere „Flugabwehrkanone“ war eine von den Russen erbeutete Waffe mit einem Kaliber von 3,7 cm. Nach der Ausbildung wurden wir den einzelnen Flakstellungen der Batterie zugeteilt. Ich kam zum vierten Zug nach Mannheim-Rheinau. Als wir in der Flakstellung waren, hatten wir am Vormittag wieder Schule, aber als geordneten Schulbetrieb konnte man das nicht bezeichnen. Zwei Lehrer vom Schwetzingen Gymnasium unterrichteten uns in den Hauptfächern, die Nebenfächer entfielen. Für jede Stunde Alarmbereitschaft nach Mitternacht begann der Unterricht am nächsten Morgen eine Stunde später. Unser Lehrer wartete des Öfteren vergeblich auf seine Schüler, denn wir hatten oft Alarmbereitschaft, bevor die

Bevölkerung durch die Sirenen alarmiert wurde. Nachmittags stand Geschützexerzieren und Waffenkunde auf dem Dienstplan, bevor wir uns den Hausaufgaben widmen konnten.



Unser Geschütz mit Geschützbedienung, alle waren Luftwaffenhelfern. Ich war Richtkanonier, zweiter von links.

„War oft Fliegeralarm?“

„Fast jede Nacht, die Luftangriffe nahmen immer mehr zu und Mannheim wurde oft bombardiert. Der Witz kursierte, ein alter Mannheimer hätte an die halb eingefallene Wand seines Abortes geschrieben: *Fünfzig Jahr hab ich hier g'schissen, bis mich der Tommy rausgeschmissen. Würde Göhring nicht Meier heißen, könnt ich hier noch weiter scheißen.*“

„Denn Sinn des zweiten Reims verstehe ich nicht!“

„Göhring war der Befehlshaber der Luftwaffe und der Flugabwehr. Bei Kriegsbeginn sagte er einmal großspurig, wenn ein feindliches Flugzeug die deutsche Reichsgrenze überfliegen kann, wolle er Meier heißen.“

„Kapiert. - Wie viele Kanonen standen in eurer Stellung?“

„Drei, ich war am Feuerleitgeschütz, das heißt, die beiden anderen Geschütze durften erst feuern, wenn wir auf Befehl des Zugführers das Feuer eröffnet hatten. Unser Zugführer war ein alt gedienter Hauptwachtmeister, ein richtiger Barraskopf. Nur zum Offizier hatte er es trotz mehrmaligem Versuch nicht gebracht, scheinbar war er dafür ein zu kleines Licht. Ich hatte eine, wie man so sagt, gute Nummer bei ihm, er machte mich sogar zum Richtkanonier am Feuerleitgeschütz, obwohl das laut Vorschrift ein regulärer Soldat sein musste. Nur bemängelte er des Öfteren meinen, `orientalischen, unmilitärischen Haarschnitt` (viel zu lange Haare).“

„Und hast du eine Fliegende Festung abgeschossen?“

„Ach was, die flogen für unser kleines Kaliber in zu großer Höhe. Ich hatte zwar laut Wehrpass vierundzwanzig Feindbeschusstage, ob wir aber wirkliche Treffer erzielten, weiß ich nicht.“

„Und wie war es mit der Angst bei schweren Angriffen?“

„Du wirst lachen, am Geschütz hatte ich nie Angst, vielleicht weil man das Gefühl hatte sich wehren zu können. Dagegen war ich einmal in einem Luftschutzkeller auf der Rheinau, da lief der Angstschweiß in Strömen, als die Kellerwände erbebten. Ich war im Kino, als die Sirenen heulten und wir den nächstliegenden Luftschutzraum aufsuchen mussten. Als ich die vielen Wasser- und Gasleitungen sah, wurde mir ganz mulmig. Ich schwor mir, nie mehr in solch einen Raum zu gehen, lieber im Laufschrift unsere Stellung aufzusuchen. Das war zwar auch nicht ungefährlich, denn wenn die schwere Flak von Käfertal auf die über der Stadt fliegenden Flugzeuge schoss, schwirrten uns die Splitter massenweise um die Ohren. Eine umgehängte Decke schützte vor Verletzungen. Zum anderen konnte man die Decke wegwerfen, wenn man von brennendem Phosphor getroffen wurde.“

Einen der schwersten Tagesangriffe auf Mannheim werde ich nie vergessen. Am Vormittag des dreißigsten Dezember 1943 kam ich aus dem Weihnachtsurlaub zurück. Ich stand in unserer Baracke beim Wechseln der Uniform, als die Sirenen heulten. Hastig schlüpfte ich in Hose und Feldjacke und rannte an unser Geschütz. Noch bevor wir Feuerbereitschaft melden konnten, heulten die ersten Bomben. Eine Luftmine ging ganz in der Nähe runter, wie durch ein Wunder wurde niemand verwundet. Der Explosionsdruck hatte aber unserer Unterkunft schwer zugesetzt, Spinde lagen am Boden, der Ofen war umgefallen, der Ruß im ganzen Raum zerstreut und was uns am meisten wurmte, unser gesparter Zucker lag gemischt mit Ruß am Boden. Von der Fabrik, die sich in unserem Objektschutzbereich befand, waren uns zu Sylvester ein paar Flaschen Wein versprochen worden, deshalb hatten wir Wochen vorher begonnen, unsere Zuckerrationen aufzusparen, um das Neue Jahr mit Glühwein zu beginnen.

Der Zucker war in einer Tüte auf dem Spind neben dem Ofen deponiert. Den gewaltsamen Sturz hatte die Tüte nicht ausgehalten, der Traum vom Glühwein war geplatzt.“

„Habt ihr jungen Marschierer auch Kohldampf schieben müssen? Wie war die Verpflegung?“

„Ich habe als Luftwaffenhelfer nie Kohldampf geschoben, ich war aber von zu Hause aus auch nicht verwöhnt und außerdem wusste ich mir zu helfen. Oma hatte mir einen Korb mit Kartoffeln geschickt, die Tochter der Köchin versorgte mich ab und zu mit Margarine, mit Bratkartoffeln als Zusatzverpflegung kam ich gut über die Runden. Wir, der vierte Zug, wurden nicht von unserer Batterie, sondern von der Küche des auf Gemarkung Schwetzingen liegenden Pionierparks versorgt. Das Essen war schmackhaft zubereitet, der Nachteil war, dass es in großen Behältern dort abgeholt wurde und mitunter ziemlich vermanscht bei uns in der Stellung ankam. So sehr ich mich wehrte, als ich für eine Woche zum Küchendienst im Pionierpark abkommandiert wurde, so willkommen war mir nachher die Abordnung. Zum einen bekam man dort die Gerichte ordentlich auf dem Teller serviert, zum anderen war mit dem Koch und der dienstverpflichtenden Frau angenehm zu arbeiten. Als ich dann noch die Tochter der Köchin kennen lernte, die in meinem Alter war, versuchte ich so häufig wie möglich zum Küchendienst abkommandiert zu werden.“

„Wie lange warst du dann Luftwaffenhelfer?“

„Am ersten Februar 1944 wurde der Jahrgang 1926 entlassen, weil die Einberufung zum RAD (Reichsarbeitsdienst) bevor stand. Nach der Entlassung meldeten wir uns wieder zum Schulbesuch in Mosbach an. Der war aber von kurzer Dauer, meine Kumpel wurden zum RAD eingezogen, ich war vom Bann für den HJ - Dienst zurückgestellt worden. Als meine

Schulkameraden nach zwölf Wochen vom RAD entlassen wurden, war für mich auch der Dienst auf dem Bann vorbei. Ich ging bis zum Schuljahresende wieder ins Gymnasium.“

„War die Flakhelferzeit dann Schulzeit oder Soldatenzeit?“

„Beides, aber in erster Linie noch Schulzeit, denn ich habe am Schuljahresende im Juli 1944 vom Mosbacher Gymnasium noch ein Schulzeugnis erhalten und mit der Vorlage des Einberufungsbefehles zur Wehrmacht den Vorseimestervermerk. Diesen Vermerk konnte man sich aber nach dem Krieg an den Hut stecken, er wurde nachher nicht mehr anerkannt.“

3. Soldat

„Und wann wurdest du ´richtiger´ Soldat?“

„Eingerückt bin ich am 27. Juli 1944. Kaum zu glauben, das Wehrbezirkskommando hatte mit dem Stellungsbefehl gewartet, bis das Schuljahr zu Ende war. Die meisten Rekruten meiner Ausbildungskompanie sind nämlich schon fünf Wochen vorher eingezogen worden, wir waren nur eine „handvoll“, die später einberufen wurden.“

„Zu was für einer Waffengattung kamst Du?“

„Ich kam zu einer Einheit, die viele Kriegsteilnehmer gar nicht kannten. Es war ein selbständiges Bataillon, Fla Batl mot. 66. Unsere Geschütze, Kaliber 2 cm, waren auf Halbkettenfahrzeugen aufgelastet, konnte aber auch auf eine zweirädrige Lafette montiert werden. Fla ist die Abkürzung von Flugabwehr, aber die Heeres-Fla wurde fast ausschließlich im Erdsatz bei der Infanterie eingesetzt. Wir hatten auch die Waffenfarbe der Infanterie, unsere Biesen waren weiß“

„Habt ihr euch die Einheit aussuchen können?“

„Wir konnten bei der Musterung einen Wunsch äußern. Ich hatte Beschwerden am rechten Knie und wollte deshalb zu einer motorisierten Einheit. Unser Nachbar war bei der Heeres-FLA, deshalb gab ich als Wunsch diese Waffengattung an. Ich kam sogar zum selben Ersatzbataillon wie unser Nachbar und rückte wie er in die Kaserne nach Wackernheim ein. Allerdings war die Kaserne, als ich dort ankam, kaum belegt. Ich war überrascht, nur ein paar „Leidensgenossen“ anzutreffen. Wir wurden nicht sofort eingekleidet, außer zum Essensempfang und ein wenig Sport lungerten wir in Zivil in der uns zugeteilten Bude herum. Wir bekamen den Eindruck, wir würden für den „Endsieg“ gar nicht mehr gebraucht. Man hatte uns aber nicht vergessen, nach sechs Tagen wurden wir in die Katenkaserne nach Mainz-Gonsenheim gebracht. Dort wurden wir sofort eingekleidet. An der mangelhaften Ausstattung war zu erkennen, dass schon fünf Jahre Krieg war. Als Waffenrock erhielten wir nicht die allgemein übliche Feldbluse, sondern den „Sarasani“. Das war der Spottname für den hochgeschlossenen Rock der Ausgehuniform in Friedenszeit. Mit der Verzierung konnte man unwillkürlich an den Aufzug eines Zirkusdirektors erinnert werden, daher stammt der Spottname Sarasani für den Uniformrock der Ausgehuniform. .

Beim Kleiderempfang wurde nichts anprobiert, der „Kammerbulle“, so wurde der für die Kammer verantwortliche Unteroffizier genannt, fixierte den Rekruten, ergriff ein Kleidungsstück und warf es dem Rekruten mit der Bemerkung „Passt“ zu. Als ich in die Jacke schlüpfte, merkte ich, dass sie mir zu eng war. Aber statt einer anderen Jacke erhielt ich einen Anpiff. Das wurmte mich, ich knöpfte die Uniform mit Gewalt zu, holte tief Luft, presste die Schultern nach hinten und die Brust heraus. Meine Bemühung hatte Erfolg, die Jacke war entlang der Knopfleiste aufgerissen. Jetzt bekam ich eine Andere, als ich auch die Zweite gesprengt hatte, bekam der Kammerbulle zwar einen Tobsuchtsanfall, aber er warf mir eine Feldbluse an den Kopf. Die war bei der Sommerhitze angenehmer zu tragen als der „Sarasani“ während der Schinderei im Gonsenheimer Sand. Ich war der einzige Rekrut in der Ausbildungskompanie mit Feldbluse, alle anderen trugen den Sarasani. Wenn ich mich in der

Morgendämmerung auf dem Kasernenflur bewegte, wurde ich begrüßt nach dem Motto: Wer keinen Sarasani trägt, ist Ausbilder und Ausbilder müssen begrüßt werden.“

„Dafür konntest du dir aber nichts kaufen. Wie lange dauerte eure Ausbildung?“

„Normalerweise dauerte eine Ausbildung auch 1944 noch drei Monate, aber meine war auf fünf Wochen beschränkt. Zum einen bin ich ja fünf Wochen später eingerückt als der Großteil der Kompanie, zum anderen endete meine Kasernenzeit am 31. August durch ein Ereignis, von dem ich dir noch ausführlich berichten werde.

Ganze fünf Wochen dauerte meine Rekrutenzeit, wie bereits erwähnt und sie war ein typisch militaristischer Unsinn. Statt mit der Bedienung der Waffe geschult zu werden, mussten wir das Geschütz auf die Lafette auflasten, durch den Gonsenheimer Sand ziehen und „links um marsch“ und „rechts um marsch“ bis zum Umfallen üben. Da war die Ausbildung bei den Luftwaffen Helfern wesentlich besser und zweckmäßiger.

Gefechtsmäßig komplette Ausrüstung an Waffen war nicht mehr für die ganze Kompanie, sondern nur noch für einen Zug vorhanden. Sie wurde jede Woche einem anderen Zug der Kompanie zugeteilt. Der Zug, dem jeweils die volle Ausrüstung zugeteilt wurde, war dann `Alarmzug`. Bei Fliegeralarm musste der Alarmzug mit den auf den zweirädrigen Lafetten aufgelasteten Geschützen im Eilmarsch vom Übungsgelände zur Kaserne, um dort als Flugabwehr in Stellung zu gehen. In der letzten Augustwoche war der erste Zug, bei dem ich war, Alarmzug. In der Nacht vom 31. August zum ersten September war unsere Kompanie bei einer Nachtübung, die plötzlich abgebrochen wurde. Die Kompanie musste zurück in die Kaserne. Im Hof standen fünf Halbkettenfahrzeuge, so genannte Selbstfahrlafetten - SFL - bereit, die vier Geschütze wurden aufgelastet, das fünfte Fahrzeug mit Munition beladen. Der erste Zug musste das so genannte Sturmgepäck aus den Unterkünften holen und aufsitzen. Im Morgengrauen setzte sich der Alarmzug in Marsch. Wir wussten nicht, wohin `die Reise` geht. Als wir durch Idar-Oberstein rasselten, flogen überall die Fenster auf und uns wurden zu unserer Überraschung Süßigkeiten und Zigaretten zugeworfen. Je weiter wir nach Westen kamen, umso belebter wurden die Straßen mit Rückzüglern, Kolonne um Kolonne zog an uns in Gegenrichtung vorbei. Wir hatten den Eindruck die Einzigen zu sein, die zum Fronteinsatz nach Westen fuhren. Wenn man sieht, wie die ganzen Einheiten stufen gehen und nur die eigene kleine Haufen sich zum Einsatz bewegt, schleicht sich schon ein eigenartiges Gefühl in der Magengegend ein. Stellenweise war die Straße so verstopft, dass wir mit unseren geländegängigen Selbstfahrlafetten durch Gärten und Äcker fuhren. Am 2. September erreichten wir nachmittags Remich in Luxemburg und bezogen unsere erste Stellung.“

„Wart ihr da schon an der Front?“

„Nein, wir hörten zuweilen Kanonendonner, aber Feindberührung hatten wir nicht. Die nächsten Tage waren, wie es in der Soldatensprache hieß, ohne besondere Vorkommnisse. Nach zwei oder drei Tagen kam ein LKW aus der Kaserne und brachte uns endlich Verpflegung und andere Klamotten, die Rekrutenuniform, bestehend aus Sarasanie-Frack, tschechische Stiefelhosen und Schnürstiefel, ging zurück in die Kaserne.“

„Wie lange seid ihr in Luxemburg geblieben?“

„Etwa eine Woche, am 7. oder 8. September kam der Befehl zum Stellungswechsel in die Eifel. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch. Bei der Fahrt durch Luxemburger Gebiet wurde vor möglichen Gefahren durch Partisanen gewarnt, wir fuhren mit eingesetzten Magazinen, aber die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Bei Habscheid in der Eifel bezogen die Geschützbedienungen unseres Halbzugs einen Westwallbunker, der bisher den Bauern als Kartoffelkeller diente. Unsere SFL mit Geschütz mussten wir ungefähr achtzig Meter hinter

der Höckerlinie neben der Straße nach Winterspelt eingraben, was bei dem felsigen Eifelboden eine Schinderei war.“

„Weshalb mussten die Fahrzeuge eingegraben werden, das kapiere ich nicht!“

„Es wurde eine Wanne ausgehoben und mit dem Aushub ein Wall aufgeschüttet. Die SFL fuhr rückwärts in die Wanne, nur das Geschütz überragte die Erdoberfläche, das Fahrwerk war somit vor direktem Feindbeschuss geschützt. Vom Krieg war anfänglich noch nichts zu spüren, aber das änderte sich in den nachfolgenden Tagen. Unsere Versorgungslage war alles andere als gut, wir schoben Kohldampf. Zu unserer inneren Aufrüstung besuchte uns ein NS-Führungsoffizier zur Stärkung unserer „Durchhaltekraft“, aber wir waren von seinem „Geschwafel“ nicht sehr erbaut, der Magen knurrte und die Ohren standen auf Durchzug. Bald kam der Krieg näher, wir hörten Gewehrfeuer aus Richtung Winterspelt und wir bekamen den Befehl, die Panzersperre zu schließen. Schwere Doppel - T -Träger wurden in die Aussparungen gewuchtet. Am späten Abend wurden wir von einer Einheit der Waffen-SS abgelöst. Wir bezogen Wartestellung im Hof der Kreisleitung von Prüm. Vom Hausmeister erfuhren wir, dass sich der Kreisleiter mit seinem Stab verduftet hatte, da die Stadt schon unter Beschuss der feindlichen Artillerie stand. Im Hof glimmten noch die Feuer der verbrannten Akten. Wir schliefen im Dachgeschoß des Nebengebäudes. Am Tag darauf wurde eine Skatrunde mein Lebensretter.“

„Im Ernst? Wieso denn das?“

„Ganz einfach, wir erwarteten zum Abend den neuen Einsatzbefehl, ich wollte mich am Nachmittag noch eine Weile hinlegen und schlafen. Aber Gerd und Werner suchten zum Skat einen Dritten Mann und ließen mir keine Ruhe. Wir gingen zum Spielen in den Keller der Kreisleitung, dort bestand bei Artilleriebeschuss keine Gefahr. Es dauerte nicht lange, da kam auch schon der nächste Feuerüberfall. Am Beben merkte man, dass die Einschläge verdammt nahe waren. Als ich später sah, dass mein Schlafplatz von einem Volltreffer völlig zerfetzt war, wurde ich doch etwas blass.“

Abends kam dann auch der Befehl zum Stellungswechsel. Bedauerlicherweise wurde unser Zug mit den vier Geschützen auf Selbstfahrlafette aufgetrennt. Zwei Geschütze, ein so genannter Halbzug, fuhren ab in Richtung „Schwarzer Mann“, einem Berg nordwestlich von Prüm. Nach ein paar Tagen munkelte man, die beiden Geschütze samt Bedienung seien vom Amerikaner erobert worden, genaue Einzelheiten erfuhren wir aber nicht. Im Buch von Bernhard Kramer -*Der Krieg in der Schneifel*- ist das Schicksal des anderen Halbzugs beschrieben. Am *Schwarzen Mann* waren die Bunker auf einer Strecke von etwa anderthalb Kilometer unbesetzt. In dieser Lücke standen auf der Schneifel-Höhenstraße die beiden Geschütze. Die Geschützbedienungen hatten keine Ahnung, dass vor ihnen kein deutscher Soldat mehr war. Am späten Nachmittag des 14. September tauchen im neblig verhangenen Wald Gestalten auf. Zu spät erkannte man, dass es keine deutschen Soldaten, sondern Amerikaner waren. Zwar gab das eine Geschütz noch zwei oder drei Schüsse ab, hatte aber dann Ladehemmung. Der Geschützfürher gab Befehl, die Karabiner zu ergreifen, abzuspringen und sich hinter die Bäume zurückzuziehen, was nicht ohne Verluste an Verwundeten und Gefallenen geschah. Das zweite Geschütz wurde ebenfalls überrumpelt.

Unser Halbzug wurde nach Wascheid, nördlich von Prüm beordert. Wir bezogen mit unserer SLF Stellung in einem Hohlweg an einer nach Westen offenen Furt. Die Stellung war gut gewählt, denn unser Fahrzeug konnte rückwärts über die Furt das freie, übersichtliche Gelände erreichen, für unser Geschütz hatten wir freies Schussfeld. Allerdings war die ganze Hochebene vom Ami eingesehen, jede noch so geringe Bewegung wurde mit einem Granatwerferüberfall quittiert. Diese Geschosse erzeugten beim Aufschlag keinen Trichter, weil sie sofort explodierten, aber die Splitter zerfetzten den Rasen wie mit einem riesigen

Rasiermesser. Ich fand es deshalb ratsam, nachts im Straßengraben im Hohlweg zu schlafen, wenn ich wachfrei war.“

„Hattet ihr kein Zelt? Wo wart ihr, wenn es regnete?“

„Jeder hatte eine Zeltplane, nur nützt die Plane im Straßengraben nichts, wenn man sich zwar mit ihr zudeckt, aber nicht aufwacht bei stark einsetzendem Regen und mit dem Rücken in einem kleinen Bach liegt. Das ist mir passiert, aber das allein war nicht genug. Die Kleider sind während des Tages am eigenen Leib getrocknet, aber in der darauf folgenden Nacht mussten wir einen Spähtrupp laufen, dabei rutschen wir in der Dunkelheit zu dritt bis zur Hüfte in einen mit Wasser gefüllten Granattrichter und das Bibbern vor Kälte begann von Neuem. Zum Glück erwärmte mir die Herbstsonne den verlängerten Rücken, als ich tags darauf in einer Ackerfurche auf vorgeschobenen Beobachterposten lag. Wegen der Granatwerferüberfälle wollte ich mich mit dem Spaten etwas tiefer eingraben. Eine Wurzel der am Ackerrand stehenden Hecke ließ sich im Liegen einfach nicht abhauen. Ich ging schnell auf die Knie, um die Wurzel durchzuhauen. Das währte nur einen Augenblick, aber der amerikanische Vorposten musste mich gesehen haben, denn gleich darauf setzte wieder ein heftiges Granatwerferfeuer ein. Ich suchte krampfhaft die ganze Gegend ab, aber mit bloßem Auge ohne Fernglas war der gut getarnte Bursche nicht ausfindig zu machen

Kurze Zeit nach dem Feuerüberfall raschelte es plötzlich hinter mir. Erschrocken blickte ich nach hinten - in der Furche kam Günther, der Benjamin der Geschützbedienung angerobbt. *‘Langer, ich hab solche Angst allein da hinten am Geschütz, lass mich bitte bei dir liegen. Unser Geschützführer wurde schwer verwundet, Werner und Gerd haben ihn zum Hauptverbandsplatz geschleift’*. Ich ließ Günther liegen, nicht jeder bewältigt die Angst unbemerkt.“

„Wie lange warst du in der Eifel im Einsatz? Du hast doch gesagt, dass du in Mainz gefangen genommen wurdest!“

„Bis zur Gefangennahme war noch viel Wasser den Rhein runter geflossen. In Wascheid wurden wir von einer zusammengewürfelten Luftwaffeneinheit abgelöst. Auf dem Marsch zu uns hatten sie schon Ausfälle durch Artilleriebeschuss, infanteristisch hatten sie wenig Ahnung. Ich fühlte mich wie ein alter Frontsoldat, als mich, den Schützen Arsch, ein Feldweibel mit E K I und Goldener Frontflugsperre am Arm packte und als Kamerad ansprach. Er habe im Erdeinsatz Angst wie ein sch... Hund und bat mich um ein paar Tipps.

Wir machten Stellungswechsel nach Brandscheid, Ausfälle hatten wir dort zum Glück keine. Mitte Oktober tauchte abends plötzlich ein Unteroffizier aus Gonsenheim mit acht oder neun Mann zur Ablösung der ROB's der dritten Kompanie auf. Er brachte den Marschbefehl für acht Mann vom Alarmzug, ich war dabei. In Dreck und Speck setzten wir uns gleich in Marsch in Richtung Prüm. Der Unteroffizier kannte eine gute Unterkunft im Keller einer Gerberei, wo er während seiner tagelangen Suche nach uns einmal übernachtet hatte. Es war ein wunderbares Gefühl, weich und geborgen auf den auf dem Kellerboden ausgelegten Matratzen schlafen zu können. Am nächsten Morgen besorgte uns der Unteroffizier aufgrund seines Marschbefehls etwas Verpflegung, dann ging es ab zu Fuß nach Gerolstein, denn die Bahnstrecke Gerolstein - Prüm war völlig zerstört. Unterwegs mussten wir wegen der Jabos immer wieder fluchtartig in Deckung gehen, was viel Zeit in Anspruch nahm. Wir befürchteten, den einzigen Zug nach Koblenz nicht mehr zu erreichen. Bei dem Querfeldeinmarsch entsorgten wir die Eierhandgranaten und Gewehrmunition, nicht allein wegen der *‘Marscherleichterung’*, sondern auch um Probleme in der Kaserne zu vermeiden, dort wurde ja über jede scharfe Patrone Buch geführt.

Keuchend und schweißgebadet erreichten wir den zur Abfahrt bereitstehenden Zug, wir zwängten uns in den hintersten Wagen und schon setzte sich der Zug in Bewegung. Jetzt erst

kam die Erleichterung, es ging der Heimat zu, der Schlamassel lag hinter uns Zwischen Wachen und Träumen bummelte der Zug in die Nacht hinein, eingehüllt in den Schutz der Dunkelheit bestand keine Gefahr vor Tieffliegern. Am frühen Sonntagmorgen erreichten wir Bullay an der Mosel. Wir mussten aussteigen und die Brücke zu Fuß überqueren, da an der Brücke selbst Bombenschäden waren. Auf der anderen Moselseite wartete schon ein Anschlusszug nach Koblenz. Zwei Kameraden, die nicht allzu weit von Koblenz entfernt beheimatet waren, zogen in Erwägung, ob nicht ein Abstecher riskiert werden könnten. Da unser `Wanderführer`, der Unteroffizier, auch gern seine Familie im vorderen Westerwald aufsuchen wollte, nahm das Wunschdenken Gestalt an. Hans Güls aus Neuwied und Werner Kremer aus Limburg konnten jeweils noch zwei Kameraden mit nach Hause nehmen, aber zwei blieben übrig, die in Koblenz bleiben mussten. Es wurde gelost, Ludwig Laber und ich zogen jeweils das kurze Hölzchen. Wir beide verkrümelten uns im Wartesaal. Sehr wohl war uns nicht in unserer Haut, was sollten wir sagen ohne Marschpapiere, wenn wir von `Kettenhunden` aufgegriffen würden.“

„Kettenhunde, war das eine bestimmte Hunderasse?“

„Keine Vierbeiner, so wurde die Militärpolizei genannt. In den letzten Kriegsjahren wurden sie auch `Soldatenklau` genannt, weil sie alle aufgegriffenen Landser an die Front jagten. Uns beiden fiel das Herz in die Hosentaschen, als ein Oberleutnant den Wartesaal betrat, sich umschaute und auf uns zukam. Wir bauten `Männchen`, er musterte uns von Kopf bis Fuß, fragte, woher wir kämen und wieso wir im Wartesaal saßen. Wir sagten ihm, in welchem Frontabschnitt wir waren, ein Unteroffizier hätte uns geholt mit der Anweisung, hier zu warten, er käme mit weiteren Soldaten und brächte uns zum Lehrgang nach Mainz. Er schüttelte den Kopf, murmelte vor sich hin, wie weit wir schon gesunken wären, wenn man Landser in Dreck und Speck fortschickt, grüßte und ging. Uns fiel ein Stein vom Herzen.“

4. In Elsheim

Unsere `Heimlichen Urlauber` kamen am Montagnachmittag pünktlich zurück, gemeinsam bestiegen wir den Zug Richtung Mainz, der aber unterwegs wegen Schäden an der Strecke stehen blieb. Dienstags trudelten wir dann in der Katenkaserne in Gonsenheim ein. Die Kaserne war wie ausgestorben, die ausgebildeten Rekruten der dritten Kompanie waren alle zum Einsatz an der Ostfront ausgerückt, nur die Schreibstube war besetzt. Oberfeldwebel Hellwig, der Spieß der dritten Kompanie, war kein Schleifer, er war ein feiner Kerl und zeigte uns seine freudige Überraschung über unser Eintreffen und fragte uns über unsere Erlebnisse und Einsätze aus. Er wollte schon an unsere Angehörigen Vermisstenmeldungen schicken. Dann empfahl er uns, unsere dreckigen und zerrissenen Klamotten auf der Kammer umzutauschen, bevor wir uns bei der Lehrgangsbefehlshaber melden würden. Wir bezogen unsere alten Stuben und schickten uns an, unsere Klamotten umzutauschen. Ich machte mich auf den Weg zur Kammer, im Flur schlenderte ich an einem Chargierten im Drillich vorbei ohne zu grüßen in der Einbildung, als `Alter Frontsoldat` hätte ich das nicht mehr nötig. Aber da holte mich die Realität wieder ein. Er piffte mich zurück und geiferte, ob ich nicht notwendig hätte zu grüßen. Ich nahm Haltung an: `Doch, Herr Unteroffizier`. Da war ich wieder `in die Scheiße` getreten, die Rangabzeichen im Drillich kannte ich noch nicht und der `Heini` hatte sicher einen höheren Dienstgrad. Ich musste im Flur bis zum Fenster und zurück robben und mir dabei seinen Dienstgrad einfallen lassen. Als ich an seine Stiefelspitzen angelangt war, baute ich mich und beantwortete die Frage, ob ich

jetzt wisse, was er sei mit: *`Jawohl, Herr Oberfeldwebel`*. Sein Befehl: *Zurück zum Fenster!* ließ mich erkennen, dass ich wieder daneben lag, sicher war er nur Feldwebel, aber jetzt wurde ich stur und machte ihn zum Leutnant. Er machte große Augen und ich robbte wieder zum Fenster und zurück. Als ich ihn dann Stufe um Stufe bis zum Oberst befördert hatte, begriff er, dass ich ihn nicht ernst genommen hatte und ließ mich gehen. Schade, dachte ich, dass er nicht in der Eifel an der Front dabei war, da wurden solche *`Helden`* immer zahmer. Wir *`Alarmzügler`* glaubten, wir bekämen ein paar Tage Urlaub, wurden aber eines Besseren belehrt. Weil der Lehrgang schon vor Wochen begonnen hatte, durfte nicht noch mehr Zeit versäumt werden. In der Katenkaserne blieben wir aber nicht lange. Nachdem die Fliegerangriffe immer zahlreicher wurden, erhielt Leutnant Bickel von Major Clüver, dem Bataillonskommandeur, die Genehmigung, den Lehrgang nach Elsheim zu verlegen.

Ein Schulsaal diente uns als Unterkunft, nur unsere Ausbilder hatten Privatquartiere. Bei unserer Ankunft in Elsheim war die Weinlese in vollem Gange. Diesem glücklichen Zufall verdanken wir unsere spätere enge und herzliche Verbindung zu Elsheim und seinen Bewohnern. Du weißt, dass die Verbindung bis zum heutigen Tag besteht und wir uns jährlich einmal dort treffen.

Der erste Tag in Elsheim war allerdings nicht sehr verheißungsvoll. Der Leutnant befahl, bei den Bauern um Stroh für die mitgebrachten Strohsäcke zu bitten und gab uns eine Stunde Zeit, die Schlaflager zu errichten. Drei altgediente Soldaten mit Fronterfahrung in Russland nutzen die Gelegenheit und baten nicht nur um Stroh, sondern auch um Wein. Sie kamen nach zweieinhalb Stunden mit ihrem Stroh im Schulsaal angetorkelt. Die Zornesröte im Gesicht von Leutnant Bickel ließ uns Schlimmes ahnen: Er verkündete Ausgangssperre für die ganze Lehrgangsdauer. Aber auch hier traf das alte Sprichwort zu: Es wird nichts so heiß gegessen wie es gekocht wird.

Gegenüber dem Schulhaus war eine Gastwirtschaft mit Bäckerei. Dort traf Leutnant Bickel am nächsten Tag zufällig den Bürgermeister. Im Gespräch erwähnte der Bürgermeister, wenn während der Weinlese Einquartierung im Dorf war, sei es immer eine Selbstverständlichkeit gewesen, dass die Soldaten beim Herbstessen halfen. Der Bäcker hörte mit und bat den Leutnant um einen Soldaten für den nächsten Tag, da er selbst ja nicht in den Wingert könne. Bickel sagte zu.

Am darauf folgenden Morgen waren wir schon in den Selzbach-Wiesen bei der Ausbildung, als der Leutnant kam. Er ließ antreten und verkündete: Schütze Pasdior, sie melden sich im Gasthaus Schäfer zur Weinlese. Für heute sind sie vom Dienst befreit.

Schütze Pasdior wiederholte den Befehl und trabte davon. Nach einer Weile kam er zurück und meldete: Die Wirtin, Frau Schäfer, habe ihn weggeschickt, sie brauche keinen Helfer.

Der Leutnant tobte: Er habe gestern dem Bäcker einen Soldaten als Helfer versprochen, so ein Blödmann wie Pasdior sei ihm noch nicht über den Weg gelaufen, er sei als ROB ungeeignet, beim nächsten Vorkommnis werde er an die Front abkommandiert. Schütze Walter, gehen sie!

Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend meldete ich mich ab. Die Wirtsfrau schaute mich verwundert an, sie brauche niemanden, erstens habe sie keinen Wingert und zweitens habe sie vor einer halben Stunde schon einen Soldaten weggeschickt. Mir wurde noch übler,. Kreidebleich sah ich mich schon an die Ostfront abkommandiert.

Da kam der Bäcker aus der Backstube: Gott sei Dank, Soldat, da bist du ja, ich bringe dich gleich heim zu mir, die warten schon. - Des Rätzel's Lösung: Der Bäcker war nicht der Wirt, er war nur, da er gelernter Bäcker war, im Krieg in der Bäckerei dienstverpflichtet, weil der Bäcker einrücken musste.

Erleichtert ging ich mit dem Mann zu seinem Haus. Seine Frau und zwei Mariechen, die Haustochter und die Nachbarin, nahmen mich in ihre Obhut. Die Arbeit im Wingert machte mir Spaß, ich trug `die Bütt` und aus einem Tag Erntehilfe wurden vierzehn Tage. Ich fühlte mich bei der Familie Bernhart wie zu Hause und war nachher in jeder freien Minute dort“

„Mein schönstes Erlebnis während des ganzen Lehrganges muss ich dir unbedingt erzählen:

Bei Beginn der Ardennenoffensive am 16.12.1944 wurden auch wir zusammen mit anderen Einheiten in Ingelheim in Güterwagen verladen und an die Westfront transportiert. Weihnachten verbrachten wir in einem Westwallbunker in der Eifel. Seit drei Tagen waren wir ohne Verpflegung. Von einem erschossenen, hart gefrorenen Pferd schnitten wir Stücke ab und schmorten sie auf dem Bunkerofen. Am Abend des 30.12. ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: Morgen geht es zurück nach Elshem, der Lehrgang wird fortgesetzt. Am 31.12. übergaben wir unsere Geschütze und die gesamte Munition einer anderen Einheit, wir behielten nur unsere Karabiner. Bei grimmiger Kälte bestiegen wir um sieben Uhr in der Frühe einen offenen LKW zur Heimfahrt nach Elshem. Steif gefroren kamen wir gegen 19 Uhr an. Am Ortsrand kletterten wir vom Fahrzeug und marschierten mit unserem Lieblingslied., das allen Elsheimern bekannt war, zum Dorfplatz. Da wurden die Türen aufgerissen und von Haus zu Haus ging der Ruf: *Unser Buwe kumme*. Bei den Elsheimern waren wir nur `die Buwe`. Nach dem Kommando „Abteilung halt“ geschah etwas Einmaliges. Die Mädels warteten das Kommando zum Wegtreten nicht ab, sie stürmten in die Reihen und begrüßten ihre `Buben`. Mariechen umarmte mich und jubelte: *Karle, ihr seid wieder do, jetzt könne mer richtig Silvester feiere*.

Die gezeigte Freude über unsere Rückkehr, die impulsive Herzlichkeit der Begrüßung zusammen mit dem Glücksgefühl wieder `daheim` in Elshem zu sein, waren für mich einer der schönsten Augenblicke meines Lebens.“

„Habt ihr euch geliebt, du und Mariechen?“

„Wir waren wie Bruder und Schwester, wir waren zwar immer beisammen, wenn es etwas zu feiern gab, aber zum einen war ich damals mit meinen achtzehn Jahren, wie man so sagt, noch jung und dumm, zum anderen hatte Mariechen ja einen Freund, der Soldat an der Ostfront war.“

„Gab es da überhaupt Grund und Gelegenheit zum Feiern? Es war doch eine schlimme und traurige Zeit“

„Wir haben immer einen Grund gefunden, wenn sich die Gelegenheit bot. Aber glaube ja nicht, dass wir nur zum Feiern auf dem Lehrgang waren. Gleich zu Beginn wurde uns klar gemacht, dass wir zuerst die Grenze der eigenen Leistungsfähigkeit erkennen müssten, bevor wir Untergebenen Befehle erteilen wollen. Und an diese Grenzen wurden wir oft heran geführt.

Zum Beispiel werde ich den sechsten Dezember nie vergessen. Kaum waren wir im Regen vom Schulhof abmarschiert, brüllte der Oberfeldwebel `Tiefflieger von vorn`, was bedeutete, dass wir in `Deckung` in den Straßengraben liegen mussten, in dem das Wasser floss. Kaum waren wir weiter marschiert, wiederholte sich dasselbe Spielchen. So ging es bis in die durchnässten Wiesen an der Selz. Zuerst mussten wir uns bis zum Fuß des Berges sprungweise vorarbeiten. Bei dieser Angriffsart gibt der Eine liegend `Feuerschutz`, während der Andere ein paar Schritte springt, dann wird gewechselt. Ich lag noch nicht recht auf dem Bauch, da wurde Gasalarm erteilt. Dann befahl der Schleifer `Sprung auf - marsch-marsch`, wir mussten den Berg mit aufgesetzter Gasmasken stürmen. Nach Luft ringend erklimmen wir die Höhe, dann wurden wir die ganze Strecke zurück und durch die Selz gescheucht. Den Kleineren reichte das Wasser bis zum Kinn. Am Ortsrand angekommen, wurden wir

zurückgepiffen, mussten wieder durch den Fluss und singend mit aufgesetzter Gasmasken zur Schule marschieren. Auf solche Art lernten wir die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit kennen.



Frohe Runde der „Buben“ mit den „Rosen“ vom „Rosengarten“
Rechts auf dem Bild „Fähnrichsvater“ Leutnant Bickel, unser Lehrgangsführer.

Ein beliebtes Spiel unserer Ausbilder war, uns am Samstagmorgen über durchgeweichte Acker zu jagen und nach der Ankunft im Schulhof dann noch einen „Maskenball“ zu veranstalten. Als Maskenball bezeichnete der Landser die Schikane, wenn man im Abstand von fünf Minuten in anderer Kleidung antreten musste, beispielsweise im Sportanzug, dann im Drillich, dann im Ausgehanzug, wobei im letzten Fall noch kontrolliert wurde, ob Kamm und sauberes Taschentuch vorhanden war. Der Samstagnachmittag war dann mit dem Reinigen der Klamotten und Waffen ausgefüllt.

Einer Hinrichtung mussten wir als Zuschauer auch beiwohnen. Ein Soldat war wegen angeblicher Feigheit vor dem Feind zum Tod verurteilt worden. Er war an einen Pfahl gebunden. Bevor ihm die Augen verbunden wurden, durfte er noch etwas sagen. Seine Worte werde ich nie vergessen:

‘Ich bin unschuldig so wahr mir Gott helfe!’

Dann wurden ihm die Augen zugebunden, es ertönte der Befehl ‘Feuer’ und der Mann sackte zusammen. Nachher haben wir erfahren, dass der Hingerichtete in Afrika in Gefangenschaft geraten war, dort geflohen ist und sich an der Ostfront zurückgemeldet hat. Von dieser Erschießung waren wir alle tief erschüttert und außerdem überzeugt, dass dieser Mann zu Unrecht zum Tod verurteilt worden war. Wer es fertig brachte, aus der

Gefangenschaft in Afrika zu fliehen, ist bestimmt kein Feigling. Ich habe das schreckliche Bild auch heute noch vor Augen.“

„Ihr habt doch als angehende Offiziere sicher auch politische Schulung gehabt!“

„Nein, hatten wir nicht, es wurden nur militärische Kenntnisse vermittelt. Ich kann mich nicht entsinnen, während des Lehrgangs von irgendeinem Vorgesetzten die Worte Nationalsozialismus oder Partei gehört zu haben. Ich hatte das Gefühl, dass die Offiziere unseres Bataillons ebenso wie viele Wehrmachtsangehörige nach dem 20. Juli mit Widerwillen mit dem befohlenen `Deutschen Gruß` begrüßt haben. Unser Lehrgangsführer war ein Vorbild als Soldat und als Mensch, wir haben ihn geachtet und verehrt und sein kameradschaftliches Verhalten nach Dienstschluss nie ausgenützt. Er hatte einmal versichert, er würde mit uns sogar bis um fünf Uhr in der Frühe feiern, aber nur so lange, wie der gesamte Lehrgang fünf Minuten vor sechs Uhr in ordentlichem Anzug und ohne das geringste Anzeichen von Müdigkeit in Reih und Glied steht.

Auf Elsheimer Gemarkung sprang aus einem angeschossenen amerikanischen Bomber ein Besatzungsmitglied mit dem Fallschirm ab. Wir nahmen den Mann gefangen und brachten ihn zunächst in unsere Unterkunft. In Elsheim waren viele ausgebombten Mainzer evakuiert. Sie hatten Hab und Gut und zum Teil auch Angehörige verloren. Wütend wollten einige davon auf den abgesprungenen Amerikaner losgehen und ihn lynchen. Da zog unser Leutnant seiner Revolver und gab einen Warnschuss ab. Solange der Gefangene sich in seiner Hand befindet, wird ihm weder ein Haar gekrümmt noch wird er beleidigt, gab Bickel unmissverständlich zu verstehen. Nachdem sich Bickel erkundigt hatte, wo der Gefangene abzuliefern war, befahl er zwei Lehrgangsteilnehmer, den Gefangenen in das Gefangenenlager zu bringen. Die Beiden mussten ihren Karabiner mit scharfer Gewehrmunition laden, um den Gefangenen vor Übergriffen schützen zu können.

Als sich die ehemaligen Lehrgangsteilnehmer 1995 nach fünfzig Jahren zum ersten Mal wieder in Elsheim trafen, hat Bickel deiner Mutter gegenüber erwähnt, er sei als Lehrgangsführer immer auf einem Grad gewandert. Dabei erwähnte er aber auch, dass er große Bedenken hatte, zu dem Treffen zu kommen, aber jetzt sei er glücklich, dass er der Einladung gefolgt sei, er spüre die Wertschätzung und Achtung, die ihm entgegengebracht wird. Leider sahen wir ihn bei diesem Treffen in Elsheim zum letzten Mal, ein halbes Jahr später ist er gestorben.

5. Die Besichtigung

In den ersten Wochen hatte ich als Lehrgangsteilnehmer schwer ums Überleben gekämpft. Ich war nicht beim Reichsarbeitsdienst und bei der Grundausbildung fehlte mir auch die Hälfte der Ausbildungszeit, weil ich, wie ich bereits erwähnt habe, später zur Ausbildungskompanie und nach sechs Wochen mit dem Alarmzug an die Front kam. Deshalb hatte ich am Anfang Defizite bei der Kommandosprache und bei der Waffen- und Gerätekunde. Während der ersten Hälfte der Lehrgangszeit wurden immer wieder Teilnehmer zum Ersatzbataillon abgestellt, weil sie als ungeeignet beurteilt wurden. Ich hatte jedes Mal Bauchweh, wenn wieder bekannt wurde, dass gesiebt wird. Beruhigt war ich erst, als uns mitgeteilt wurde, dass alle noch Anwesenden den Lehrgang durchlaufen würden. Es war für mich dann ein `Innerer Vorbeimarsch`, als mir der Lehrgangsführer unter vier Augen sagte, ich sei einer von denen gewesen, die ihm am meisten Spaß bereitet hatten.

„Wie lange hat der Lehrgang dann noch gedauert?“

„Die Abschlussbesichtigung durch den Kommandeur am 31. Januar 1945 war Höhepunkt und Ende des Lehrgangs. Wir sollten die im Lehrgang erworbenen Führungseigenschaften unter Beweis stellen. Am Vormittag von acht bis zwölf Uhr stand Gefechtsdrill auf dem Dienstplan. Im 'Mannschaftszug' zogen wir unsere auf die Lafette aufgelasteten Geschütze an den Ausgangspunkt der Gefechtsübung. Und dann standen wir da und warteten und wurden dabei immer unruhiger. Nach anderthalb Stunden kam der Kommandeur endlich angebraust. Bis nach 13 Uhr scheuchte man uns im Gelände herum, völlig ausgepumpt konnten wir den Rückmarsch mit dem Geschütz antreten. Wenn die 2-cm-Kanone gezogen wurde, musste die Knarre mit dem Lauf nach rechts über die Schulter gehängt werden. Im Hof erwartete uns der Kommandeur. Als wir mit unserem Geschütz an ihm vorbei keuchten, befahl er uns anzuhalten. „Ja, gibt es denn so etwas, dieser Mann schultert seinen Karabiner falsch!“ brüllte er. Gefreiter Jacobsen stand stramm. „Laut HDv hat Schütze drei der Geschützbedienung den Karabiner von links oben nach rechts unten zu schultern“ „Aha, er kennt sich aus, abtreten“ meinte anerkennend der Major. Wir haben später herzhaft darüber gelacht, denn in der HDv stand das nicht. Aber ich bewunderte die Schlagfertigkeit des Kameraden.“

„Was hieß HDv?“

„Heeres-Dienstvorschrift!“

„War eure Besichtigung damit beendet?“

„Von wegen, um 14 Uhr, also nach 25 Minuten, mussten wir wieder antreten und das wohl gemerkt in gereinigten Klamotten. Der Magen knurrte, aber zum Essen war keine Zeit. Gegenüber der Schule wohnten Verwandte von Mariechen, ich spurtete dorthin und bat um eine Tasse Kaffee, denn die Zunge klebte mir von der morgendlichen Anstrengung am Gaumen. Der Hausherr lachte und reichte mir einen Schoppen Rotwein mit der Bemerkung, der würde den Durst besser löschen als Kaffee. Das Ergebnis kannst du dir ausmalen, die Wirkung des Weines auf nüchternen Magen ließ nicht lange auf sich warten. Ich schwankte zwar nicht, aber ich nahm alles nicht mehr ganz so ernst.“

Im Übungsgelände angekommen, musste ich eine der fünf Gruppen übernehmen. Der Major war mit dem Gezeigten zufrieden, unser Leutnant scheinbar auch, denn er befahl mir, den Lehrgang in das Schulgebäude zu führen und dem Kommandeur den Lehrgang zur Unterrichtsprobe zu melden.

Ein Lehrgangsteilnehmer wurde heraus gedeutet, der den Unterricht ohne jegliche Vorbereitung halten musste. Das zu behandelnde Thema wurde ihm genannt: Panzererkennung. Einen undankbareren Stoff gab es nicht, wer kannte schon alle existierenden Panzer von Freund und Feind. Keine der gestellten Fragen wurde sauber beantwortet, jeder der Aufgerufenen kam ins Stottern. Ich merkte dem Kommandeur an, dass er ungeduldig wurde, aber ich erkannte auch an seinen Einwänden, dass er den Stoff genauso wenig beherrschte. Um meinem Kameraden zu helfen, gab ich ihm mit Zeichen zu verstehen, er solle mich aufrufen, was er auch tat. Ich leierte Aussehen und Bewaffnung des gefragten Panzers herunter, aber den Panzer, den ich beschrieb, gab es wahrscheinlich in keiner Armee. Der Herr Major jedoch meinte, es gäbe auch Soldaten, die das Thema beherrschen. - Nüchtern hätte ich diese Unverfrorenheit nicht gewagt, aber der Elsheimer Rotwein war ein echter Nothelfer.“ - Der Kommandeur gab dann noch bekannt, dass wir den Lehrgang alle erfolgreich abgeschlossen hätten und ernannte uns zu Reserve-offiziersbewerbern, wir durften die 'Hoffnungsbalken' tragen.“

„Was für Balken? Wo habt ihr sie denn hingetragen?“

„Witzbold, Hoffnungsbalken war der 'Spitzname' für die zwei schmalen Silberstreifen, die über die Schulterstücke gestülpt wurden und zeigten, dass man Offiziersbewerber war.“

Jürgen, wenn ich an meine Soldatenzeit denke, stelle ich fest, dass ich immer Glück hatte. Einerseits mit dem ROB-Lehrgang, denn von meiner Ausbildungskompanie kamen außer den Lehrgangsteilnehmern Alle als Ersatz an die Front, viele wurden verwundet oder sind gefallen. Andererseits war mein Riesenglück, dass der Krieg aus war, bevor ich als Unteroffizier zur Frontbewährung musste, denn dabei haben viele `ins Gras gebissen`. Pech hatte ich allerdings mit meiner dreijährigen Kriegsgefangenschaft.“



Nach der Besichtigung: Reserveoffiziersbewerber Gefreiter Walter

6. Ausbilder

„Habt ihr nach dem Lehrgang Urlaub bekommen?“

„Das wäre zu schön gewesen, ich hatte als Soldat keinen einzigen Tag Heimaturlaub! Aber wir hatten ein paar Tage dienstfrei, ich verbrachte die Zeit natürlich bei der Familie Bernhart. Papa Bernhart gratulierte mir und meinte, dass unsere `Hoffnungsbalken` den Ami auch nicht mehr aufhalten werden, denn die Ardennenoffensive war zu dem Zeitpunkt bereits gescheitert. Und dann sagte er `Ei, Karle, ab jetzt trinke mir unsern gute Rotwein und de Ami soll de Hastrunk saufe`. Der Hastrunk war das Getränk der dortigen Winzer, denn der erzeugte Wein musste ja verkauft werden. Die ausgepresste Maische wurde eingeweicht und daraus der Hastrunk gepresst.“

„Papa Bernhart hat dir also das Rotwein trinken beigebracht! Und wie ging es dann weiter?“

„Wir wurden zu den einzelnen Kompanien als Ausbilder abkommandiert, die neuen Rekruten

vom Geburtsjahrgang 1927 waren schon da. Ich kam zur dritten Kompanie, die in Oberolm, ungefähr 7 km von Elsheim entfernt, im Schulhaus untergebracht war. In der Kaserne hatte jede Gruppe ein Zimmer, in den Schulsälen lag jeweils ein ganzer Zug mit 36 Rekruten. Sie schliefen auf dem mit Stroh bedeckten Boden.

Ich wurde dem ersten Zug als Stubenältester zugeteilt. Als ich den Schulsaal betrat, es war kurz nach Dienstschluss, waren nur wenige Rekruten anwesend. Wie ich später erfuhr, versuchten die meisten in einer Wirtschaft im Dorf mit ein paar `Fettmarken` Bratkartoffeln zu ergattern. Eine Namensliste, wie in der Kaserne üblich, war nicht vorhanden. Meine Frage, ob Stubendienst eingeteilt sei, wurde mit ja beantwortet. Gegen 20 Uhr kamen die Ersten angetrudelt. Um 21 Uhr war Zapfenstreich, aber drei Mann fehlten noch. Ich meldete dem UvD, dass drei Mann beim Austreten seien, ich wollte nicht schon am ersten Tag meiner Ankunft jemand anschwärzen. Ich erhielt einen kräftigen Anpiff, während der Zeit des Stubendurchgangs habe niemand den Raum zu verlassen. Ich hatte einen gewaltigen Zorn, weil ich schon am ersten Tag wegen diesen drei Burschen negativ auffiel.“

„Was heißt UvD und was wollte der?“

„UvD heißt Unteroffizier vom Dienst. Der musste unter anderem nach dem Zapfenstreich in allen Unterkünften die Meldung der Stubenältesten über Vollzähligkeit und Sauberkeit entgegennehmen und morgens in allen Stuben sein `Aufstehen` brüllen!“

„Passe auf: Kaum war der UvD durch, ging die Türe auf und die drei Fehlenden kamen keuchend herein. Als ich den Ersten erblickte, war mein Zorn verraucht. Es war, du wirst es nicht glauben, unser jetzige Nachbar, der Onkel Erwin. Ich ließ mir meine Freude nicht anmerken, markierte den tobenden Vorgesetzten und befahl ihnen, sich in drei Minuten feldmarschmäßig beim UvD zu melden. In Erwins Gesicht konnte ich ablesen, dass er mich, den früheren Kumpel, für `übergeschnappt` hielt. Er hastete auf seinen Platz, um sich fertig zu machen. Ich ging zu ihm hin, um ihn zu begrüßen, aber er schleuderte mir bissig entgegen: *`Geh weg, ich muss mi melde!!`* Erst, als ich ihm mehrfach versicherte, dass mein Gebrüll nur gespielt war, hat er sich beruhigt. Wir setzten uns dann auf mein Bett, als Ausbilder musste ich nicht auf dem Boden schlafen, und er erzählte mir von daheim.

An einem Dienstag kam ich in Oberolm an, freitags wurde ich zum Kompaniechef befohlen. Er eröffnete mir, dass mich Leutnant Bickel für die Volkssturmbildung benötigt. Ich müsse mich ab sofort an jedem Samstag in Elsheim melden. Von der Waffenkammer solle ich mir ein MG geben lassen.

Samstags punkt zwölf Uhr meldete ich mich ab bis zum Dienstbeginn am Montagmorgen. Meine Essenmarken für den Sonntag gab ich Erwin und trabte frohgemut mit geschultertem MG 42 nach Elsheim. Natürlich ging ich zuerst zur Familie Bernhart. Mariechen meinte: *‘Na also, es hat geklappt. Ich hatte Leutnant Bickel gebeten, er möge dafür sorgen, dass du über das Wochenende hier sein kannst. Schlafe erst mal zwei Stunden!’* Als ich aufstand, waren die Hosen gebügelt und die Stiefel auf Hochglanz gebracht.

Die Volkssturmbildung begann am Sonntagmorgen. Ich machte die Unterweisung am MG nicht wie mit Rekruten und behandelte die alten Männer höflich. Der Volkssturm, die letzte Marotte der Kriegführung, konnte den *‘Endsieg’* ja auch nicht mehr erringen.

Am 25. Februar begannen die Schanzarbeiten zwischen Bretzenheim und Gonsenheim. Ich musste einen mit zwei Pferden bespannten Wagen übernehmen und Holz für den Bunkerbau dorthin fahren. Als ich von Jabo's angegriffen und beschossen wurde, konnte ich die Gäule nicht mehr halten, sie gingen durch. Ich hatte eine mächtige Angst, dass den Pferden etwas zustoßen würde, was zum Glück nicht der Fall war. Ich konnte sie dem Bauer unversehrt zurückgeben. Am 27.02. erhielt ich den Befehl, mit einer Gruppe den Schießstand in Gonsenheim vorzubereiten, die Kompanie sollte am nächsten Tag dort schießen. Um 16 Uhr kamen wir in der Kaserne an, gegen 17 Uhr war Fliegeralarm. Der schlimmste Bombenangriff für die Stadt Mainz begann. Zum Glück waren wir schon am Schießstand und nicht mehr in der Kaserne. Von meiner Luftwaffenzeit in Mannheim kannte ich das Geräusch der fallenden Bomben. Solange man einen pfeifenden Ton hört, besteht keine unmittelbare Gefahr, hört man aber so eine Art Gluckern, dann wird es gefährlich. Aber die angsteinflößenden Geräusche wurden übertönt von Explosionen und einstürzenden Mauern.

Mitte März wurden die Rekruten der 3. Kompanie auf rechtsrheinisches Gebiet verlegt, aber wir vom ehemaligen Lehrgang mussten zur Verteidigung von Mainz bleiben. Uns wurde im Verteidigungsgürtel um Mainz ein Abschnitt im Schützengraben bei Bretzenheim zugewiesen. Und höre und staune, Mariechen hatte herausgefunden, wo wir lagen. Sie radelte zusammen mit zwei Freundinnen von Elsheim in unsere Stellung und brachte mir am Abend des sechzehnten März ein Päckchen mit belegten Broten als Geburtstagsgeschenk. Zwei Tage später ließ mir Leutnant Bickel ausrichten, ich solle mir ein Fahrrad besorgen, wir würden unter dem Vorwand, einen Spähtrupp zu fahren, nochmals nach Elsheim radeln. Wir saßen bis spät in die Nacht im Wirtshaus mit den Mädchen zusammen. Plötzlich wurde die Türe aufgerissen, Mama Bernhart stürzte ganz aufgeregt herein. Sie meinte, es sei höchste Zeit, dass wir verschwinden, man höre schon die amerikanischen Panzer. Wir verabschiedeten uns in Eile und radelten zurück in unsere Stellung.

Am 20. März begann der Zauber. Um fünf Uhr morgens setzte ein gewaltiges Trommelfeuer ein, gegen acht Uhr schoss der Gegner dazu noch Nebelgranaten, nach kurzer Zeit sah man nicht mehr die Hand vor den Augen. Und dann begann der Sturmangriff der amerikanischen Infanterie. Wir hörten das Geknatter ihrer Handfeuerwaffen und ihr Geschrei. Mit Lautsprechern wurden wir aufgefordert, uns zu ergeben. Wir standen im Schützengraben, den Karabiner in der Hand, starrten in den Nebel und fieberten dem Augenblick entgegen, in dem die Angreifer vor uns auftauchen würden. Aber nichts regte sich, rechts und links von uns ebte das Feuer der Maschinenpistolen ab, das Geschrei war auf beiden Seiten seitlich hinter uns zu hören. Die Amerikaner waren rechts und links von uns durchgebrochen, sowohl bei den Landeschützen, den grauhaarigen, alten Männern rechts von uns als auch bei der Rekrutenkompanie auf der linken Seite, sie hatten sich nach kurzem Gefecht übergeben. Als sich der Nebel verzogen hatte, stellten wir fest, dass auf beiden Seiten von uns der Schützengraben leer war. Wir wunderten uns, dass in unserem Abschnitt nicht angegriffen wurde und gelangten zu der Überzeugung, dass der Ami über die ihm gegenüber stehenden Einheiten informiert war. In der vorausgegangenen Nacht kam ein

Spättrupp der Nachbarkompanie nicht zurück. Die Amerikaner hatten in geschnappt und sicher ausgequetscht. Gegen Abend zogen wir uns zurück, um nicht eingeschlossen zu werden. Auf dem Weg zum Kompaniegefechtsstand, den wir aufsuchen wollten, kamen wir an einer Flakstellung vorbei. Ich wurde Zeuge, wie eine blitzschnelle Reaktion im richtigen Augenblick eine Lage verändern kann.

Unter uns waren Zwillingbrüder aus Worms. Ein beliebter Wachmeister kam hinter seinem Flakgeschütz hervor und befahl uns umzukehren und umgehend wieder nach vorn zu gehen. Als wir zögerten, zog er seine Pistole, entsicherte und visierte uns an. Augenblicklich richtete Hans, der eine Zwillingbruder, seinen Karabiner in der Armbeuge auf den Wachmeister und brüllte: *„Mich kannst du umlegen, aber neben mir steht mein Bruder, der legt dich Fettsack um“*. Werner folgte dem Beispiel seines Bruders, wir andere machten es den beiden nach und richteten unseren entsicherten Karabiner auf den Wachmeister. Der steckte seinen Revolver weg und verschwand hinter seinem Geschütz. Grinsend setzten wir unseren Weg fort.“

„Aber der Krieg war damit für euch noch nicht vorbei.“

„Keineswegs, denn am nächsten Tag folgte ein typisches Beispiel militärischen Wahnsinns in der Schlussphase des Krieges: Zu zehnt sollten wir unter dem Befehl eines uns unbekanntes Leutnants Bretzenheim zurückerobern und das mit unseren Karabinern, fünf Panzerfausten und einem MG. In Ortsmitte stand Panzer an Panzer und die Häuser rings um die Panzer waren vom Ami besetzt.

Wir schlichen uns am Ortsrand an und erreichten das erste Haus, die Haustüre war verschlossen, auch die nächsten zwei Häuser waren zu. Ich bekam eine Stinkwut, weil man uns deutschen Soldaten den Eintritt verwehrt, heute kann ich die Bewohner voll und ganz verstehen. Als ich an einer Tür polterte, wurde ein vom Ami nicht eingesehenes Fenster geöffnet und eine Frau rief uns zu, wir sollen doch endlich abhauen, sonst würden ihre Häuser auch noch zusammengeschossen werden.

Auf Befehl des Leutnants sollten sich einige von uns auf der Straßenseite, die anderen auf Bergseite von Haus zu Haus vorarbeiten und sich gegenseitig Feuerschutz geben. An zwei oder drei Häusern kamen wir noch vorbei, dann erhielten wir Feuer. Unser Kamerad aus Wien, der älteste Lehrgangsteilnehmer, wollte sich auf der Bergseite zum nächsten Haus vorarbeiten. Ich sollte ihm von der Straßenseite aus Feuerschutz geben. Auf halbem Weg brach er zusammen und blieb liegen. Ein anderer Kamerad kroch zu ihm und sah, dass er einen Kopfschuss hatte. Er wollte den Gefallenen zurück hinter das Haus ziehen und wurde dabei auch getroffen. Der feindliche Kugelhagel machte ein weiteres Vordringen unmöglich und die Panzer kamen immer näher. Der Leutnant gab das Zeichen zum Rückzug. Von Haus zu Haus schlichen wir uns zurück an den Ortsrand. Im Schutz des ersten Hauses verbanden wir den Verwundeten. Er hatte einen Armdurchschuss. Der Leutnant erklärte, wir würden uns in Richtung Zahlbach zurückziehen. Werner und ich erhielten den Befehl, den anderen Feuerschutz zu geben. Auf halber Hanghöhe würden sie den schießen, damit wir nachkommen könnten. Hinter einer Gartenmauer liegend schossen wir auf die Amis, die im Schutz der Panzer langsam näher rückten. Wir warteten vergeblich auf den Feuerschutz der Anderen, sie waren nicht mehr zusehen, als ich zurückschaute. *„So ein Schweinehund, der Leutnant“*, sagte ich, *„lässt uns beide einfach hier liegen, jetzt wird es höchste Zeit zum Verschwinden“*. Wir waren noch keine dreißig Schritte gelaufen, da hörten wir die Amis schreien. *„The krauts, the krauts“* brüllten sie und schon piffen die Kugeln. Hinschmeißen, drei Rollen nach links, auf marsch-marsch, nach fünf Schritten das Gleiche aber die Rollen nach rechts, alte infanteristische Ausbildung. So machten wir Häslein hüpf bis zur Mitte des Hanges, dann ließ das Feuer nach. Wir ließen uns fallen und machten eine Verschnaufpause, dann trotteten wir weiter Richtung Zahlbach. Den feinen Leutnant haben wir nicht mehr gesehen.

In Zahlbach überraschte uns ein gewaltiges Trommelfeuer der amerikanischen Ari, wir konnten uns in einen Keller flüchten. Ein Stunde lang bebte die Erde, danach wurde die Besatzung von Mainz mit Lautsprechern zum Überlaufen aufgefordert, dem wurde aber noch keine Folge geleistet, wir zogen uns für die Nacht in die Kupferbergkeller zurück.

In dieser Nacht wurden die Rheinbrücken gesprengt. Da wurde uns bewusst, dass wir bald in Gefangenschaft gehen würden. Niemand war mehr bereit, bis `zum letzten Blutstropfen` für den verlorenen Krieg zu kämpfen. In den Gewölben trafen wir auch Lt. Bickel. Ich sagte ihm, dass es vielleicht von Vorteil wäre, wenn wir als Unteroffiziere in Gefangenschaft gingen. Er meinte, dem stünde nichts im Wege, den Bataillonsstempel habe er dabei. Wir, die anwesenden Lehrgangsteilnehmer, gaben ihm die Soldbücher und er beförderte uns rückwirkend zum 1. März 45 zum Fahnenjunker-Unteroffizier. Am nächsten Morgen ergaben wir uns.“

„Vater, hast du was dagegen, wenn wir eine Kaffeepause einlegen? Wir kommen bald an eine kleine Raststätte.“

„Nein, im Gegenteil, ich freue mich auf eine Tasse Kaffee!“

7. Die `Höllenfahrt` nach Stenay

„Die Kaffeepause tat gut“ meint Jürgen, als wir wieder einsteigen. „Jetzt kannst du weiter erzählen. Hat dir die Beförderung zum Unteroffizier in der Gefangenschaft noch was gebracht?“

„Erstaunlicherweise ja, ich hatte zwar weder eine Ahnung von der Genfer Konvention noch von den völkerrechtlichen Vereinbarungen, ich dachte nur, als ich den Vorschlag machte, vielleicht könnte es irgendwann von Vorteil sein. Und das war es dann auch. Die Amis hatten in Rennes spezielle `Cage` für die Chargierten ab Unteroffizier. Wir bekamen zwar keine bessere Verpflegung als die anderen, aber wir mussten nicht arbeiten. Als der Franzose das Lager übernahm, hat dieser die Bestimmungen elegant umgangen, er ließ uns hungern, bis wir uns freiwillig zum Arbeitseinsatz meldeten. Aber die für uns wichtigste Vereinbarung, dass die Kriegsgefangenen nach dem Waffenstillstand umgehend zu entlassen seien, haben die Siegermächte nicht eingehalten. Jedoch bei der Entlassung 1948 wurde die vereinbarte Behandlung der Chargierten berücksichtigt: Unteroffiziere, die sich freiwillig zum Arbeitseinsatz gemeldet hatten, wurden sage und schreibe zehn Monate früher entlassen als die gleichaltrigen Soldaten im Mannschaftsrang.“

„Wie ging es dann nach eurer Gefangennahme weiter?“

„Zwei oder drei Tage haben wir auf einer Wiese im Selzbachtal verbracht, dann wurden wir auf offene Lastwagen verfrachtet. Diese „Höllenfahrt“ nach Stenay vergesse ich meiner Lebtag nicht.“

Vor der Gefangennahme hatte ich noch ein Kommisbrot ergattert. Das Brot und eine Wolldecke erachtete ich als zweckmäßiges Gepäck beim Gang in die Kriegsgefangenschaft. Ich umwickelte das Brot mit der Decke und schnürte das Paket mit einem Tornisterriemen. Das freie Ende des Riemens wickelte ich mir immer wieder um das Handgelenk. In den Nächten auf der Wiese war ich mit der Decke heilfroh, das Brot hatte ich nicht angebrochen. Jeden Morgen habe ich das Paket wieder marschbereit verschnürt.

Zwei baumlange dunkelhäutige US-Soldaten pferchten uns auf der Ladefläche so zusammen, dass sich keiner rühren konnte. Ich war bestrebt, an die rechte Bordwandseite zu kommen in der Hoffnung, dort mehr Bewegungsfreiheit zu haben. Aber das war eine Fehlkalkulation, denn bei dem irrsinnigen Tempo, mit dem die Fahrer durch die Landschaft rasten, wurde die Menschenfracht in jeder Kurve durch die Zentrifugalkraft gegen die

Bordwand gepresst. In jeder Linkskurve befürchtete ich, dass die erschreckend durchgebogenen Leisten brechen und wir hinauskatapultiert würden.

Meinen linken Arm mit dem Paket hatte ich aus Platzmangel außerhalb der Bordwand hängen lassen. In einer Ortsdurchfahrt war es dann geschehen: Der Fahrer fuhr in einer Kurve so nahe an einem Haus entlang, dass mein Paket zwischen Bord- und Hauswand eingeklemmt wurde. Meine Hand konnte ich glücklicherweise noch vom Riemen lösen. Meine „Eiserne Ration“ war verloren, aber wenigstens war meine Hand nicht verletzt.

Ein Gefangener ließ sich von den anderen auf das Führerhausdach hoch stemmen. Er saß mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und glaubte, den idealen Platz ergattert zu haben. Aber er hatte sich getäuscht, tief hängende Äste wurden für ihn zur Lebensgefahr. Immer wieder wurde er zum Herunterbeugen aufgefordert. Einmal kam die Warnung zu spät, er wurde skalpiert.

Die riesige Menge an schweren Waffen, der unübersehbare Fahrzeugpark und die Beobachtungsflugzeuge, an denen wir vorbeirasteten, versetzten mich immer wieder in Erstaunen. Was waren wir dagegen arme Würstchen. Mir wurde vor Augen geführt, dass wir mit unserer erbärmlichen Ausrüstung gegen diese Übermacht nichts mehr ausrichten konnten.

Die angstvollen Schreckensrufe wegen der irrsinnigen Fahrweise waren während der ganzen Fahrzeit nicht verstummt. Erleichtert sprangen wir in Stenay vom LKW.“

8. Das Verhör

„In Stenay wurde jeder Kriegsgefangene von einem amerikanischen Offizier verhört. Auf die Gefangenen mit den `Hoffnungsbalken` hatten sie ein besonderes Augenmerk. Der Mann, der mich befragte, sprach ein perfektes Deutsch, er war sicher als jüdischer Staatsbürger aus Deutschland geflohen. Als erstes fragte er, ob ich Nationalsozialist sei. Meine spontane Antwort war ein klares „Ja“.

„Vater, warst Du wirklich ein Nazi?“

„Jürgen, über deine entsetzte Miene muss ich lachen. Aber zur Klarstellung: Nazi war ich nie, aber ich war damals der Meinung, Nationalsozialist zu sein.“

„Wieso unterscheidest du zwischen Nazi und Nationalsozialist, das ist doch das gleiche?“

„Für mich eben nicht. Ein namhafter Historiker hat kürzlich in einer Gesprächsrunde im Fernsehen erwähnt, dass für die Verbrechen im `Dritten Reich` nicht das ganze Volk, sondern ungefähr hundertfünfzigtausend Personen verantwortlich waren. Ich meine, nur wer Verbrechen begangen hat, dafür verantwortlich war oder die Verbrechen befürwortet hat, sollte als Nazi bezeichnet werden, denn das Wort Nazi steht für Mord, Menschenverachtung, Folterung, Krieg.

Ich hatte nichts Unrechtes getan, weder als Soldat noch vorher. Der Offizier fragte nicht, ob ich ein Nazi, sondern ob ich Nationalsozialist sei. Warum sollte ich feige sein und verleugnen, was man uns eingetrichtert hatte. Die mörderischen Grausamkeiten hatte man uns ja verschwiegen, oder glaubst du im Ernst, ich hätte dem jüdischen Offizier mit ja geantwortet, wenn ich von dem unmenschlichen Verbrechen gewusst hätte, das im Dritten Reich an den europäischen Juden verübt wurde.“

„Gut, wenn du das so siehst, warst du natürlich kein Nazi. Aber es steht für mich noch manches offen. Was wollte der Offizier dann noch von dir wissen?“

Er befragte mich in ruhigem, sachlichem Ton über meine militärische Einheit, ob ich Kriegsfreiwilliger war, wann ich mich als Offiziersbewerber gemeldet habe, über meine Schulzeit und meine Einstellung zur Kirche. Als ich ihm sagte, dass ich jeden Sonntag zum Gottesdienst gehen musste, weil meine Großmutter, bei der ich aufgewachsen bin, es verlangte, schien seine Entscheidung zu meinen Gunsten auszufallen. Zum Schluss fragte er mich noch, ob ich überhaupt in einem demokratischen Staat werde leben können. Ich antwortete, dass man es versuchen müsse. Der Offizier entließ mich mit der Bemerkung: *Versuchen sie es.*

Heute bewundere ich den Mann wegen seiner Sachlichkeit. Als Jude hätte er mich für meine Antwort auf seine erste Frage umgehend zum Minenräumkommando einteilen können. Er brachte uns jungen Burschen, die ihre ganze Jugend im `Tausendjährigen Reich` verbracht hatten, weitaus mehr Verständnis entgegen als dies heute viele Besserwisser im eigenen Land an den Tag legen.

Und jetzt, Jürgen, halte dich fest: Ich wusste damals nicht, was ein demokratischer Staat ist. Dieser Begriff war während meiner Gymnasialzeit nicht im Wortschatz enthalten. In diesem Zusammenhang fällt mir immer Schillers Gedicht `Die Bürgschaft` ein. Wir hatten damals, als wir das durchnahmen und lernen mussten, einen elsässischen Lehrer namens Siegel.“

„Wieso einen elsässischen Lehrer?“

„Weil die Elsässer von 1940 bis Kriegsende wieder zu Deutschen gemacht wurden. Zur `Gehirnwäsche` wurden die elsässischen Lehrer ins Badische versetzt. Das Gedicht beginnt: *Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Damon, den Dolch im Gewande:* - Was hatte der Lehrer für Verrenkungen gemacht, als wir ihn fragten, was ein Tyrann sei. Sicher hätte er uns am liebsten gesagt, wir sollten doch einfach an unseren Hitler denken.“

„Vater, ich muss nochmals auf die hundertfünfzigtausend Nazis zurückkommen. Wenn diese Zahl stimmt, waren im Schnitt gerechnet unter tausend Deutschen zwei Nazis. Die neunhundert-achtundneunzig anderen haben doch gewusst, was auf sie zukommt. In Hitlers Buch „Mein Kampf“ waren seine Ziele doch nachzulesen. Trotzdem haben Alle fleißig mitgeholfen und sich nicht gewehrt.“

„Jürgen, was du jetzt von dir gegeben hast, könnte von Giordano stammen, der stellt auch so unsinnige Behauptungen auf.“

„Ich weiß zwar nicht, wer Giordano ist, aber wieso ist es Unsinn, was ich gesagt habe?“

„Erstens hatten bei der Wahl im November 1932 nicht 99,8 Prozent, sondern 33,1 Prozent die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) gewählt. Diese Wahl war eine der Hauptursachen für die so genannte Machtergreifung im Januar 1933.

Zweitens wurde das von dir erwähnte Buch `Mein Kampf` von den wenigsten gelesen. Zwar erhielten nach 1933 alle Brautpaare auf dem Standesamt das Buch, genauso wie jedes evangelische Paar die Bibel bekam. Beide Bücher wurden sehr gut aufbewahrt, damit sie nicht im Weg waren. Man kann aber nicht wissen, was in einem Buch steht, wenn man es nicht gelesen hat.

Es waren ganz andere Ursachen, weshalb Hitler gewählt wurde. Die Geschichte von der Entstehung des `Tausendjährigen Reiches`, das nach zwölf Jahren wieder verschwunden ist, beginnt spätestens 1918. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde im Geschichtsunterricht die Zeit des `Dritten Reiches` lange Zeit ausgeklammert, aus welchen Gründen auch immer. Als später darüber gesprochen wurde, hat man die Zusammenhänge oft verkannt oder sie achtlos weggelassen. In Wirklichkeit ist gerade die genaue Durchleuchtung der Ursachen, warum 1932 so Viele die NSDAP gewählt haben, die beste Vorbeugung vor der Gefahr der

Wiederholung. Die häufig gebrauchte Begründung, die Bevölkerung wäre damals zu einfüchtig, zu ungebildet und deshalb unfähig für eine Demokratie gewesen, ist barer Unsinn oder besser gesagt sträflicher Leichtsinn!“

„Warum soll denn mit der Behandlung der Ursachen schon bei 1918 begonnen werden? Was war denn 1918 außer dem Ende des Ersten Weltkrieges?“

„Da entstand die `Dolchstoßlegende.`“

„Nie gehört, wer wurde 1918 der Legende nach erdolcht?“

„Jürgen, da muss ich etwas weiter ausholen: Als 1945 die Kapitulationsurkunden unterzeichnet wurden, war ganz Deutschland von den Siegermächten erobert und besetzt, die Deutsche Wehrmacht war restlos besiegt, alle Einheiten aufgelöst und entwaffnet, die Soldaten kamen in Gefangenschaft. Bei Kriegsende 1918 war das ganz anders. Die Frontlinien waren alle noch jenseits der deutschen Reichsgrenzen. Dem angeblich unbesiegten Frontheer fiel ein Teil der Heimatbevölkerung durch die Waffenstillstandsverhandlungen angeblich in den Rücken. Damals marschierten die meisten Heeresverbände geschlossen zurück. Diese Behauptung, man sei der kämpfenden Truppe in den Rücken gefallen, ging als Dolchstoßlegende in die Geschichte ein, sie war Musik in den Ohren der ehemaligen Frontsoldaten. Die Nationalsozialisten nutzen das redlich aus. Hinzu kommt, davon bin ich überzeugt, ein weiterer Umstand. Im Ersten Weltkrieg standen sich die Soldaten vor allem bei den lang anhaltenden Stellungskriegen an der Westfront mit der Waffe in der Hand gegenüber, der Gegner wurde zum gehassten Feind. Das schon immer bestehende Feindbild erlosch auch nach Kriegsende nicht und zwar auf beiden Seiten. Als Junge lauschte ich den Gesprächen der älteren Männer, wenn sie nach Feierabend auf der Bank saßen. Sie erzählten fast ausschließlich vom Krieg und das Feindbild war unverkennbar. Als Gefangener erlebte ich es dann auch auf der anderen Seite. Während des Dreschens wollte ich mich beim Essen einmal, aber auch nur einmal, neben einen älteren Franzosen setzen, der Frontsoldat im ersten Weltkrieg war. Er verbat sich, dass sich ein *sale boche* neben ihn setzt. Bei den jüngeren Franzosen, die im Zweiten Weltkrieg als Gefangene in Deutschland waren, kam so etwas nicht vor. Die hatten Deutsche auch von der angenehmeren Seite kennen gelernt, genau wie ich mit vielen französischen Menschen Kontakt bekam. Ich behaupte sogar, dass die von Adenauer und De Gaulle begonnene Freundschaft durch die Kriegsgefangenen beider Seiten beflügelt wurde. Noch etwas muss ich zu dem Thema sagen: In der Nachkriegszeit habe ich immer bedauert und bedauere es auch heute noch, dass Hitler den 20. Juli 1944 überlebt hat. Viele hätten dann nicht sterben müssen. Aber vielleicht wäre dann eine zweite, noch schwerwiegendere `Dolchstoßlegende` entstanden.“

„Da kann ich dir nicht widersprechen. Aber du hast von Ursachen, also von mehreren, gesprochen, bisher hast du nur eine erklärt. Was waren die Anderen?“

„Eine davon war der Friedensvertrag von Versailles. Deutschland wurden unerfüllbare Reparationszahlungen auferlegt. Zum Beispiel wurde wegen den geforderten, aber nicht erfüllten Holz- und Kohlelieferungen 1923 das Ruhrgebiet von französischen und belgischen Truppen besetzt. Die Reichsregierung rief zum passiven Widerstand auf. Die Ruhrbevölkerung hat den Aufruf befolgt, die französische und belgische Besatzungsarmee verließ aber erst 1925 das Ruhrgebiet. Die Franzosen hatten bei dieser Angelegenheit keine glückliche Hand. Deutsche mussten vom Gehweg runter und Platz machen, wenn ihnen ein Besatzungssoldat begegnete. Das gab viel böses Blut. Die Knechtung durch den Vertrag von Versailles war Hitlers Lieblingsthema.

Auch damit hat er viele offene Ohren gefunden. Dazu kam 1923 noch die Inflation als Folge der Kriegsschulden und der riesigen Reparationsforderungen. Vor der

Währungsstabilisierung Ende 1923 war eine Billion Papiermark auf den Wert einer Goldmark gesunken. Leidtragende waren die Lohnempfänger und die Staatsgläubiger. Zu den Letzteren zählte auch meine Großmutter, die Mutter meiner Mutter. Der Großvater war im ersten Weltkrieg gefallen. Vor dem Krieg hatten die beiden trotz erheblicher betrieblicher Investitionen schon dreißigtausend Goldmark auf der hohen Kante. Großmutter wurde aufgefordert, die Goldmark dem Staat zu leihen. Sie bekam dafür ein Papier, die Staatsanleihe, die bei der Inflation nahezu wertlos wurde. Wenn sie ihre Goldmarkstücke bei Kriegsausbruch vergraben hätte, dann wäre ihr nach der Inflation nicht nur das Gnadentrotz einer kleinen Kriegerwitwenrente verblieben. Ich muss allerdings erwähnen, für meine Großmutter war das kein Grund, NSDAP zu wählen. Wenn ich 1932 mit einem mit der Laubsäge ausgesägten Hakenkreuz heim kam, warf sie es ins Feuer. Ich nehme an, sie wählte die Deutschnationale Volkspartei.

Mit der Weltwirtschaftskrise anfangs der dreißiger Jahre stieg die Zahl der Arbeitslosen enorm in die Höhe. Die Arbeitslosigkeit von damals ist mit der augenblicklichen Lage eines Arbeitslosen nicht zu vergleichen. Damals bedeutete Arbeitslosigkeit Hunger und Not, Mangel am täglichen Brot. Da gab es arbeitslose Männer, die blieben an den Tagen, an denen sie nicht zur Kontrolle auf ein Amt mussten, bis zum Mittagessen im Bett, aber keineswegs aus Faulheit, sondern weil sie beim Frühstück ihren Kindern kein Brot wegessen wollten. Im Bett war der Hunger leichter zu ertragen. Diese wirtschaftliche Not war natürlich Nährboden für die Nationalsozialistische Propaganda. Die Mitgliederzahl der NSDAP stieg vom September 1930 bis zum Januar 1933 von dreihunderttausend auf 1,4 Million. Allerdings waren es Ende Mai 1933 schon 3,2 Millionen. Nach der so genannten Machtergreifung Hitlers wurden dann die vielen Postenjäger Parteigenossen, die so genannten `Märzenveilchen`. Diese Leute waren oft gefürchteter als die alten Nationalsozialisten. Mein Schwiegervater, der seit 1929 Parteimitglied war, trat 1934 wegen dieser Postenjäger aus der Partei aus.

Eine Ursache für die Wählerstimmen vor 1933 war auch die Religionszugehörigkeit. In unserer ländlichen Region wurde bei der Wahl 1932 in Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung weitaus weniger NSDAP gewählt als in Gemeinden, in denen die Protestanten in überwiegender Mehrzahl waren. Als Katholik wählte man eben die Zentrumsparterie. Das Stimmenverhältnis in den Orten unseres Landkreises von 1932 ist nahezu deckungsgleich mit einem Wahlergebnis der achtziger Jahre. Die Zentrumsstimmen von 1932 unterscheiden sich kaum von den CDU - Stimmen der Nachkriegszeit und die Stimmenzahl der NSDAP von 1932 ist nahezu deckungsgleich mit den SPD - Stimmen der achtziger Jahre. Aber auch hier gilt der Satz: *Keine Regel ohne Ausnahme!* Natürlich gab es unter den Katholiken auch Parteifanatiker, genau wie es unter den Protestanten Leute gab, die gegen die NSDAP waren. Ich will mit meiner Aussage auch auf keinen Fall die Verdienste alt gedienter Sozialdemokraten schmälern, das Wahlverhalten hatte ja mehr konfessionelle Gründe. In unserer ländlichen Gegend gab es vor dem Krieg relativ wenig Sozialdemokraten.

Jürgen, wenn ich heutzutage im Fernsehen manche Schlauschwätzer höre und sehe, die unsere Eltern und Großeltern für dumm verkaufen wollen oder ihnen sogar Verantwortungslosigkeit vorwerfen, dann platzt mir der Kragen. Die allerwenigsten dieser Besserwisser hätten damals ihr Leben riskiert und Aktivitäten gegen das Dritte Reich entwickelt. Heute ist es gefahrlos, ein großes Mundwerk zu haben. Wie stabil unsere Demokratie ist, wie gute Demokraten die Deutschen sind, wird sich erst zeigen, wenn das Soziale Netz vollends in die Brüche gegangen ist. Mit vollem Bauch lässt sich leicht Demokrat sein. Wenn aber der Gürtel wegen der riesigen Schuldenlast aller Öffentlichen Haushalte enger und enger geschnallt werden muss, wird der Tag der Wahrheit kommen.

Die Folgen des dritten Größenwahnsinns der Deutschen in den vergangenen hundert Jahren werden unser Enkel und Urenkel zu spüren bekommen.“

„Was meinst du mit dem dritten Größenwahn der letzten hundert Jahre? Was war dann der Erste und was der Zweite?“

„Jürgen, der erste Größenwahn geschah unter Kaiser Wilhelm, der zusammen mit seinen Militärs glaubte, Europa einnehmen zu können. Den Preis dafür musste der kleine Mann zahlen mit den Gefallenen und der Inflation. Der zweite Größenwahn war der Zweite Weltkrieg. Man gaukelte dem Volk vor, Deutschland könne den Rest der Welt besiegen. Was taten die Generäle, die über den Gefreiten feixten? Sie dachten, wer rasselt, wird unterstützt. Und die Industriellen, sie halfen ihm auf's Pferd, am Rasseln wird verdient. Wer zahlte die Zeche? Das Volk, mit Toten und Verwundeten, mit jahrelanger Kriegsgefangenschaft und mit der Währungsreform.

Der dritte Größenwahn kam nach dem Wirtschaftswunder. Wir sind die Tüchtigsten, wir können uns leisten, weniger zu arbeiten als der Rest der Welt und trotzdem mehr verdienen als alle anderen. Wer war dafür Steigbügelhalter? Die Gewerkschaften und die Autoindustrie, deren Fertigprodukt wurde vom Michel ja zu jedem Preis gekauft, die Gewerkschaftsbesse kamen dafür in den Aufsichtsrat. Und wer zahlt diesmal die Zeche?

Meine Generation noch nicht, uns geht es ja bestens und meine Generation ist mit dem, was wir haben zufrieden. Weil wir noch am eigenen Leib verspürt haben, wie schmerzhaft Hunger, Durst und Kälte sein kann. Die Zeche zahlen deine Kinder und Enkel, weil sie nicht mehr wissen werden, wo sie ihr tägliches Brot verdienen können und wie sie die Schulden, die ihnen ihre Vorfäter eingebrockt haben, bezahlen sollen. Die Hauptschuld daran tragen unsere Politiker aller Parteien nach Ludwig Erhard. Der hatte noch Maß halten gepredigt und wurde dafür in die Wüste geschickt. Seine Nachfolger haben das Geld ihrer Steuerzahler mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen gemäß dem umgeformten Sprichwort: *Spare in der Not, dann hast du dafür Zeit!*“

„Vater, siehst du nicht ein wenig zu schwarz? Aber du hast mir bisher nicht verraten weshalb du selbst dich beim Verhör zum Nationalsozialist bekannt hast!“

„Da gibt es kein Geheimnis. Ich kam an Ostern 1932 in die Schule, nach neun Monaten war die `Machtübernahme` Hitlers, ich bin im `Dritten Reich` aufgewachsen. Die meisten Buben konnten es kaum erwarten, bis man endlich beim Jungvolk mitmarschieren durfte. Ab der vierten Klasse wurde man Pimpf. Es waren nur wenige im Dorf, die vom Elternhaus aus nicht mitmachen durften, diese Eltern haben ihren Kindern aber eingetrichtert den Mund zu halten, weil sie Repressalien befürchteten. 1938 wurden alle Jungen ab dem zehnten Lebensjahr laut Gesetz Mitglied im „Deutschen Jungvolk“, die gleichaltrigen Mädchen wurden bei den `Deutschen Jungmädels` eingegliedert.

Es war schön, wenn man in Reih und Glied mitmarschieren durfte und noch schöner waren die Geländespiele, die Zeltlager, die sportlichen Wettkämpfe und die Fahrten. Bei Fackelzügen durfte man neben der Kolonne marschieren und eine Fackel tragen. Unsere Nachbarsbuben Gustav und Otto. waren älter als ich, sie trugen am Braunhemd `Schwalbennester`, weil sie im Spielmannszug waren. Ich habe sie immer bewundert.

Vor der Wahl 1938 machten wir vom Jungbann aus tagelang eine Propagandafahrt durch den Kreis. Jeder hatte einen Buchstaben auf dem Rücken. Unser Spruch lautete: *Ein Volk - ein Reich - ein Führer*. In verschiedenen Dörfern wurden wir einquartiert. Einmal holte mich ein Großvater mit seinem Enkel abends ab. Beim Abendessen stellte mich der Opa seinem Enkel als Vorbild hin. Er meinte, ich käme bestimmt so wie er selber mal zu den Hundertneunern, das waren die Leibgrenadiere vom Großherzog. So was läuft doch einem Buben runter wie Honig.

Auf dem Dorf hörten wir nichts von den Verhaftungen nach 1933, wir erfuhren nur die positiven Vorgänge. Der Reichsarbeitsdienst wurde eingeführt. Für die Ernte wurden den Bauern als Hilfe junge Arbeitsdienstmänner zugeteilt. Die Autobahnen wurden gebaut, es gab keine Arbeitslosen mehr. Die manuelle Arbeit stieg in der Wertschätzung. Das Propagandawort `Arbeiter der Stirn und der Faust` war Musik für die Ohren der Arbeiter, Handwerker und Landwirte. Wir sangen begeistert das Lied *Deutsch ist die Saar*, die entmilitarisierte Zone wurde aufgehoben, die Soldaten marschierten im Rheinland ein. Die Olympiade 1936 ließ nicht nur die Herzen der Jugend höher schlagen. Als Österreich und das Sudetenland `Heim ins Reich` kamen, entstand. `Großdeutschland`. Der Krieg, der 1939 begann und sich zum zweiten Weltkrieg ausartete, wurde uns angeblich aufgezwungen, das hat man uns jedenfalls eingeredet.

1940 kam ich dann in die Hitlerjugend. Als Gymnasiast hatte ich mehr Zeit als die Gleichaltrigen, die einen Beruf erlernten. Nach deinem Onkel Karl wurde ich Jungzugführer und leitete den Dienst mit den Pimpfen des Dorfes. Bei der H J machten wir vormilitärische Ausbildung, das alles war für uns selbstverständlich, es war ja Krieg. Natürlich hörten wir die üblichen Sprüche, zum Beispiel: DU BIST NICHTS; DEIN VOLK IST ALLES: Man trichterte uns ein, dass wir als Deutsche mit germanischer Abstammung Führernaturen seien

Die `Helden von `Langemarck`, Abiturienten, die 1914 als Kriegsfreiwillige mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in den Tod stürmten, stellte man der Jugend als Vorbilder hin. Der Führer sei von der Vorsehung bestimmt worden und der Nationalsozialismus die einzig richtige Lehre. Die anfänglichen Blitzkriege und die Propaganda von Goebbels trugen das Übrige zur Meinungsbildung bei, so wurde man zum Nationalsozialisten erzogen. Von den eigenen Gräueltaten und Verbrechen erfuhr man nichts, nur von denen der Feinde. Als guter Deutscher hörte man auch keine Feindsender. War es dann verwunderlich, aufgewachsen in diesem Staat, dass ich mir einbildete Nationalsozialist zu sein. Auf keinen Fall wollte ich feige sein und es dem Feind gegenüber verleugnen.

Siehst du, Jürgen, so hat man uns durch geschickte Propaganda geleimt und missbraucht. Wenn zu Zeiten der DDR Aufmärsche der FDJ im Fernsehen gezeigt wurden, habe ich deine Mutter oft gefragt, wo da der Unterschied zur HJ und zum BDM sei. Bei der Bewertung der Mitgliedschaften gibt es allerdings gravierende Unterschiede: Den früheren DDR-Bürgern trägt man das Mitmarschieren in keiner Weise nach, aber mir hat man in einem Leserbrief als Verfehlung angelastet, dass ich Scharführer in der Hitlerjugend war.“

„Das darf doch nicht wahr sein. Hast du nichts dagegen unternommen?“

„Habe ich nicht, in diesem Fall ließ ich das Sprichwort gelten: *Es kommt nicht darauf an, was gesagt wird, sondern wer es sagt!* Weißt du, Jürgen, einen Menschen, der bei der Bundeswehr Offizier geworden ist und später in seinem Schaukasten, den er bei seinem Haus aufgestellt hat, schreibt, dass Soldaten potentielle Mörder seien, den kann ich nicht ernst nehmen und ich selbst habe mir nichts vorzuwerfen. Die Vergangenheitsbewältigung ist für mich kein Thema. Bei meiner Verabschiedung aus dem Schuldienst erwähnte ich vor dem Kollegium ein Beispiel meiner

Vergangenheitsbewältigung:

Nach der nationalsozialistischen Rassenlehre waren die slawischen Völker den germanischen Rassen nicht ebenbürtig. In Mosbach war ein Lager mit russischen Kriegsgefangenen. Unterbringung und Verpflegung war katastrophal. Ein Mosbacher Schulkamerad erwähnte gegenüber uns Auswärtigen (so nannte man im Gymnasium die Schüler aus den umliegenden Dörfern), die Russen würden einen rohen Krautkopf samt Strunk aufessen, wenn man ihn über den Zaun wirft. Das sei doch der Beweis, dass sie Untermenschen seien.

Drei Jahre später lag ich hinter Stacheldraht bei glühender Sonne unter freiem Himmel, bekam täglich einen Liter Erbsensuppe, die geringe Anzahl der Erbsen konnte man an den Maden abzählen, die auf der Brühe schwammen. Jeden zweiten Tag gab es einen halben Liter Wasser. Uns wurde kein Kohlkopf über den Zaun geworfen, wir fraßen sogar Gras. Mir wurde ganz bewusst, wie schnell ich zum Untermenschen gesunken bin. Vergangenheitsbewältigung am eigenen Leib ist weitaus wirkungsvoller als beim Lesen von Schulbüchern.“

„Vater, bist du immer auf die Propagandaparolen hereingefallen? Kamen dir da nie Zweifel?“

„Ganz hatte ich mir das Denken nicht abgewöhnt. Ich bin zwar immer treu und brav mitmarschiert, aber einen Fanatiker konnten sie nicht aus mir machen. Manche Bedenken blieben im Gedächtnis haften. Ich will dir einige Beispiele erzählen:

Nach der Kristallnacht, ich war in der ersten Klasse im Gymnasium, führte man uns während des Unterrichts auf Befehl der Kreisleitung auf den Marktplatz in Mosbach. Dort wurden Teile aus der Synagoge und Eigentum von jüdischen Familien verbrannt. Dem konnte ich nichts abgewinnen. Die Kerle, die Gegenstände aus den jüdischen Häusern warfen, waren für mich keine Nationalsozialisten, sondern plünderndes Gesindel, das Wort Nazi war damals noch nicht gebräuchlich.

Ein anderes Beispiel: Der Jude Bär, ich kannte ihn, stand im Hausflur bei uns. Mein Vater war schon eingerückt. Herr Bär wollte einen Lichtschalter, er könne ihn selbst montieren. Ich bin erschrocken und habe vor Aufregung gezittert. Die Propaganda tat ihre Wirkung, der Pimpf in mir warnte, gib dem Volksfeind keinen Schalter, aber die Stimme der Großmutter forderte, helfe dem armen Teufel. Er bekam den Schalter, diesen Zwiespalt in mir vergesse ich nie.

Meine Oma und ich waren im Oktober 1940 bei der Feldarbeit auf einem Acker, der an die Landstraße grenzte. Ein mit Fahrgästen besetzter, klappriger Bus fuhr vorbei. Die Insassen winkten, meine Oma erkannte die Leute, es waren die Juden vom Nachbardorf, die abgeholt wurden. Oma weinte und starrte dem Bus nach. Schluchzend fragte sie sich, warum man diese kleinen Juden abholt, die hätten doch niemanden geschadet. Angeblich kämen sie nach Frankreich und dann nach Madagaskar, um dort einen Judenstaat aufzubauen.

Als Hitlerjunge mussten wir bei Parteiversammlungen anwesend sein. Der Russlandfeldzug hatte begonnen. Der `Goldfasan`, so nannte man die Parteifunktionäre mit langer, brauner Jacke und breitem Gürtel, meinte am Schluss, die Zeit sei ernst, wir wollen beten. Ich dachte, mich laust der Affe, das darf doch nicht wahr sein. Diese Kirchenfeinde fangen an zu beten. Er faltete seine Hände, sein Gebet vergesse ich nie: *Herrgott, steh unserm Führer bei, dass unser Werk das seine sei. Herrgott, steh unserm Führer bei, dass sein Werk das unsre sei!* Mitbeten konnte ich nicht, das Lachen konnte ich gerade noch verkneifen.

Eine Nachbarin von uns, die Mutter der Margot, du hast sie noch gekannt, war acht Monate inhaftiert. Beim Einkaufen in einer Bäckerei hatte eine andere Kundin am 18. April 1943 erwähnt, dass in zwei Tagen Führers Geburtstag sei. Daraufhin meinte unsere Nachbarin, er solle nur recht feiern, wer weiß, ob er nächstes Jahr noch feiern kann. Sie wurde denunziert und abgeholt. Wir im Unterdorf waren über die Inhaftierung entsetzt, schließlich hatte die Frau drei Söhne im Feld, von denen einer schon gefallen war. Uns war unverständlich, dass man das unberücksichtigt ließ und jemand wegen einer solchen Geringfügigkeit inhaftierte.

Zwei Tage nach der Invasion im Juni 1944 sagte ich mir, wenn die Amerikaner und Engländer bis zum nächsten Tag nicht aus Frankreich hinausgeworfen seien, hätten sie Fuß

gefasst und der Krieg wäre verloren. Aber immer wieder ließen wir uns einlullen von unserer Propaganda und uns den Floh mit der Wunderwaffe ins Ohr setzen. Unter den Älteren glaubten zu dieser Zeit nur die Wenigsten noch an den `Endsieg`, aber kaum einer hatte den Mut, es in der Öffentlichkeit zu sagen.

Jürgen, das waren ein paar Dinge, die mir auf deine Frage gerade eingefallen sind. Ein Erlebnis muss ich dir noch erzählen. Es beweist, dass ich keinesfalls `verbohrt` war. Ein Frontsoldat, Unteroffizier mit EK I, Nahkampfspange und `Gefrierfleischorden` war von der Ostfront auf Urlaub daheim. Wir saßen am Biertisch, er nahm überhaupt kein `Blatt vor den Mund` und sagte frei heraus, was er dachte. Auf dem Heimweg sagte ich ihm, dass ich aus ihm nicht schlau werde. Er sei ein begeisterter Soldat, aber Hitler und Nationalsozialismus lehne er ab, das sei doch ein Widerspruch. Da packte er mich in der Dunkelheit am Arm und sagte in vollem Ernst, er kämpfe für sein Vaterland, auf keinen Fall für Hitler, zum Glück lebe auch ein Adolf Hitler nicht ewig. Solche Äußerungen waren in jener Zeit lebensbedrohend, bestenfalls wäre er bei Denunzierung in einer Strafkompagnie gelandet. Dass er mir vertraute, machte mich stolz. So wie er dachten viele Soldaten, nur ist das heutzutage für Leute, die Soldatentum im `Dritten Reich` und Nazis auf gleiche Stufe stellen, unbegreiflich.

Jetzt erzähle ich dir noch, wie es meinem Patenonkel Karl erging. Es ist das typische Beispiel, dass ein alter Nationalsozialist nicht auch ein Nazi, also ein Verbrecher gewesen sein muss. Onkel Karl war von Beruf Landwirt und übernahm von seinem Vater den Accisordienst. Das heißt, er zog bei uns und in den beiden südlichen Nachbardörfern für das Finanzamt die Steuern ein. Schon einige Jahre vor der `Machtergreifung` bekannte er sich zum Nationalsozialismus.

An einem regnerischen Sommerabend im Jahr 1932 machte er sich mit seinen Steuereinnahmen vom übernächsten Dorf auf den Heimweg. Schon am Ortsausgang war er pudelnass. Da hörte er hinter sich ein Auto kommen. Erwartungsvoll hob er seinen Arm in der Hoffnung, mitgenommen zu werden. Das Auto hielt an und der Fahrer drehte die Scheibe herunter. Es war der Textilkaufmann Rosenstock vom nördlichen Nachbardorf. `Nu, Karl, bisch nass?` fragte der Fahrer. `Un ob`, erwiderte Onkel. `Machd nix` erwiderte Rosenstock `S A marschirt!` drehte die Scheibe hoch und gab Gas. Wütend setzte Onkel seinen Heimweg zu Fuß fort.

An einem regnerischen Sommerabend im Jahr 1937 machte sich Karl Walter mit seinen Steuereinnahmen aus demselben Dorf wieder auf den Heimweg. Er hörte ein Auto von hinten kommen, ging aber weiter, da es nur nieselte. Das Auto hielt an, die Scheibe wurde herabgedreht. Der Fahrer, wieder war es der Textilhändler Rosenstock, fragte: `Nu, Karl, willsch mitfahre?` `Ha ja` meinte der Fußgänger und stieg ein. Vor der Ortseinfahrt ins Heimatdorf sagte der Fahrgast: `Am Roß bleibschd halde, no trinke mer a Bier minanner fors mitfahre`

`Nu, Karl, do wärschd Schwierigkeide griege, wann d´mid e me Jud Bier dringsch!` `Du, die kenne mich emol., staig aus un geh mied!` erwiderte der Onkel. Sie gingen miteinander in die Wirtschaft und Onkel zahlte seinem Fahrer zwei Bier.

Allerdings, mit dem Ausdruck -Die kenne mich emol- hatte er sich getäuscht. Der Aufforderung wurde keine Folge geleistet. In der Wirtschaft saß ein Fanatiker und Judenhasser, der den Onkel denunzierte. Er flog aus der Partei, und als Steuereinnahmer wurde er vom Finanzamt entlassen. Dass er seinen Posten verloren hat, wurmte ihn gewaltig, aber sein Rausschmiss aus der Partei kam ihm gar nicht Ungelegen. Zu oft schon hatte er sich über die `Märzenveilchen` geärgert, die sich nach 1933 eines Amtes wegen um den Parteieintritt rissen.

Als ich nach der Gefangenschaft bei ihm in der Küche saß, kam die Geschichte auch wieder zur Sprache. Ich sagte meinem Onkel, er sei da wieder einmal zu anständig gewesen. Manch anderer hätte aus der Sache mehr gemacht. Als politisch Verfolgter hätte er auf Wiedereinstellung klagen müssen, dann wäre er mindestens als Finanzinspektor wieder eingestellt geworden.“

Seit 1938 mussten alle Buben ab dem zehnten Lebensjahr am Jungvolkdienst teilnehmen. Wahrscheinlich waren die Eltern der Nichtuniformierten vor dem Inkrafttreten des Gesetzes vom Eintritt in das Jungvolk nicht erbaut.



Der *Jungzug* 1939, die hiesigen 10 - 14 jährigen Jungen.

Vordere Reihe v. links: Heinrich Rüger, Jungzugführer K. Knoll, Karl Walter, Willi Ruck

9. Von Stenay nach Rennes

„Wo liegt denn dieses Stenay?“

„An der Maas nördlich von Verdun. In Frankreich heißt die Maas übrigens Meuse.“

„Wie lange ward ihr dort?“

„Nur ein paar Tage, dann wurden wir in Eisenbahnwaggons verladen. Im Verhältnis zu dem Transport bei den Franzosen, den ich später erlebt habe, war diese Unterbringung in Güterwagen sehr human, sowohl was den Platz als auch die Verpflegung betraf. Von den

zwei kleinen Dosen täglich wurden wir zwar nicht satt, aber wir mussten wenigstens keinen Durst leiden, denn wir bekamen zweimal täglich einen Behälter mit frischem Wasser in den Wagen gestellt. Aber das eintönige Lied der Wagonräder -wumm-bumm-bumm- ließ bange Fragen aufkommen:

Wo bringt man uns hin? - Werden wir nochmals heimkommen? - Ist es das Ende? Kein Wunder, dass mich `Weltuntergangsstimmung` übermannte.

Sechs Tage wurden wir transportiert, niemand wusste wohin, denn die Wagen waren ganz verschlossen. Neben mir lag einer, der war so verlaust, dass ich dachte, die Läuse werden ihn noch forttragen. Wenn ich sah, wie die Tierchen auf seinem Rockkragen herum spazierten, dann juckte es mich am ganzen Körper. Ich glaubte, ich sei auch total verlaust und sehnte den Tag herbei, an dem ich meine Kleider nach Läusen werde untersuchen können. - Aber du wirst lachen, als ich später auf Läusejagd ging, fand ich zwei tote und drei halbtote Läuse. Die lieben Tierchen fühlten sich bei mir scheinbar nicht wohl. Im Gegensatz dazu, wenn ich später in Frankreich ein Bauernhaus betrat und in der hintersten Ecke ein Floh saß, sprang der mich an.

Im Waggon waren auch zwei altgediente Oberfeldwebel, die vertrieben sich die Zeit mit Siebzehn-und-Vier-Spiel. Einmal machte ich auch mit. Der Einsatz war hoch, da wir überzeugt waren, unser Geld sei künftig wertlos. Die Beiden nagten uns junge Hüpfen ab nach `Strich und Faden`. Während des Spiels kam mir der Gedanke, dass ich vorsorglich doch einen Notgroschen behalten sollte - ich steckte sechzig Reichsmark in den Brustbeutel zurück - meine anderen Scheine waren bald verspielt. Und jetzt erzähle ich ein Ereignis, wegen dem ich auch heute noch vor der französischen Bürokratie von damals den Hut ziehe:

Von Rennes aus kamen wir mit 1200 Mann in das Hungerlager in Chateauroux. Eines Tages musste der deutsche Lagerführer, ein Oberfeldwebel, unser Geld einsammeln. In einem Schulheft Din A 5, wie wir sie in der Schule hatten, notierte er Name, Dienstgrad, Gefangenenummer und Betrag. Wir grinnten wegen der Notizen, die seien doch für die Katz.“

„Was ist daran verwunderlich?“

„Das kommt doch erst, Jürgen. 1950 erhielt ich von einer Bank von Baden-Baden einen Brief.

Ich hätte als Kriegsgefangener 60 Reichsmark abgegeben, ich solle das bestätigen, dann würden mir 60 Deutsche Mark übersandt. Stelle dir vor: Die französische Bürokratie hat dieses `Schmierheft` nicht nur aufbewahrt, sie hat die enorme Arbeit nicht gescheut, aufgrund von Namen und Gefangenenummer die Heimatadresse der Gefangenen zu ermitteln und hat dann eine deutsche Bank mit der Benachrichtigung beauftragt. Ich habe den Inhalt des Schreibens bestätigt und zehn Tage danach brachte mir der Briefträger das Geld.“

„Das kann man wirklich als kleines Wunder bezeichnen! -Aber zurück, wo endete euer Transport?“

„Als die Türe aufgeschoben wurde, las ich auf dem Bahnhofsschild `Rennes`. Wir mussten aussteigen und in das Auffanglager außerhalb der Stadt marschieren.“

„Vater, was anderes, es wäre Zeit zum Mittagessen. Wir kommen bald nach Autun, ich nehme an, dass wir da was finden werden.“

Wir fahren in Autun im zweiten Kreisel, ich erblicke das Verkehrszeichen `CENTRE VILLE` zu spät.

„Jürgen, mache nochmals die Runde, wir sind an der Straße, die zur Stadtmitte führt, vorbei. Im Kreisverkehr sind uns die Franzosen eine Nasenlänge voraus. Die Kreisel sind, wenn man den Weg nicht weiß, eine feine Sache.“

Wir finden ein einladendes Speiselokal und, Welch ein Wunder, sogar einen Parkplatz.

10. Auffanglager

„Vater, erzähl weiter bis das Essen kommt,. So ausführlich hast du nie darüber gesprochen, warum eigentlich nicht?“

„Wann hätte ich es tun sollen, du Witzbold? Zuerst warst du noch zu klein, um es zu verstehen, als du älter warst, hattest du andere Interessen und ich wenig Zeit und während deines Studiums wollte ich die wenigen Stunden, die du noch daheim verbracht hast, nicht mit altem Kriegskram vergeuden. Und nach dem Studium war deine Zeit ja noch knapper. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt dafür, deshalb hole ich nun das Versäumte nach:

Am Stadtrand von Rennes war ein riesiges Kriegsgefangenenlager mit ungefähr 70 000 gefangenen Soldaten. Das Lager war aufgeteilt in so genannte *cage*, es waren 10 oder 12 Stück, ich weiß es nicht mehr genau. In einem dieser Abteilungen waren nur Österreicher, vormals `Ostmärker`. Als ihr `Landsmann` sie heimholte ins Reich, `do warns die besten Deutschen`. Jetzt wollten sie nichts mehr davon wissen, sie hatten den Braten gerochen: Als Österreicher durften sie mit einer baldigen Entlassung rechnen.

Bevor man einem *cage* zugeteilt wurde, musste man im Auffanglager warten, bis man registriert war und seine Gefangenenummer erhalten hatte. Wir lagen einige Wochen im Auffanglager und warteten sehnsüchtig auf die Registrierung, es hieß ja, dass die Verpflegung im Hauptlager besser sei als im Auffanglager. Wir waren noch nicht registriert, als die Parole umging, der Krieg sei endgültig aus. Die Verpflegung war vorher nicht ausreichend, wurde aber dann noch merklich schlechter, sie wurde auf 1000 Kalorien reduziert. Endlich waren auch wir an der Reihe. In einer langen Baracke mussten wir am ersten Schreibtisch unsere Taschen leeren, Brustbeutel mit Geld, Soldbuch, Erkennungsmarke und Tascheninhalt kamen in einen großen Umschlag. Wir mussten uns nackt ausziehen, bei erhobenen Armen wurde geprüft, ob eine Blutgruppe eintätowiert war. Die Kleider wurden entlaubt, den Umschlag mit den abgegebenen Gegenständen trugen wir an den nächsten Schreibtisch. Wir mussten die Einheiten angeben, denen wir als Soldat angehörten, die Angaben wurden im Soldbuch überprüft. Bevor ich zum letzten Schreibtisch gelangte, hielt mich der Aufsicht führende Ami an der Schulter fest, schaute mir ins Gesicht und sagte, ich sei ein netter junger Mann, ich sei sicher Bauer. Ich widersprach: No, I am student. Er sah mir fest in die Augen, wiederholte `You are farmer` und verwies mich an den letzten Schreibtisch. Dort musste Namen, Dienstgrad und Beruf angegeben werden und man erhielt die Gefangenenummer. Sie wurde auch auf den Umschlag geschrieben, der in der Baracke deponiert wurde.

Sicher war es Sympathie auf Anhieb, weshalb mich der amerikanische Feldwebel ansprach, denn er gab mir einen fantastischen `Wink`. Hätte ich ihn befolgt, wäre mein ganzes Leben anders verlaufen. Hätte ich Landwirt oder Bauer als Beruf angegeben, wäre ich schon nach drei Wochen heimgekommen. Die Landwirte, Post- und Bahnangestellten und die Bergarbeiter wurden gleich entlassen. Ich hätte dann wie viele meiner Schulkameraden die Schule fortgesetzt und 1947 das Abitur gemacht. Sicher wäre ich nicht Elektroinstallateur geworden. Aber dann hätte ich dich ja wahrscheinlich nicht als Sohn und deshalb bereue ich es nicht mehr, dass ich mich damals nicht als Landwirt ausgab. - Und jetzt, Jürgen, ist das Essen da, guten Appetit.“

Mein Sohn fragt nach dem Essen: „ Hat es dir geschmeckt? Willst Du noch einen Kaffee trinken?“

„Nicht unbedingt, wir fahren gleich weiter, wir haben ja noch eine schöne Strecke vor uns. Hast Du was dagegen, wenn ich auf dem Beifahrersitz mein Nickerchen mache?“

Er lacht und meint: „Solange du mit deinem Schnarchen das Radio nicht übertönst, habe ich keine Einwände.“

Als Jürgen scharf bremsen muss, wache ich auf. Er fragt: „Na, gut geschlafen? Geht es jetzt weiter im Text?“

„Sicher, wo war ich stehen geblieben?“

„Dass du mich nicht als Sohn hättest, wenn du auf den Ami gehört hättest. Ich frage mich nur, wieso nicht!“

„Das liegt doch auf der Hand. Dann hätte ich in irgendeiner Stadt gewohnt und deine Mutter nicht kennen gelernt. Deine Ausfertigung konnte aber nur als Produkt von Mutter und mir entstehen!“

11. PW in Cage 7

Nach der Registrierung kam ich in cage 7, das war das Lager für die Chargierten vom Unteroffiziere bis zum Stabsfeldwebel. Untergebracht waren wir in geräumigen Zwanzig-Mann-Zelten.“

„Hattest du noch Bekannte im Zelt?“

„Ja, vom Lehrgang waren noch drei Kameraden dabei. Der Werner von Ludwigshafen, der Alfred von Frankfurt und der Willi von Eschhofen.“

„Und die Verpflegung, ist eure Erwartung erfüllt worden, wurde sie besser als im Auffanglager?“

„Im Gegenteil, sie wurde schlechter von Woche zu Woche, zu mindest beim Brot. Morgens erhielten wir einen Becher Kaffee, mittags einen Liter Suppe und abends an zwei Tagen in der Woche einen dreiviertel Liter süße Suppe, an den übrigen fünf Tagen Brot, und zwar das amerikanische weiße Kastenbrot. Anfänglich mussten sich vier Mann ein Brot teilen, später gab es für zehn Leute ein Brot. Du kannst dir die Prozedur des Brotteilens nicht vorstellen, wenn jedem Tag und Nacht der Magen knurrt. Aus Büchsendeckeln, Schnur und einem Stück Holz wurde eine Waage gebaut. Die Brotscheiben wurden gegeneinander gewogen und mit Krümeln ausgeglichen, bis alle Stücke genau gleich schwer waren. Aber das genügte noch nicht, weil jeder auf ein Endstück losgegangen wäre. Auf jedes Stück wurde dann eine rote Spielkarte gelegt, von den gleichen schwarzen Karten musste jeder eine ziehen, das Brot mit der gleichwertigen roten Karte musste man dann nehmen.“

„Wie lange seid ihr angestanden, bis die 7 000 Mann ihren Liter Suppe hatten?“

„Jürgen, das war eine organisatorische Meisterleistung. In einer langen Baracke mit je einer breiten Türe am Anfang und am Ende standen zehn riesige Kessel rechts und zehn Stück links vom Gang. Im Laufschrift wurden wir durchgejagt, mussten unseren Essnapf, eine große alte Konservendose, hinhalten. Die Köche hatten Schöpfer, die genau einen Liter fassten, im Laufschrift ging es raus aus der Baracke und wer stolperte, hatte Pech gehabt, eine zweite Ration gab es nicht.“

„Was musstet ihr arbeiten?“

„Nichts, außer einmal pro Woche die Latrinenkübel leeren. Das dauerte immer mehrere Stunden. Die Kübel wurden auf einen großen, vierrädrigen Leiterwagen gehoben, aber es wurden keine Pferde vorgespannt, wir schoben zu zwanzigst den Wagen im Schneckentempo in den nahe gelegenen Wald und entleerten die Kübel in einen vorher

ausgehobenen Graben. Der Rückmarsch erfolgte in derselben Geschwindigkeit. Alle 50 m wurde immer eine Schnaupause eingelegt. Bei dieser Gelegenheit haben sich viele einen Stock geschnitten, den sie dann im Lager kunstvoll schnitzten. Auf diese Stöcke werde ich noch zurückkommen“

„Wie habt ihr denn die Zeit totgeschlagen, wenn ihr nicht arbeiten musstet?“

„Zunächst war morgens ab sieben Uhr `Zählappell`, da standen wir oft zwei Stunden. Bis die Zahlen stimmten, wurden alle Kompanien oft mehrmals durchgezählt. Vom langen Stehen fielen nach wenigen Wochen schon die ersten aus Schwäche um.

Zwei- oder dreimal am Tag trotteten wir aus Langeweile zur Sanitärbaracke und stellten uns unter die Dusche, wobei an Seife nicht gespart wurde. Denn mit Kernseife und Toilettenpapier wurden wir weit über Bedarf eingedeckt, beide Artikel bildeten im Zelt bereits kleine Stapel. Wir erhielten sogar zwei Stücke schön verpackter, parfümierter Gesichtsseife. Der Verbrauch an Toilettenpapier war sehr gering, denn ich hatte einmal sechszwanzig Tage keinen Stuhlgang. Das klingt unglaublich, aber ich war kein Einzelfall. Bei Richard Lang, den du kennst, kannst du in seinem Tagebuch auch 22 Tage `Fehlanzeige` nachlesen. Auf Hygiene wurde im Lager Rennes sehr geachtet und am Chlorkalk wurde nicht gespart. Im Vergleich zu den berühmten Rheinlagern, in denen die Gefangenen im Dreck lagen und Tausende an Infektionskrankheiten starben, war das Lager Rennes vorbildlich. In den Rheinlagern mussten die ausgehungerten, armen Teufel zusehen, wie die amerikanischen Soldaten, vielleicht in Anlehnung an den vierzehn Punkte umfassenden Morgenthau-Plan von 1944, Brot mit Benzin übergossen und verbrannten. - Aber das `Dicke Ende` kam auch bei uns noch. Das nur nebenbei, doch nun weiter zu deiner Frage, wie wir `die Zeit totschlugen`.

Ich habe natürlich sehr viel geschlafen, du weißt ja, darin bin ich Meister. Mir war bewusst, im Schlaf hat man den geringsten Kräfteverschleiß und außerdem spürt man den Hunger nicht.

Im Zelt hatten wir einen gelernten Schmied, der aufgrund seines Berufes ab und zu zum Arbeitseinsatz geholt wurde. Bei dieser Gelegenheit hatte er Sparrennägel `organisiert` und zwei Hämmer `ausgeliehen`. Aus einem Sparrennagel schmiedete er sich ein Messer, besser gesagt, er hat den Nagel kalt verformt. Uns wurden die Messer ja abgenommen Ich habe das Ausschmieden dann auch versucht, das Produkt ähnelte eher einem gekrümmten Dolch als einem Tischmesser, aber schneiden konnte ich zur Not auch damit.

Dieser Schmied aus Oberolm, er mochte Mitte dreißig sein, war um uns Jüngere sehr bemüht. Es gab zwei oder drei Mann im Zelt, die aus Lethargie sich nur noch zum Essen fassen erhoben. Sie wuschen sich nicht und hatten bald wieder Läuse. Der Schmied munterte uns immer wieder auf. Auf, Buben, auch wenn wir hungern, können wir uns waschen, ermahnte er uns. Dann schnappten wir halt wieder ein Stück Seife und trotteten zum Sanitärzelt. Das geschah mehrmals am Tag.

Ein anderer `Zeltgenosse`, er hieß Maas, war ein Händlergenie. Schon nach kurzer Zeit hatte er drei Armbanduhren. Seine `Währung` war Uhr gegen Zigaretten am Zaun bei der Wachmannschaft. Die Hälfte der eingehandelten Zigaretten tauschte er wieder bei den Gefangenen gegen eine Uhr. Sein Grundkapital, mit dem er anfang, war sein Ehering.

Werner und ich wollten dann auch mal tauschen, und zwar ein Stück gut riechende Toilettenseife gegen ein paar Zigaretten. Unser Zeltkamerad Maas hatte uns ein paar Ratschläge zum Ablauf solcher Tauschgeschäfte gegeben. Vor allem warnte er uns, weil die Wächter keine amerikanischen Soldaten, sondern Franzosen oder Polen in schwarzer Uniform waren. Wir sollten auch darauf achten, dass die Zigaretten vor unseren Augen in ein Papier eingewickelt und mit einem Stein beschwert würden, damit das Päckchen beim Wurf

über den Zaun nicht davon flöge. Am Zaun riefen wir den Wachposten, als er in Rufnähe war, zu uns her. Wir zeigten ihm die Seifenschachtel, er grinste und gab uns zu verstehen, er wolle die Seife sehen und daran riechen. Wir verlangten fünf Zigaretten, er bot eine einzige. Mit zwei Zigaretten wurden wir handelseinig. Er zog vor unseren Augen die Zigaretten aus der Schachtel, wickelte sie und einen Stein in Papier, wir schoben vor seinen Augen die Seife in die Schachtel und zu gleicher Zeit wurde hinüber und herüber geworfen. Wir wickelten die Zigaretten aus und waren etwas enttäuscht, dass es keine Chesterfield, sondern selbst gedrehte waren. Aber Werner meinte, die Franzosen rauchen immer selbst Gedrehte. In Erwartung des kommenden Genusses eines so lang schon entbehrten Stäbchen, trabten wir, schneller als sonst üblich, zurück zum Zelt. Aber schon beim zweiten Zug verdüsterten sich unsere Minen. Pfui Teufel, mir wurde ganz übel. Vorn und hinten an der Zigaretten drei Millimeter Tabak, der Rest war Heu. Wir waren hereingelegt worden und ernteten das Gelächter im Zelt. Da galt das alte Sprichwort: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Wir haben uns dann revanchiert. Unser Superhändler Maas hatte noch ein leeres Uhrengehäuse, das er uns für zwei Zigaretten auf Pump verkaufte, außerdem lieh er uns eine funktionsfähige Uhr. Unser `Schlachtplan` war, wir fordern eine Schachtel aktiver amerikanischer Zigaretten für die Uhr. Die funktionierende Uhr halten wir unserem Geschäftspartner durch den Zaun an sein Ohr, aber ohne sie loszulassen. Der Zeitpunkt für das Tauchgeschäft muss vereinbart werden, wir halten ihm dann die funktionierende Uhr nochmals ans Ohr, umwickeln sie mit viel Toilettenpapier, damit sie beim Werfen nicht beschädigt wird. und stecken sie in eine Zigaretenschachtel. Ein gleiches Päckchen mit dem Leergehäuse wird vorher vorbereitet. Wir trafen uns um 18 Uhr, der Plan funktionierte. Nachdem er uns die Zigaretten gezeigt hatten, erfolgte auf eins-zwei-drei die Würfe: Uhr hinüber, Zigaretten herüber. Wir machten uns sofort aus dem Staub und verschwanden im nächstliegenden Zelt, von dort aus beobachteten wir den Posten. Der gebärdete sich wie ein Irrer, als er den Betrug merkte. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, aber bei hereinbrechender Dunkelheit schoss er einen Gefangenen aus dem Zelt, in dem wir uns versteckt hatten, an, als der zur Toilette ging. Zum Glück war es nur eine Fleischwunde am Oberarm, aber wir hatten ein schlechtes Gewissen. Die Freude über die gelungene Revanche war bei uns verraucht.

Einer im cage war im Zivilberuf Englischlehrer an einer `Penne`. Er bot Englisch-Unterricht für Fortgeschrittene an. Ich ging natürlich auch hin. Fatal war, wir hatten kein Papier zum Schreiben, ohne Unterlegen konnte man das Gehörte nicht vertiefen. Ein anderes Ereignis raubte uns die Lust zum Weitermachen. Mitte Juni, wenn ich mich recht entsinne, lieferten die USA das Lager Rennes und die Kriegsgefangenen dem Franzosen aus. Die Ami's gaben den Gefangenen die bei der Registrierung abgegebenen Gegenstände samt Geld zurück. Die Hoffnung auf baldiger Heimkehr schwand. Aus PW (PRISONER OF WAR) wurden PG (Nicht Parteigenosse, sondern PRISONNIER DE GUERRE)

12. PG in Rennes

„Nach der Auslieferung an die Franzosen wurde uns bewusst, dass der Tag der Entlassung in weite Ferne gerückt ist. Mit einem Federstrich hat man uns zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt und Tausende sind dabei elendig verreckt. Wieder einmal musste das Fußvolk auslöffen, was die Oberen eingebrockt haben. Das traurigste Schicksal erlitten natürlich die armen Teufel, die im Ersten Weltkrieg ihr Leben für `Kaiser und Reich`, im Zweiten für `Führer, Volk und Vaterland` ausgehaucht haben. Jürgen, zwei Urgroßväter von dir, der Großvater deiner Mutter und mein Großvater, fielen im ersten Weltkrieg. Dein Großvater, mein Vater, wurde bei Kriegsende auf dem Balkan erschlagen, mir hat man drei Jahre `Wiedergutmachung` aufgebrummt, wenn ich daran denke, steigt mir die Galle. Der Dank des Vaterlandes eilte uns nach, hat uns aber nie eingeholt. Wenn ich vergleiche, wie derzeit die ausländischen Zwangsarbeiter nachträglich entlohnt werden, kann ich nur entrüstet den Kopf schütteln.“

„Vater, ich verstehe deinen Zorn, aber erzähle weiter, wie es dir dann als PG erging, wenn du dich beruhigt hast.“

„Du hast recht, also weiter im Text:

Nach der Übernahme ging im Lager die Parole um, die Franzosen hätten das Verpflegungslager ausgeräumt und nur das Sauerkraut dagelassen. Das Mittagessen der kommenden Wochen bestätigte die Parole: Heißes Wasser mit ein paar Fäden Sauerkraut. Nach vierzehn Tagen kamen Werber für die Fremdenlegion. Sie machten uns den Mund wässrig mit der guten Verpflegung, die es dort gäbe. Sie versicherten, dass wir mit dem Dienstgrad übernommen würden, den wir bei unserer Gefangennahme innehatten. Allerdings würden nur Süddeutsche, keine Preußen genommen. Ich habe nicht mitbekommen, dass sich jemand gemeldet hat.

Einige Tage später teilte man uns mit, wir könnten uns freiwillig zum Arbeitseinsatz melden. Gezwungen dazu würde niemand, mit der Freiwilligmeldung werden die Bestimmungen der Genfer Konvention umgangen. Am kommenden Tag würden die Meldungen entgegen genommen werden. Die Entscheidung fiel uns nicht schwer: Entweder im Lager verhungern oder Arbeitseinsatz mit der Hoffnung auf bessere Verpflegung. In unserem Zelt haben sich alle gemeldet. Beim Zählappell am nächsten Morgen wurden aus den 7000 Gefangenen vom cage 7 die 1200 Kräftigsten ausgesucht und namentlich festgehalten.

Eines Morgens, es dürfte Mitte Juli 1945 gewesen sein, mussten wir um vier Uhr mit unseren Habseligkeiten antreten. Jeder bekam ein halbes Schwarzbrot als Marschverpflegung für zwei Tage. Eine Kompanie französischer Soldaten erschien. In Viererreihen marschierten wir zum Bahnhof. Bei jedem zweiten Glied stolzierte rechts und links ein Soldat mit aufgeflepptem Bajonett. Wegen der stark übertriebenen Bewachung grinsten wir, waren wir doch viel zu schwach für Widerstand oder Flucht. Vor Hunger aß ich meine ganze Brotration während des Marsches. Ich wusste, dass ich am nächsten Tag hungern musste, aber es konnte mir auch nicht mehr geklaut werden.

Gegen sechs Uhr erreichten wir den Bahnhof, rechtzeitig zur Fahnenhissung. Wehe dem, der die Trikolore nicht grüßte, der verspürte den Gewehrkolben zwischen den Rippen. In etwa hundert Meter Abstand zu einem Güterzug mussten wir uns aufstellen. Wir wurden in Trupps zu je sechzig Gefangenen eingeteilt, die im Lager geschnitzten Stöcke wurden abgenommen und an die Soldaten verteilt. Die Soldaten bildeten ein zweireihiges Spalier mit

dem Gesicht gegeneinander von der ersten Gruppe zum ersten Wagon. Zwischen den beiden Reihen mussten die Gefangenen zu den Eisenbahnwagons laufen. Es waren die kleinen, niedrigen Wagen für den Kohletransport. Auf *Allez hop* mussten sechzig Mann zum ersten Wagen rennen und, je näher sie an den Wagen kamen, desto mehr Stöcke wurden geschwungen.

Als meine Gruppe dran war, versuchte ich, das Tempo am Anfang zu drosseln, damit ich am Ende für die gefährlichste Strecke noch Puste haben würde. Ob ich Stockhiebe abbekommen habe, weiß ich nicht, ich weiß nur noch, dass ich die letzten drei Meter mit einem Hechtsprung zurücklegte und liegend im Wagon landete. Auf dem Wagenboden lag vom letzten Kohletransport noch einige Zentimeter hoch Kohlestaub. Beim Aussteigen am nächsten Tag sahen wir aus wie die Schornsteinfeger.“

13. Chateauroux

„Die zwei Tage und eine Nacht im Kohlewagon waren grauenhaft. Wir durften nicht aufstehen, zum Sitzen war zu wenig Platz, wir kauerten meistens in der Hocke. Sobald der Kopf eines Gefangenen über dem Wagenrand erschien, wurde geschossen. Ein Wachmann traf mit seiner Schießerei den Fahrdrabt. Das herunter sausende Ende erschlug im Wagon hinter uns einen Landser. Gepinkelt haben wir in unsere zum Essgeschirr umfunktionierten Konservendose. Zum Glück hatte in unserem Wagon noch niemand die Ruhr.

In einem Bahnhof von Paris hielt neben uns ein Zug mit US-Soldaten, da trauten wir uns aufzustehen, weil wir überzeugt waren, dass unsere schießwütigen Bewacher im Beisein der *Ami's* den Finger vom Abzug lassen würden. Bei dieser Gelegenheit leerten wir auch unsere `Nachttöpfe`. Als wir dann am Ende der Schreckensfahrt aus den Wagen gejagt wurden, las ich auf dem Stationsschild den Namen der Stadt: Chateauroux. Wir marschierten zum Lager außerhalb der Stadt, das eigentlich kein Lager, sondern ein großer, mit Stacheldraht umzäunter Acker war mit zwei Baracken in einer Ecke. Vier Wachtürme ragten in die Höhe, wie sie zur Zeit der DDR an der ehemaligen Grenze standen.

Auf dem Acker sah ich von weitem einen blonden Lockenkopf. Ich drängte mich durch die Reihen und welch eine Freude, es war Alfred, ein Kamerad vom Lehrgang. Natürlich blieben wir beisammen, aber das Lager Chateauroux war `der Vorhof zur Hölle`. Wir lagen im Freien auf der Erde, jeden zweiten Tag erhielten wir trotz der hochsommerlichen Hitze nur einen halben Liter Wasser. An das Abwaschen des Kohlenstaubes war da nicht zu denken. Wir erfuhren am eigenen Leib, dass Durst schlimmer sein kann als Heimweh. Tagsüber hockten wir apathisch in der sengenden Sonne, zogen die Jacke zum Schutz vor der Sonne über den Kopf und dösteten vor uns hin. Die Abendstunden brachten Erleichterung. Wenn die Sonne am Horizont verschwand, legten wir uns lang und schliefen ein paar Stunden. In der Nacht wurde es dann für unsere ausgemergelten Körper zu kühl, wir standen auf, bewegten uns und sehnten die Morgendämmerung herbei, da konnte man wieder drei Stunden schlafen. Um 11 Uhr gab es `Mittagessen`: Einen Liter Erbsensuppe, die Anzahl der Maden an der Oberfläche war identisch mit der Zahl der Erbsen in der Suppe. Aber man machte die Augen zu, alles wurde ausgelöffelt. Abends gab es pro Nase fünf Truppenkeks, die waren so hart und trocken, dass wir sie an den Tagen, an denen es kein Wasser gab, nicht hinunter brachten. Wir wurden zusehends wackliger, zum Aufstehen brauchten wir immer mehr Zeit, weil uns vor Schwäche schwarz vor den Augen wurde.

Eines Nachmittags besichtigte ein Mann vom Roten Kreuz das Lager. Der Lagerkommandant, ein Oberleutnant, den wir sonst nie zu Gesicht bekamen, begleitete ihn.

Auf den Befehl *`Achtung`* musste man sich erheben und *`Haltung`* einnehmen. Die Hälfte der Gefangenen fiel bei dem zu schnellen Aufstehen wieder um. Der Beobachter des Roten Kreuzes forderte deshalb für die Gefangenen Zusatzverpflegung. Die gab es dann auch ein einziges Mal am nächsten Abend: Einen Viertelliter Rotwein. Von unseren von der Sonne erhitzten Essnäpfen wurde der Wein lauwarm, aber, durstig wie wir waren, wurde er gierig getrunken. Der Erfolg: An dem Abend waren alle Gefangenen im Lager besoffen!

Beim Achtungsruf hatte es auch Alfred erwischt. Er fiel mit dem Gesicht auf den steinigen Boden. Ich half ihm beim Aufstehen, er war ganz blutig im Gesicht und hatte Tränen in den Augen. Er seufzte: *`Wenn das meine Mutter sehen würde`*.

Eine Toilette gab es im Lager auch nicht, noch nicht einmal einen *`Donnerbalken`*, in einen ausgehobenen Graben musste die Notdurft verrichtet werden. Viele Gefangene hatten von Rennes noch amerikanisches Toilettenpapier dabei. Das benutzte Papier wurde vom Wind in das ganze Lager geweht. Ich hatte eines Morgens beim Aufwachen auch eines im Gesicht. Es war kein Wunder, dass dann Ruhr ausbrach. Eine weitere Ursache dafür war, dass aus Hunger alles erreichbare Gras abgerupft und gegessen wurde.

Die Erkrankten waren zu schwach, allein an den Graben zu schwanken. Ich sehe die grausamen Bilder noch heute vor meinen Augen, wenn zwei Landser ihren Kameraden an den Graben schleppten, die geöffneten Hosen hingen in den Kniekehlen, Schenkel und Hosen völlig mit Kot verschmiert. Diese grausigen Bilder vom Leidensweg der deutschen Soldaten werden heutzutage leider nicht auf der *`Mattscheibe`* gezeigt, denn zum einen waren damals keine Kameramänner zur Stelle, zum anderen zeigen Sieger die eigenen Sünden ungern.

In jedem Lager wurde ein Gefangener als Lagerführer ernannt, der seinen Landsleuten die Anordnungen der Lagerleitung übermitteln musste. In der Mehrzahl waren es unerfreuliche Anweisungen. In Chateauroux wurde ein Oberfeldwebel aus Sachsen Lagerführer. Er musste auch unser Geld, das wir ja vom Ami zurückerhalten hatten, wieder einsammeln, das habe ich dir aber bereits erzählt.

Heute werden Euch die Haare geschnitten. Ihr bekommt eine Glatze, ausgenommen die Portepeeträger, bei denen werden die Haare auf drei Zentimeter Länge gekürzt! verkündete eines Tages der Lagerführer!“

„Vater, wer war denn Portepeeträger? War das ein Orden?“

„Nein, Jürgen, das Portepee war eine silberfarbige Quaste am Säbel oder Dolch, die alle Dienstgrade ab dem Feldwebel oder Wachtmeister trugen durften. Alfred meinte, mit Glatzkopf sehen wir auch aus wie die russischen Kriegsgefangenen, wie sie in der Wochenschau immer gezeigt wurden. Ich pflichtete ihm bei und ergänzte, dass wir nun genau solche *`Untermenschen`* wären wie die armen Teufel in den Wochenschauen.

Mir kam der Gedanke, wir könnten uns gegenseitig die Haare auf drei Zentimeter Länge schneiden, um der Glatze zu entgehen. Ich hatte nämlich noch die kleine, handbetriebene Haarschneidemaschine, die mir der Ami zusammen mit meinen anderen Sachen zurückgab. Wir fingen umgehend mit dem Haarschneiden an. Alfred hatte herrliche blonde Locken. Es war zum Weinen, als die ganze Pracht auf dem Boden lag, aber wir hofften, damit dem *`Glatzkopf`* zu entgehen. Pustekuchen -

Plötzlich hörten wir das Gekreische unseres Lagerführers: *Seit wann seid ihr och Bordebeedräscher? Riewer zum Hooreschneiden, awer soford!* brüllte er in seinem sächsischen Dialekt. So kamen auch wir beide zum *`Glatzkopf`*. Leider wurde mir dabei auch meine Haarschneidemaschine abgenommen.

Auf den Arbeitseinsatz und somit auf bessere Verpflegung hofften wir von Tag zu Tag, aber die ständige Enttäuschung ließ die Hoffnung immer mehr schwinden. Zwar wurden

immer wieder nach Spezialberufen gefragt, aber nach uns Gymnasiasten fragte keiner. Kfz-Mechaniker und Landmaschinenschlosser waren am meisten begehrt. Einmal wurde ein Fotograf gesucht. Im Augenblick meldete sich niemand, aber nach einer Weile sagte einer in unserer unmittelbaren Nähe, er werde sich melden. Wir beide, Alfred und ich, wussten, dass er kein Fotograf, sondern auch nur Gymnasiast war. Auf unsere Zweifel hin angesprochen meinte er: *Wie man entwickelt, habe ich auf der Penne in Physik gelernt und französisch hatten wir auch. Also, was soll's, was die können, kann ich auch!* . Er meldete sich und kam fort.“

„Das ging doch nicht gut, oder doch?“

„Du wirst lachen, es ging gut. Er kam nach Gueret zu einem Fotografen, wurde später Freiarbeiter und heiratete eine Französin. Er trat in die kommunistische Partei ein, eröffnete seinen eigenen Laden in der Departement-Stadt und machte seinem früheren Patron, bei dem er eigentlich den Beruf des Photographen erlernt hatte, Konkurrenz, denn die ganzen Kommunisten von Gueret und Umgebung wurden seine Kunden und das waren nicht wenige.

Erinnerst du dich noch, du warst doch 1965 dabei, als Marie und ihr Sohn mitfahren zu uns nach Hause. Ich hätte, wie man so sagt, im Schlaf nicht daran geglaubt, dass mein früherer Patron seiner Tochter erlauben würde, mit nach Deutschland zu fahren. Aber er sagte sofort zu und stellte nur die Bedingung, sie müsse zurück sein, wenn die Dreschmaschine käme. Da dies aber schon in drei Wochen war, kamen wir in Zeitnot. Marie benötigte für ihren Sohn Jean-Pierre nämlich noch einen Pass. Die meisten Schwierigkeiten bereitete mir ausgerechnet mein ehemaliger Kamerad, dieser `Spitzkopf` war nicht bereit, den Jungen montags zu fotografieren. Dagegen war ich auch in diesem Fall vom Entgegenkommen der französischen Bürokratie angenehm überrascht. Als wir dienstags endlich das Passbild hatten, begleitete ich Marie zur Präfektur. Die Sachbearbeiterin gab zu verstehen, es sei unmöglich, den Pass bis Freitag auszustellen. Der Pass müsse an das Bürgermeisteramt geschickt werden, dort müsse er im Beisein des Bürgermeisters von Marie unterschrieben werden und bis der Pass dann mit der Post wieder in der Präfektur sei, wäre es bestimmt Montag. Ich hatte mich zunächst dezent zurückgehalten, aber dann habe ich mich höflich vorgestellt und erklärt, dass ich Kriegsgefangener war und meinen Patron besucht habe. Ich hätte



1965 zu Besuch in La Barde. Links steht der Nachbar Gaston, damals Bürgermeister, mit seinem Pferdewagen, auf dem Pferd unser Sohn Jürgen, vor dem Pferd der Sohn von Marie Beaufert



Marie mit ihrem Sohn zu Besuch bei uns. Hier betrachtet sie das Kuhgespann von Karl Keilbach

aber einen Anruf bekommen, dass ich unbedingt bis Samstag daheim sein muss. Ginge es, wenn der Bürgermeister von St. Fiel mit hierher käme und Marie hier unterschreiben würde. Die Dame sah mich ungläubig an und meinte, wenn ich das fertig brächte, könnte Marie den Pass am Donnerstag haben. Der Nachbar Gaston war damals Bürgermeister. Sein Kommentar: Klar, Karl, ich fahre mit rein zur Prefecture. Marie hatte donnerstags den Pass. Ich bezweifle, dass dies bei uns auch so geklappt hätte. “

„Davon wäre ich auch nicht überzeugt. Aber zurück nach Chateauroux, wie lange musstest Du dann noch in dem Hungerlager ausharren?“

„Zum Glück nicht mehr lange. In der zweiten Augushälfte wurde plötzlich mein Name ausgerufen. Zusammen mit vierzehn anderen Gefangenen sollte ich mich zum Abmarsch fertig machen. Leider war Alfred nicht dabei. Ihn habe ich erst bei unserem Treffen 1995 nach fünfzig Jahren wieder gesehen. Ich sagte ihm bei unserem Treffen in Elsheim, dass ich bei der Wetteransage im Fernsehen immer wieder auf sein Gesicht gewartet hätte, weil ich wusste, dass er vor seinem Einrücken bereits ein Semester Meteorologie studiert hatte. Er lachte und sagte >denkste<.

Jürgen, jetzt hörst du ein Beispiel, wie man damals mit uns Spätheimkehrern umging: Alfred wurde am 08. Januar 1948 aus der Gefangenschaft entlassen. Er kam heim zu seinen Eltern nach Frankfurt am Main. Aber Lebensmittelkarten hat er keine bekommen, weil er keine Aufenthaltsgenehmigung hatte; die wurde ihm aber verweigert, weil er keine Arbeitsgenehmigung hatte, ohne Aufenthaltsgenehmigung kein Studienplatz. So biss sich der Hund in den Schwanz.

Alfred's Vater arbeitete an einer Bank; er besorgte seinem Sohn eine Lehrstelle, Alfred wurde Banklehrling und bekam Lebensmittelkarten, ohne die man vor der Währungsreform in der Stadt verhungern konnte. Vorbei war es mit seinem Meteorologie-Studium.“

„Wenn man so etwas hört, begreift man erst die Verbitterung deiner Jahrgänge. Ihr beide wurdet also getrennt, wie ging es dann bei Dir weiter?“

„Vor dem Abmarsch wurden wir `der Ordnung halber` noch gewogen, und zwar mit einer Dezimalwaage, wie sie früher bei uns in jedem Bauernhaus vorhanden war. Ich war einer der letzten, die gewogen wurden. Bei allen vor mir wurde der `Zentnerstein` nicht gebraucht, weil alle zwischen neunzig und fünfundneunzig Pfund wogen.“

„Stopp, was heißt `Zentnerstein`?“

„Hoppla, Herr Professor, ich kapiere, du hast ja nie mit einer solchen Waage gearbeitet. Bei der Dezimalwaage muss man, wie die Vorsilbe sagt, ein Zehntel der Last als Gewichtsstein auflegen. Früher hat man nur mit Pfund und Zentner gerechnet, für einen Zentner wurde und wird der fünf Kilo schwere Stein benötigt, deshalb wurde er `Zentnerstein` genannt.“

„Groschen gefallen! Und bei dir, wurde da der Zentnerstein benötigt?“

„So ist es. Als ich mich auf die Waage stellte und der Balken in die Höhe schnellte, meinte der `Waagmeister`, jetzt käme so eine Sau von der Küche. Meine prompte Antwort war, ich würde ihm in den Hintern treten, wenn ich meinen Fuß noch so hoch brächte, aber dazu hätte ich keine Kraft mehr. Ja, Jürgen, ich hatte zwar auch fünfzig Pfund abgenommen, wog aber doch noch mehr als der Durchschnitt.“

Unserer Gruppe wurde gesagt, wir kämen in die Gemeinde Saint Fiel, wir sollten gefälligst beisammen bleiben. Mit anderen Gruppen wurden wir zum Bahnhof geleitet. Wir waren alle so schwach, dass wir uns unterwegs ausruhen mussten. Auf dem Bahnsteig setzten wir uns gleich wieder ermattet auf den Boden. Plötzlich bekam ich von einem der französischen Soldaten einen Stoß in die Rippen. Er deutete mir an, ich solle aufstehen und stehen bleiben. Die Anderen durften sitzen bleiben. Als ich ihn verständnislos anblickte,

zeigte er auf die `Hoffnungsbalken`. Da schaute ich mich in der Gruppe um und stellte fest, dass außer mir niemand Rangabzeichen am Uniformrock hatte. Ich war verwundert, die meisten waren ja in Rennes im Lager für die Unteroffiziere. - Als wir uns nach Wochen erstmals sonntags in St. Fiel trafen, hatten sie ihre Rangabzeichen wieder angebracht, es waren mehrere Unteroffiziere und sogar ein Feldwebel und ein Oberfeldwebel dabei. Ich machte aus meiner Verwunderung keinen Hehl und sagte, ich würde keinen Grund sehen, meinen Dienstgrad zu vertuschen, auch wenn ich dafür Schläge einstecken müsste. Aber wenn ich die Rangabzeichen einmal entfernen werde, würde ich sie nachher garantiert nie wieder anbringen Jürgen, glaube mir, genauso war es nach dem Krieg in Deutschland an der `Tagesordnung`, jedoch nicht bezogen auf militärische Dienstgrade, sondern auf Funktionen und Überzeugungen im `Dritten Reich`. Wenn in der Nachkriegszeit nicht so viel geheuchelt worden wäre, könnte man mit den Nachkriegsgenerationen besser über die Vergangenheit reden und würde glaubwürdiger dastehen.“

„Ich bin überzeugt, da ist noch allerhand Nachholbedarf. Aber eine andere Frage: Hast du deine Rangabzeichen dann auf der Uniform belassen?“

„Ja, aber nur noch ein paar Monate!“

„Und dann?“

„Meinen Kittel, ich meine, meinen Uniformrock, hatte ich ja beim Arbeiten an. Er war dreckig und zerrissen, da lässt man keine Rangabzeichen dran. Aber auf meinem Mantel hatte ich sie noch. Im Winter saß ich einmal neben meinem `Patron` auf der Kutsche und hatte, weil es kalt war, den Mantel an. Er sah mich von der Seite an, zeigte auf meine Achselstücke und meinte, ich sei so ein netter Bursche, aber das gefalle ihm auf keinen Fall. Ich lachte und erwiderte, er habe mir das nicht gegeben und könne es mir deshalb auch nicht nehmen. Ende der Diskussion. Ich muss noch erläutern, dass in Frankreich der Oberleutnant zwei Silberstreifen wie unsere `Hoffnungsbalken` hatte. Deshalb war ich am Anfang im Dorf der *offizier de boche*, wobei boche das Schimpfwort für Deutsche war. Bald danach kam der Tag, an dem ich meine Rangabzeichen entfernte. Ich bin nicht überzeugt, Jürgen, dass du ermessen kannst, wie aufgewühlt ich dabei war.

Es war noch kalt, der `Patron` und ich saßen abends am Kaminfeuer in der Küche. Ich las die Tageszeitung und erfuhr zum ersten Mal, dass Hitler sich zusammen mit seiner Eva vergiftet hatte. Da ist bei mir innerlich etwas zerbrochen. Was hat uns dieser Mann Jahre lang vorgegaukelt von Vaterlandsliebe, von Heldentum, von Ehre und Treue. Von seinen Soldaten forderte er Kampf bis zum letzten Blutstropfen und er geht hin und vergiftet sich, statt eine Panzerfaust oder ein MG zu nehmen, um als Soldat zu sterben. Ich rannte noch oben, holte meinen Mantel, riss die Schulterstücke ab und warf sie mit tränenden Augen ins Feuer. Mein `Patron` erkannte meine Aufgewühltheit, stand auf, klopfte mir schweigend auf die Schulter und ging schlafen. Jürgen, das war der Schlusspunkt meiner `inneren Entnazifizierung`! Begonnen hatte sie zwar schon lange, fortgesetzt wurde sie als mich der jüdische Offizier so taktvoll vernommen hatte und als ich in Chateauroux erkannte, dass wir genauso aussahen wie die als `Untermenschen` deklarierten russischen Kriegsgefangenen “

Eine Zeitlang ist `Sendepause`, ich merke, dass mein Sohn das Gesagte `verarbeiten` muss.

„Wir sind bald in Montlucon, in zwei Stunden sind wir in Gueret. Bis wir dort ankommen, kannst du mir noch einiges erzählen. Wie ging es weiter von Chateauroux aus?“

„Das ist bald erzählt. Wir wurden wieder mit Güterwagen transportiert, aber diesmal war es weitaus humaner als von Rennes nach Chateauroux. Wir hatten einen geschlossenen Güterwagen, viel mehr Platz und konnten sogar die Türe einen Spalt öffnen, Als wir im Bahnhof von Gueret einfuhren, sahen wir einige Zivilisten mit umgehängten Jagdflinten.

Einer davon nahm uns in Empfang. Er sprach einigermaßen deutsch und sagte, er sei fünf Jahre Kriegsgefangener in Deutschland gewesen. Wir machten uns unter seinem Kommando auf den Weg nach Saint-Fiel. Für die sieben Kilometer benötigten wir nahezu drei Stunden, da wir uns nach jedem Kilometer ausruhen mussten. Unser Bewacher ließ sich unterwegs einen Eimer voll Trinkwasser für uns geben, das war eine Wohltat.

Beim Rathaus erwarteten uns die Bauern. Wir wurden in das Rathaus geführt und durften uns auf eine Bank setzen. Die Männer führten mit unserem Wachmann und einem anderen Wortführer ein ewig langes `Palaver`. Der zweite Wortführer war, wie ich später erfuhr, der Bürgermeister. Unser Bewacher las ein amtliches Schreiben vor, das von den Bauern mit Lachen quittiert wurde. Mein Patron sagte mir später, in dem Schreiben wurde gefordert, die Gefangenen müssten in einem bewachten Raum schlafen, morgens von den Bauern abgeholt und abends zurückgebracht werden. Die einhellige Antwort der Bauern sei gewesen, er solle die Gefangenen gleich wieder zurück in das Lager bringen. Wenn man täglich bis zu vierundzwanzig Kilometer laufen müsse, sei der Aufwand größer als die Hilfe. Zum am weitesten Weiler waren es nämlich sechs Kilometer und diesen Weg zweimal am Tag hin und zurück. Letztendlich wurde beschlossen, dass wir bei den Bauern schlafen würden. Im Nachhinein habe ich die Leute bewundert, in Deutschland hätte der `Amtsschimmel` so etwas nie erlaubt. Mir wäre es jedoch lieber gewesen, wir hätten wie die französischen Kriegsgefangenen bei uns im Dorf in einem Schulsaal geschlafen. Dann hätten wir im Sommer keine sechzehn Stunden arbeiten müssen und den Sonntag für uns gehabt.

14. In La Barde

Die Bauern setzten ihre Forderung durch. Danach wurden wir verlost. Man schrieb den Vornamen von jedem Gefangenen auf einen kleinen Zettel, die gefalteten Zettel wurden in eine Mütze geworfen. Ich betrachtete die Bauern, mit Ausnahme von einem sahen sie gut genährt aus. Ich dachte, hoffentlich komme ich nicht zu dem Dürren, da gibt es bestimmt nicht genug zu essen. Doch siehe, er zog meinen Namen, damit war er mein künftiger Dienstherr. Sein Name war Albert Beaufert. Er und zwei andere gingen den gleichen Weg und nahmen Edmund, Hans und mich mit. Wieder mussten wir gute zwei Kilometer laufen. Wir strengten uns an, mit den Männern Schritt zu halten, was uns gar nicht leicht fiel. Hinter Bäumen versteckt erblickte ich dann Dächer. Wir kamen nach La Barde, einem Weiler mit vier Bauern. Auf das hinterste Haus ging der Mann zu, der mich `gezogen` hatte.“

„Kannst du dich an die ersten Stunden und Tage in La Barde noch erinnern?“

„Und ob, es war an einem fortgeschrittenen Samstagnachmittag. Ich betrat die ebenerdige, düstere Küche hinter dem Bauer und bekam `Stielaugen`, als ich das Brot auf dem Tisch erblickte. Mit einer eindeutigen Geste wurde ich von meinem `Neuen Chef` zum Platznehmen aufgefordert. Ich setzte mich auf die vor dem Tisch stehende Bank und betrachtete neugierig die Frau, die mir den Rücken zuwandte. Sie hantierte in gebückter Stellung an einer Stielpfanne, die auf einem Dreifuß im offenen Feuer stand. Die Frau richtete sich auf und drehte sich zu mir um. Ihre pechschwarzen Haare, ihre Hackennase und die streng blickenden, blaugrauen Augen im hageren Gesicht beeindruckten mich. Unwillkürlich musste ich an `Hänsel und Gretel` denken. In ihren dünnen, knöchigen Fingern hielt sie ein Ei, zeigte es her und sagte öff (oeuf). Es war die `erste Lektion` in Französisch. Ich bekam, genau wie der Bauer, ein Spiegelei von der Frau auf den Teller, von ihm erhielt ich ein Stück Brot. Ein zweites Stück Brot mit Käse war die erste Mahlzeit in La Barde. Für

meinen Hunger war es wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, was nicht verwunderlich ist, ich hatte immerhin dreiundfünfzig Pfund von meinem Normalgewicht verloren.

Mein neuer Chef brachte mich dann zurück zum oberen Haus und deutete mir an, dass ich dort zusammen mit Hans in einem Bett schlafen würde. Beim oberen Haus war, genau wie an den anderen Häusern auch, ein Brunnen mit einem großen Sandsteintrog. Wir zeigten mit Gesten an, dass wir uns gerne waschen würden, was uns auch genehmigt wurde. Ich hatte noch ein Stück Kernseife von Rennes bei mir, in Chateauroux war ja bei einem halben Liter Wasser an jedem zweiten Tag an Waschen nicht zu denken. War das eine Wohltat, als wir uns den Kohlestaub der vorletzten, schrecklichen Bahnfahrt abschruppen konnten. Die Frau hat sich sicher gewundert, weil wir mit zufriedenen Gesichtern und freiem Oberkörper die erfrischende Wirkung des kühlen Wassers genossen. Sie brachte uns dann ein Frotteehandtuch und meinte, auf das Tuch zeigend, *allemagne nix comca*. Ich sagte zu Hans, die meint auch, wir stammen aus dem Urwald.

Am Sonntagmorgen erhoben wir uns, sobald wir Leben im Haus hörten. Ich half meinem Chef bei Ausmisten der beiden Kuhställe. Im einen Stall konnte ich nur gebückt gehen, so niedrig war er.“

„Gab es nach dem Ausmisten dann Frühstück?“

„Gab es, Jürgen, und was für eines. Eine Schale mit aufgewärmtem Kaffee und gekochte Kartoffeln.“

„Und was hast du nach dem Frühstück gemacht? Es war doch Sonntag, da musstest du doch nicht arbeiten.“

„Das glaubte ich auch, aber der Bauer schnappte zwei Sensen, eine davon drückte er mir in die Hand. Wir haben auf einer Sumpfwiese den ganzen Vormittag Gras gemäht, das war für mich eine unheimliche Quälerei. Ich konnte mich vor Schwäche so wie so kaum auf den Beinen halten und sollte auch noch mähen. Durch meine elendige körperliche Verfassung hatte ich auch jegliches Zeitgefühl verloren und glaubte, es sei bald Abend. Dann hörte ich eine Frau rufen. Wir machten uns auf den Heimweg. Ich konnte mit dem Bauer nicht mehr Schritt halten, ich hätte mich am liebsten an Ort und Stelle fallen lassen. Als ich dann in der Küche auf die Uhr sah, traute ich meinen Augen nicht, es war kurz nach dreizehn Uhr. Die ganze Familie saß zum Mittagessen am Tisch, der Bauer, die Bäuerin, ein alter Mann und vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Mein Heißhunger war noch stärker als meine Müdigkeit. Nach dem Essen gab mir der Bauer zu verstehen, ich könne mich ausruhen. Ich glaube, ich habe bis zum Montagmorgen geschlafen.“

„Du erwähnst schon mehrmals, der Bauer gab dir zu etwas verstehen. Hattet ihr im Gymnasium kein Französisch?“

„Jein, wir sollten zwar als dritte Fremdsprache Französisch haben, aber wir hatten nur eine einzige Stunde, weil unser Lehrer den Gestellungsbefehl erhielt und kurzfristig einrücken musste. Einen Satz haben wir in dieser einen Stunde gelernt: *La chambre a quatre mur*.

Von Alfred habe ich dann in Chateauroux ein paar Wörter für den täglichen Umgang gelernt, zum Beispiel die Wörter: bitte, danke, essen, schlafen, Toilette.

Während des Ausmistens fragte ich den Bauer: *cabinet ou?* - wo Toilette? -. Er machte mit seinem Arm eine Kreisbewegung und sagte *partout*. Ich wurde daraus nicht schlau und dachte, er habe mich nicht verstanden. Ein zweites Mal wollte ich aber auch nicht fragen.“

„Was hat dein Chef denn mit der Handbewegung gemeint?“

„Im Nachhinein kam ich dahinter, er hat damit gemeint, ich solle mir halt irgendwo ein Plätzchen suchen, denn `partout` heißt auf Deutsch `überall`. Ein `Örtchen` gab es weder im

noch am Haus. Der alte Nachbar hatte keine Probleme damit. Er ging auf seine Wiese und streckte den `Blanken` der Sonne entgegen. Selbst als sein Kriegsgefangener, er hieß Edmund und war gelernter Schreiner, ein entsprechendes Häuslein gezimmert hatte, wich der alte Mann nicht von seiner alten Gewohnheit ab.“

„Du hattest Bedenken, dass du bei dem dürren Bauern hungern musst. Waren deine Bedenken dann berechtigt?“

„Am Anfang auf jeden Fall. Bei einem Arbeitstag von morgens um halb Sechs bis abends um neun Uhr gab es nur drei Mahlzeiten. Das Frühstück bestand aus Kaffee und den Kartoffeln, die vom Abendessen tags zuvor übrig blieben. Das Mittagessen gab es dann ungefähr um ein Uhr und nach Feierabend wurde zu Abend gegessen, immer das gleiche, Kartoffeln und Milch. Ich hatte ständig Hunger, allerdings auch dann, wenn ich mir beim Abendessen den Magen mit einer Menge Kartoffeln voll gepumpt hatte. Edmund hat mir natürlich oft berichtet, was beim Nachbar auf den Tisch kam, da bin ich vor Neid erblasst. Da gab es morgens zwar auch zuerst eine Schale Kaffee und ein Stück am Feuer geröstetes Brot, aber wenn die Stallarbeit fertig war, kam das eigentliche Frühstück mit Ei, Butter und Käse. Zwischen dem Mittag- und dem Abendessen gab es, wenn sie von der Feldarbeit heimkamen, ein reichliches Vesper. Ich war deshalb nicht verbittert, besser als im Lager war es auf jeden Fall. Ich sagte mir, ich hätte halt Pech gehabt, als wir im Rathaus verlost wurden. Auf jeden Fall gab ich mir bei der Arbeit alle Mühe, aber ich konnte am Anfang mit dem Bauer nicht mithalten, es fehlten mir außer der Übung auch die Kräfte. Wie sehr ich mich auch plagte, der Bauer war mit meiner Arbeit nicht zufrieden. Und dann kam, wie nicht anders zu erwarten, eines Tages der Knall:

Ich war im unteren Stall mit dem Ausmisten noch nicht ganz fertig, da motzte mich der Bauer an, ich solle mich endlich einmal beeilen. Ich sollte mir ein Beispiel an meinen beiden Kameraden nehmen, die würden besser arbeiten als ich. Da platzte mir der Kragen. Mit meinen paar Brocken französisch, die ich zu dem Zeitpunkt beherrschte, konterte ich in derselben Tonlage: Er soll sich einmal erkundigen, was meine Kameraden zu essen bekämen. Er könne ja Edmund fragen, was der gefrühstückt hat. Wenn ich nicht genug arbeiten würde, solle er mich umgehend in das neu errichtete Lager nach Gueret bringen. Ich lehnte die Mistgabel an die Mauer und wollte den Stall verlassen. Zuerst schaute er mich ganz verdutzt an, er hatte von mir ja noch nie eine Widerrede bekommen und dann meinte er, ich solle meine Arbeit fortsetzen, in das Lager würde er mich garantiert nicht bringen. Und höre und staune, am nächsten Morgen bekam ich zum Frühstück Butterbrote.“

„War dein Chef nach dem Krach mit deiner Arbeitsleistung zufriedener?“

„Ja, das Verhältnis wurde besser. Weißt du, da halfen einige Faktoren mit. Mein körperlicher Zustand hatte sich in den paar Wochen wesentlich verbessert. Ein weiterer Faktor meiner besseren Arbeitsleistung war natürlich auch die Tatsache, dass ich mir durch die tägliche Übung mehr Fertigkeiten aneignete. Zum Dritten taten mir auch die Hände nicht mehr so wahnsinnig weh, am Anfang hatte ich ja Blase an Blase. Du weißt ja selbst wie schön das ist, wenn die dann aufbrechen. Dann kam noch ein Umstand dazu. Der Bauer besorgte ein Bett für mich, das er bei sich auf den Speicher stellte. Ich musste dann nicht mehr beim oberen Nachbarn mit Hans zusammen in einem Bett schlafen. Ab dem Zeitpunkt verspätete ich mich morgens nicht mehr. Wenn ich unten die Holzschuhe vom Bauer klappern hörte, stand ich auf. Monate später hat er einem Bekannten gegenüber lobend geäußert, als die Sprache auf mich kam, dass er mich nie wecken müsste. Nur in den Spiegel durfte ich nicht schauen, denn ich sah fürchterlich aus. Ich bekam nach der Hungerperiode im Lager einen Wasserkopf. Jürgen, da erschreckst du vor dir selber. Soldaten, die 1948 und 1949 aus

russischer Gefangenschaft heimkamen, die hatten nach kurzer Zeit denselben Wasserkopf. Die nachwachsenden Haare nach dem Glatzenschnitt trugen ihr Übriges dazu bei.“

„Wieso musstest du im Speicher schlafen, war in dem Haus kein Raum für dich frei?“

„Jürgen, die Bauernhäuser in der Gegend dort hatten in der Regel nur zwei ebenerdige Räume, darüber ein Satteldach, in dem der Speicher war. Ich sehe die verrußte Küche mit der zweigeteilten Türe noch vor mir, so wie bei uns früher die Stalltüren waren. Wegen dem sehr kleinen Fenster musste die obere Hälfte der Türe immer offen stehen, damit man in der Küche einigermaßen sehen konnte. Rechts unter dem Fenster stand eine Truhe, in der das Essen aufbewahrt wurde, dann kam die Türe in den Schlafrum, in den ich zwar nie hineingeschaut habe, ich weiß aber, dass außer den zwei großen, französischen Betten noch der Backofen drin war, denn der Patron hat im Sommer immer, wenn seine Frau Brot gebacken hat, wegen der Hitze gejammert. Neben der Türe war der offene Kamin, dann kam ein kleiner Kochherd. An der Rückwand befand sich links ein großes Bett und rechts der kleine Küchenschrank. Rechts hinter der Eingangstüre war noch ein Gestell mit Kochgerät und die Zentrifuge. Der große Tisch mit zwei Bänken stand in der Mitte auf dem Zementfußboden. Die Decke wurde gebildet von den verrußten Balken und den Dielen darüber.

Das Haus, in dem wir wohnten, war ein Doppelhaus, spiegelbildlich waren noch zwei Räume

angebaut. Darin wohnten Onkel und Tante der Chefin, beide sehr alt. Der Onkel aß immer bei uns am Tisch mit, die Tante nie. Sie war auch nicht sehr gut auf ihre Nichte und deren Mann zu sprechen. Wenn `die Luft sauber` war, das heißt, wenn Chef und Chefin außer Haus waren, bat sie mich um zerkleinertes Brennholz für ihren Kamin. Dafür bekam ich dann jedes mal ein Stückchen Würfelzucker. Sie hatte mir auch `gebeichtet`, dass die ganze Familie am Anfang meiner Anwesenheit heimlich zusätzlich gegessen hat, wenn ich auf dem Feld war. Zur Entschuldigung von Chef und Chefin muss ich den Grund anführen, warum das Essen im ersten Jahr so spartanisch war im Gegensatz zum `Speiseplan` der Nachbarn.

Mein Chef stammte aus Groze, einem anderen Weiler von St. Fiel, ungefähr fünf Kilometer von La Barde entfernt. Dort hatte er den elterlichen Hof mit acht Hektar geerbt. Für französische Verhältnisse war der Hof auch damals schon zu klein. Onkel und Tante der Chefin waren kinderlos. Sie besaßen den neunzehn Hektar großen Hof in La Barde. Mein Chef hat diesen Hof, der vorher von einem Pächter heruntergewirtschaftet wurde, im März 1945 übernommen und die acht Hektar beibehalten. Er musste den Viehbestand vergrößern, konnte also nichts verkaufen, sein Brotgetreide musste er als Saatgut verwenden und das Brot kaufen. In Frankreich gab es damals Brot auch nur auf Lebensmittelkarten, es hat also an allen Ecken und Enden gefehlt. Nach einem Jahr war alles schon viel besser. Meine Sprachkenntnisse in Französisch wurden zusehends besser, das trug natürlich auch zur Beseitigung von Meinungsverschiedenheiten bei.“

„Was war die Ursache, dass du relativ schnell französisch gelernt hast?“

„Zum einen hat mir mein Latein vom Gymnasium viel geholfen, vor allem in der französischen Grammatik, zum anderen ein glücklicher Umstand:

Ein französischer Lehrer aus Marseille, der fünf Jahre als Kriegsgefangener in Deutschland war, verbrachte seinen Urlaub mit seiner Frau in La Barde. Das junge Paar hatte für einige Wochen ein leer stehendes, altes Bauernhaus gemietet. Als wir uns das erste Mal begegneten, sprach er mich in perfektem Deutsch an. Mit den großen P G - Buchstaben auf der Kleidung sah man schon von weiten, dass ich Kriegsgefangener war. Ich freute mich immer, wenn ich ihn traf, denn er war stets freundlich und ohne jegliche Gehässigkeit. Er

meinte, wir hätten beide das traurige Los der Kriegsgefangenschaft, nur eben zeitlich verschoben und er wünschte mir, dass ich keine fünf Jahre ausharren müsse so wie er. Er bedauerte mich, weil ich als Gymnasiast die schwere, körperliche Arbeit in der Landwirtschaft verrichten muss. Er war auch zuerst bei einem Bauern, habe den Einsatz aber nicht durch gestanden. Glücklicherweise war er dann Bibliothekar im Stammlager geworden. Ende September 1945 war sein Urlaub zu Ende, er musste im Oktober den Schuldienst wieder antreten, Vor seiner Abreise verabschiedete er sich und versprach mir, sein Deutsch-Französisches Wörterbuch, das er noch daheim haben müsste, umgehend zu schicken. Eine Woche später war ich im Besitz des Wörterbuches. Ich ärgere mich heute noch, dass ich die Adresse des Mannes verschlampt habe, sie stand ja auf dem Päckchen drauf. Es wäre nicht weiter als recht und billig gewesen, mich später bei diesem verständnisvollen und hilfsbereiten Menschen zu bedanken. Es dauerte nur wenige Tage, bis das Wörterbuch mir und `Anderen` Nutzen brachte:

Im Spätsommer fragte ich mich oft, warum die Kinder keinen Schulunterricht hätten. Ich wusste damals nicht, dass die Ferienzeiten in Frankreich anders sind als bei uns. Am ersten Oktober aber war Ende der langen Sommerferien und alle vier Kinder mussten in die Schule Marcel, der älteste Sohn des Patrons, war in der achten Klasse. Wenige Tage nach Unterrichtsbeginn kam er mit einer Rechenaufgabe, die er als Hausarbeit lösen musste, nicht zurecht. Seine Mutter und nachher auch der Vater versuchten vergeblich, die Lösung zu finden.

Nach dem Abendessen sprach mich der Vater an, er meinte, ich sei doch lange in der Schule gewesen und könne deshalb die Aufgabe lösen. - Aber das war eine Textaufgabe. Das Wörterbuch leistete mir die ersten Dienste. Nachdem ich die Aufgabe verstanden hatte, war die Ausrechnen nicht schwierig. Die Lösung übersetzte ich, so gut ich konnte, ins Französische. Am nächsten Tag war Marcel der Einzige in der Klasse mit der richtigen Lösung. Mein Ansehen in der Familie war um einige Grade gestiegen, aber das für mich Erfreuliche war: Marcel kam von dem Zeitpunkt an öfter mit einem Tauschangebot: Ich machte seine Hausaufgaben im Rechnen, er mistete mir dafür den oberen Stall aus.

Paulette war zwei Jahre jünger als Marcel, sie war eine gute Schülerin. Nur in Geographie erbat sie öfters meine Hilfe, ich musste immer wieder Frankreich zeichnen, mal mit den Städten, dann mit den Flüssen oder den Gebirgen.

René war vier Jahre jünger als Marcel und nicht sehr begabt. Wenn der Lehrer die Hausaufgaben kontrollierte, sagte er oft zu René, der Karl ist scheinbar noch bei Euch. René hatte einen sehr intelligenten Klassenkameraden namens Lucien, der wohnte in einem anderen Weiler von St. Fiel, in Beauchabras. Die Eltern hatten auch einen Gefangenen, den Ernst. Ernst war genau doppelt so alt wie ich, hatte Frau und zwei Kinder, ein Mädchen und einen Buben und kam aus Wernigerode. Für mich war er nicht nur Kamerad, sondern väterlicher Freund. Oft haben wir uns gegenseitig aus dem Stimmungstief herausgeholt, wenn das Heimweh überhandnahm. An einem sonntäglichen Treffen hatte er mir eröffnet, bei Lucien hätte ich es `verschissen bis in die Steinzeit`. Als ich den Grund erfragte, eröffnete Ernst, Lucien sei vor zwei Tagen von der Schule heimgekommen mit einer Stinkwut im Bauch. Als Ernst ihn nach dem Grund seines Zornes fragte, verkündete er lauthals: `Der René Beaufert kann im Unterricht keine einzige Frage beantworten, aber wegen dem verflixten Karl, deinem Kumpel, hat er immer bessere Hausaufgaben als ich. Hoffentlich verschwindet Karl bald.`

Marie war die Jüngste, sie war gerade sechs Jahre alt, als ich nach La Barde kam. Bei ihr hatte ich einen großen Stein im Brett, weil ich ihr kleines Fahrrad, auf dem schon die drei großen Geschwister das Radfahren erlernten, immer wieder gangbar machte.“

15. Zu Marie

„Weißt du den Weg zur Marie? Sie wohnt ja nicht in La Barde“

„Ich weiß den Weg nicht, wir müssen in Gueret fragen. Bald werden wir dort sein, man sieht schon die Wahrzeichen der Gegend, in der ich war.“

„Meinst du die Viehweiden? Die sieht man doch schon eine ganze Weile!“

„Ich meine nicht die Weiden, sondern die Bäume in den Hecken, die die Weiden umgrenzen. Die Bäume, das sind in der Regel Eichen. Fällt dir an diesen Eichen nichts auf?“

„Doch, nachdem du fragst. Diese Eichen sehen ganz anders aus als die in unseren Wäldern. Die Stämme sind dick und die Äste verhältnismäßig dünn. Ist das eine andere Sorte als bei uns?“

„Keineswegs, das hat einen anderen Grund. Die Eichen liefern das Brennholz für die Kaminfeuer, aber nicht nur durch Fällen der Bäume. Alle sechs bis acht Jahre wurden die Äste direkt am Stamm abgehauen. Wenn man für diese Vorgang Baumsägen von der heutigen Qualität gehabt hätte, wäre es eine annehmbare Arbeit gewesen. Aber die Äste wurden mit einem Handbeil abgehauen, das war für mich im ersten Jahr eine furchtbare Schinderei. Man stand in der Baumkrone auf den Ästen, hielt sich mit der einen Hand fest, mit dem Beil in der anderen Hand wurden die Äste direkt am Stamm abgehauen. So sehr ich mich am Anfang auch bemühte, ich konnte mit dem Patron nicht gleichziehen. Bis ich mit einem Baum fertig war, hatte er zwei Stück geschafft. Seinem Gesichtsausdruck war unschwer zu entnehmen, dass er mit meiner Arbeitsleistung alles andere als zufrieden war. Im zweiten Jahr war das allerdings anders, dann ließ es mein Ehrgeiz nicht zu, dass er schneller war als ich und im letzten Jahr war ich meistens allein bei dieser Arbeit. Am schwierigsten war es bei den Eichen, die zum ersten Mal behauen wurden. Dabei habe ich einmal mit dem Beil meine Hand erwischt. Die Sehne des Mittelfingers war beinahe durchschnitten. Du siehst, den Mittelfinger kann ich nicht mehr ganz strecken.“

„Warst du damit nicht beim Arzt?“

„Doch, ich habe die Hand mit einem Handtuch umwickelt und bin mit dem Fahrrad nach Gueret gefahren. Marcel fuhr mit mir und als wir beim Arzt ankamen, war sein Vater auch gerade dort. Der hat einen bösen Schreck bekommen, als er das durchblutete Handtuch sah. Ich konnte dann eine Woche nicht viel arbeiten mit einer Hand. Ich war in der Zeit schon Freiarbeiter, der Bauer hatte für mich eine Unfallversicherung abgeschlossen. Er war großzügig und gab mir trotz meiner stark eingeschränkten Arbeitsfähigkeit den vollen Lohn.“

„Habt ihr da immer einen Hackklotz mit aufs Feld genommen für das Zerkleinern und Bündeln des Reisigs?“

„Nein, die Reisigbündel, fagot in französisch, wurden mit dem serpe, das ist eine so genannte Hippe oder Hebe, gemacht. Mit der linken Hand hält man den Ast und mit einem oder mehreren kräftigen Hieben wird das Holz auf die gewünschte Länge abgehauen. Die Fagots hatten eine Länge von ungefähr 80 Zentimeter und einen Durchmesser von etwa 35 Zentimeter. Diese Arbeit war für mich am Anfang auch eine riesige Quälerei. Es war ja eine Winterarbeit, bei Wind und Wetter war man draußen. Das Holz war kalt und feucht, die Hände wurden davon völlig aufgeweicht. Wenn man mit der linken Hand nicht kräftig genug zupackte, war es, als ob beim Zuhauen die Haut aufgeschnitten würde. Am Anfang stieg mir öfters das Wasser in die Augen. Aber auch hier galt das Sprichwort: Übung macht den Meister. Zum Schluss machte mir auch bei dieser Arbeit niemand mehr was vor. Der Bauer

und ich machten einmal gemeinsam Fagots. Er stand vor mir, ich konnte sehen, dass er sein Bündel immer vor mir zubindet. So sehr ich mich auch beeilte, er war immer schneller am Binden wie ich. Es war üblich, dass man immer zehn fagots zu einem Haufen zusammensetzt, zuerst vier, darauf drei, dann zwei und ganz oben eine. Als wir am nächsten Tag die fagots holten, merkte ich am Gewicht, wer sie gemacht hatte, meine waren fast doppelt so schwer wie die des Bauern. Er stand auf dem Wagen, ich gabelte sie ihm hoch. Wenn wir an einem Haufen von mir waren, meinte der Patron: Aha, wieder ein Haufen vom Karl.

Der Bauer nutze meine Anwesenheit. Als ich wegging, hatten wir zwei riesige Stapel mit Fagots vor dem Haus. Unser Nachbar sagte zum Chef, Karl sorgt dafür, dass ihr die nächsten Jahre nicht frieren müsst. Wenn er einmal entlassen wird, fehlt dem Haus der gute Holzmacher.“

„Hat man nur mit den Reisigbündeln im Kamin gefeuert?“

„Natürlich nicht, ich musste auch Brennholz von gefällten Bäumen machen. Auf einer Weide

standen sechs uralte Eichen, nicht in der Hecke wie sonst, sondern mitten auf der Weide. Die habe ich noch gut in Erinnerung, es waren die ersten Eichen, auf die ich losgelassen wurde. Sie wurden nicht abgesägt, sondern ausgegraben, damit der Wurzelstock mit entfernt wurde. Das war eine Heidenarbeit, die meistens mehr als einen Tag in Anspruch nahm. Das Spalten der Stämme war genauso mühselig und schweißtreibend. Wenn an den Eichen im Verlauf eines Jahrhunderts alle sechs bis acht Jahre alle Äste abgehauen werden, bilden sich riesige Knorren. Da genügen keine Axthiebe, es muss gar mancher Keil gesetzt werden, bis die abgesägten Stammstücke zu Scheiten aufgerissen sind. Bis sich an den Händen die notwendigen Schwielen gebildet hatten, gab es viele Blasen.

Ich habe aber nicht nur in La Barde, sondern auch in Groze bei der Mutter des Bauern Brennholz auf Vorrat gemacht. Wenn ich mehrere Tage am Stück in Groze arbeitete, schlief ich nicht im Haus der Oma, sondern im Nachbarhaus. Dort wohnte die Tante meines Patrons, sie war die Schwester der Oma .Beaufert. Sie hieß auch Beaufert, denn die beiden Schwestern hatten zwei Brüder geheiratet, die aber beide nicht mehr lebten. Die Tante hatte einen Sohn, der hieß auch Renè. Er war der Patenonkel von unserem, vom kleinen Rene. Der große Rene war noch ledig und blieb auch Strohwitwer. Er hatte ebenfalls einen Gefangenen, es war der Emil Zielasko aus Lüneburg. Wir schliefen dann zu zweit in seinem Bett. Für meine Länge war das Bett viel zu kurz, weshalb ich nur mit angezogenen Beinen schlafen konnte. Emil musste dann die gleiche Stellung einnehmen und das Umdrehen auf die andere Seite geschah auf Kommando. Diesen Nachteil habe ich aber gerne in Kauf genommen, denn vor dem Schlafen gehen saßen wir meistens noch vor dem Kamin und plauderten. Der Patron von Emil war ein feiner Kerl. Wenn die drei, seine Mutter, er und Emil noch am Tisch saßen und er mich sah, wenn ich nach dem Essen wieder zur Arbeit ging, forderte er mich auf, noch auf eine Zigarettenlänge bei ihm reinzuschauen. Im Geheimen hatte ich darauf ja immer schon gewartet, denn ich durfte dann einen Glimmstengel von seinem Tabak drehen und das war ja wie `Weihnachten` für einen Raucher im armseligen Gefangenendasein.

Oma Beaufert war herzensgut zu mir. Ich hatte ihr erzählt, dass ich bei meiner Großmutter aufgewachsen bin, weil meine Mutter ja nach meiner Geburt gestorben sei. Ich sagte ihr auch, dass meine Oma in ihrem Alter sei. Ab und zu konnte sie dann sagen, die arme Oma in Deutschland müsse so lange auf ihren Karl warten.“

„Hast du mit deinem Kameraden Emil noch Verbindung?“

„Wir haben uns nach unserer Entlassung nie mehr gesehen. Aber manchmal gibt's im Leben doch die tollsten Zufälle. Mutter und ich verbrachten 1976 einen achttägigen Urlaub in der Lüneburger Heide. Dabei fuhren wir auch nach Lüneburg mit der Absicht, nach Emil zu fragen. Auf dem Einwohnermeldeamt war man sehr entgegenkommend. Nach längerem Suchen fand der Sachbearbeiter heraus, dass Emil in den fünfziger Jahren ins Rheinland verzogen sei. Na ja, dachte ich, Pech gehabt!

Daheim sagte Ellen gleich nach unserer Rückkehr, es sei ein Kamerad von mir da gewesen, er war auf der Rückfahrt vom Urlaub im Schwarzwald und wolle mich besuchen. Es war Emil, dreißig Jahre hat man nichts voneinander gehört und in derselben Woche will Jeder den Anderen aufsuchen. Wir haben einmal mit einander korrespondiert, dann schief die Verbindung wieder ein.“

„Wir sind gleich in Gueret, findest du dich in der Stadt noch zu recht?“

„Bestimmt nicht, Jürgen, da hat sich in fünfzig Jahren bestimmt auch viel verändert.“

Im Zentrum bleiben wir halten. Wir fragen mehrere Leute nach dem Weg nach Saint Hilaire la Plaine, zunächst weiß niemand, wo das liegt, dann endlich sagt ein älterer Mann, wir müssten in Richtung Aubusson fahren. Plötzlich bleibt Jürgen wieder halten. Er geht in einen Buchladen und steigt mit einer Karte vom Departement Creuse in der Hand wieder ein. Ich schaue nach und sehe, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Sechs Kilometer nach Ste. Feyre biegen wir links ab. Wir erkennen den Ortsnamen und fahren durch die Ortschaft, sehen aber niemand, wir drehen am Ortsende und fahren zurück.

„Jürgen, da vorne steht eine Frau am Hoftor, die werde ich fragen, wo Marie wohnt!“

Jürgen hält an, das Fragen erübrigt sich, es war Marie selber. Wir liegen uns in den Armen, Marie wischt sich verstohlen eine Träne von der Wange und öffnet das Tor. „Da seid ihr ja endlich, wir warten schon auf euch!“ Unter der Türe steht Robert, ihr Mann, und heißt uns willkommen.



Marie von ihrem Haus in Villevalaix in der Gemeinde St.-Hilaire-la-Plaine Creuse



Abschied von Marie. Unser Wagen steht abfahrtbereit vor der Haustüre.

16. Bei Marie

Marie hat das Abendessen schon fertig und bittet zu Tisch. Wir nehmen gleich Platz, wir hatten ja seit Mittag nichts mehr gegessen. Das Essen ist, wie könnte es anders sein, sehr gut und der Wein hilft mir, meine Zunge zu lockern. Es klingt recht holprig, ich habe ja schon Jahrzehnte kein Französisch mehr gesprochen. Jürgen stellt grinsend fest: „Ich staune, du kannst doch noch Französisch, aber du hast heute noch kein Wort gesprochen, weder bei der Kaffeepause noch beim Mittagessen!“

„Das stimmt nicht, acht französische Wörter habe ich gesagt!“

„Daran kann ich mich nicht entsinnen. Was hast du denn gesagt?“

„Zwei Mal guten Tag und zwei Mal auf Wiedersehen! Aber im Ernst, ich habe mich absichtlich zurückgehalten, du hast doch mehr Gelegenheit als ich und bist deshalb in Übung. Zudem höre ich schlecht, wenn wie in einer Wirtschaft starke Nebengeräusche vorhanden sind. Hier am Tisch ist das anders und Marie und Robert verstehe ich sowieso besser. Es ist doch plausibel, wenn ich nach Worten suchen muss, es sind immerhin fünfundfünfzig Jahre vergangen seit meiner Zeit in Frankreich. Sage den beiden, was wir jetzt gesprochen haben und dann werden wir uns in Französisch unterhalten!“

Ich frage Marie nach ihrem augenblicklichen Verhältnis zu ihren Geschwistern. Mit trauriger Miene berichtet sie uns, dass sie wegen dem ihr zustehenden Erbe weiterhin klagen muss. Mit Marcel und Paulette ist die Verbindung ganz abgebrochen. Die beiden sind absolut nicht bereit, ihr ihren Anteil zu geben. Mit René spricht sie ab und zu, aber er ist von den anderen zu sehr beeinflusst. Marie hatte gehofft, dass sie wenigstens das Haus der Großmutter in Groze bekommen würde. René bewirtschaftet beide Häuser in Groze, den Hof

seines Patenonkels auf der einer Straßenseite und gegenüber liegend das Elternhaus des Vaters, natürlich auch die dazu gehörenden Felder. Weder Marcel noch René sind verheiratet. Marcel hatte nicht nur La Barde, sondern auch den Hof in Chignaroche bewirtschaftet. Es ist das Geburtshaus der Mutter und deren Bruder war ja auch nicht verheiratet. Marcel lebt in La Barde, er hat die Landwirtschaft aufgegeben und ist in Rente.

Paulette und ihr Mann haben in der Nähe von La Barde ein Haus gebaut, als Paulettes Mann in Rente ging. Vorher haben sie in Paris gewohnt, wo Maries Schwager bei der Post war. Marie und Robert meinen, dass Paulettes Mann die treibende Kraft ist, damit seine Kinder später einmal alles erben. Dabei hat doch Jean-Pierre, der Sohn von Marie, auch Anrecht auf einen Teil. Ich finde es bedauerlich und ganz ungerecht, wenn Marie ganz leer ausgehen soll, sie hat doch viel länger daheim gearbeitet als Paulette. Von der ganzen Erbaueinandersetzung profitieren doch die Anwälte am meisten. Marie pflichtet mir bei, sie sei ja wegen der Kosten, die auf sie zukommen, noch nicht in Rente gegangen. Aber für die beiden nächsten Tage hat sie sich frei genommen, damit sie Zeit für uns hat. Robert müsse allerdings arbeiten.

Ich frage nach Andre Leroux, Marie meint, seinem Alter entsprechend ginge es ihm sehr gut, er hat ein Appartement in einem Altenheim in Gueret. Ich sage Marie, dass ich ihm gerne Guten Tag sagen würde. Sie meint, das ließe sich einrichten, morgen würde sie bei ihm anrufen. Sie hätte morgen in Gueret sowieso einiges zu erledigen, dabei könnten wir ihn besuchen.

Jürgen fragt, wer Andre Leroux sei, so kommen wir auf dieses Thema. Andre hatte nach dem Krieg eine Metzgerei in Gueret. Seine Frau war eine Cousine vom Patron, deshalb kaufte Andre sein Schlachtvieh in La Barde. Bevor ich 1947 in Urlaub heimfuhr, holte er noch ein Kalb in La Barde ab. Er meinte damals, dass es in Deutschland mit dem Essen sehr schlecht sei, ich solle bei ihm reinschauen, er würde mir etwas mitgeben. Ein solches Angebot war keine Selbstverständlichkeit, ich habe mich riesig darüber gefreut. Er gab mir ein großes Stück rohen Speck und sagte, Fett könne man beim Kochen am notwendigsten gebrauchen und man hätte im Grunde davon mehr als von einem Stück Fleisch. Wie richtig er lag, wurde mir erst bewusst, als ich sah, wie meine Tante in Grötzingen sich darüber freute. Ihr gab ich die Hälfte, den Rest brachte ich Oma.

Ich erwähne, dass ich schon 1954 das erste Mal mit Frau und Tochter Ellen zu Besuch nach St. Fiel kam Jürgen war damals noch nicht auf der Welt. - *Da hast du Patron ein Taschenmesser als Geschenk mitgebracht und uns dein Kofferradio dagelassen* - wirft Marie ein. Zu jener Zeit war ein Besuch im Nachbarland noch absolut nicht üblich. Wir begegneten auf den ganzen siebenhundert Kilometern keinem einzigen deutschen Auto. In Gueret kaufte ich das Messer, bevor wir nach La Barde fuhren. Ich hatte Durst und ging in eine Wirtschaft am Marktplatz. Da sah ich Andre an der Theke stehen. Ich klopfte ihm auf die Schulter, er drehte sich um und traute seinen Augen nicht. -*Karl, bist du es wirklich? Komm, da gehen wir gleich heim zu mir, bevor du nach St. Fiel fährst.* -Ich stellte ihm meine Frau und unsere Tochter vor und freute mich, seine Frau wieder zu sehen. Für die hatte ich als Gefangener geschwärmt, sie hatte immer sehr gepflegt ausgesehen und ein herrlich duftendes Parfüm verwendet. Sie begrüßte uns ganz herzlich, die Gedanken des Kriegsgefangenen von damals verriet ich ihr natürlich nicht. Kaum hatten wir uns gesetzt, da hielt sie ihrem Mann eine `Gardinenpredigt`. Er solle sich ein Beispiel an mir nehmen, ich wäre in der Gefangenschaft doch viel schlimmer dran gewesen als er, ich hätte als Student die schwere Arbeit eines Bauernknechtes machen müssen. Er dagegen hatte die ganze Zeit auf seinem Beruf als Metzger arbeiten können und hätte über seinen Patron nur Gutes erzählt. Als er versucht

hatte zu fliehen und dabei unterwegs erwischt worden war, hätte sein Chef in Hamburg alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit er wieder an seine alte Arbeitsstelle zurückkommen konnte. Es wäre deshalb an der Zeit, dass er seinem alten Chef in Hamburg endlich schreibt, und zwar jetzt, wenn Karl seinen Kaffee trinkt, damit er den Brief mit nach Deutschland nehmen kann. Dem Andre blieb nichts anderes übrig als hin zu sitzen und zu schreiben.

Wir sprechen noch eine Weile von früher. Ich erwähne, dass wir bei unserem ersten Besuch heimwärts über Paris fahren, wo wir die Verwandte besuchten, die 1946 einige Monate in Groze verbrachte. Sie war damals immer sehr nett, wir hatten uns oft unterhalten, dabei war sie bemüht, meine Aussprache in Französisch zu verbessern. Die Frau war damals schon sehr deutschfreundlich eingestellt und erwähnte, die deutschen Soldaten seien während der Besatzungszeit immer sehr höflich gewesen, wenn sie bei ihr eingekauft haben. Nur ein einziges Mal wurde ein Soldat unverschämt, aber den hatte sie dann kurzerhand aus dem Laden geworfen. Mit den Amerikanern, die nach den Deutschen kamen, sei sie nicht so zufrieden gewesen. Die Frau stand, als wir 1954 hinkamen, wieder in ihrem kleinen Kolonialwarenladen, den sie gleich nach dem Krieg wegen der Lebensmittelknappheit geschlossen hatte.

So langsam sieht man allen am Tisch die Müdigkeit an, wir wünschen uns gegenseitig eine Gute Nacht. Als wir im Gästezimmer in den Betten liegen, muss Jürgen noch etwas loswerden: „Vater, ich weiß, dass Marie dich als `ihren großen Bruder` bezeichnet. Euer Verhalten zu einander könnte nicht herzlicher sein, wenn ihr echte Geschwister wäret.“

„Jürgen, ich bekam von ihr vor vielen Jahren einen ganz verzweifelten Brief. Ich sei der einzige Mensch, dem sie sich noch anvertrauen könnte. Sie sei Hals über Kopf von daheim geflohen, weil sie sogar von ihrem Bruder geschlagen wurde. Ihre Kleider hat sie dann durch die Polizei holen lassen. Der ganze Streit war entstanden, weil sie heiraten wollte und die Familie es nicht zugelassen hat. Die unberechtigte Forderung der Eltern war, sie wird daheim gebraucht, weil ihre beiden Brüder ja nicht verheiratet waren. Da konnte ich Marie nicht ganz im Stich lassen, wir haben uns zu der Zeit öfter geschrieben.“

„Davon habe ich nichts gewusst. Was hast du morgen vor?“

„Morgen Nachmittag gehen wir ja nach Gueret und wenn Marie Zeit hat, werden wir noch auf den Friedhof nach St. Fiel fahren und Blumen an das Grab von Patron und Patronne bringen. Nach dem Frühstück möchte ich gerne nach Groze und nach La Barde fahren. Und jetzt: Gute Nacht! Gib mir einen Rippenstoß, wenn ich zu laut schnarche!“

Beim Frühstück erkundigt sich Marie, was wir vorhätten. Ich frage sie, ob sie damit einverstanden ist, wenn wir vormittags zu René und vielleicht auch zu Marcel fahren werden. Sie hätte absolut nichts dagegen, René würde uns schon erwarten, denn sie hat ihn schon angerufen. Mit Marcel würde sie nicht sprechen, aber der ist sicher auch daheim. Ihr sei es recht, wenn wir uns am Vormittag allein auf den Weg machen, sie hätte im Haus noch Arbeit und müsste ja auch kochen. Wir steigen ins Auto „Vater, wenn wir zu René wollen, müssen wir doch zuerst nach Gueret!“

„Genau, in Gueret müssen wir in Richtung La Chatre fahren. Nach der Bahnunterführung am Ausgang von Gueret will ich dir etwas zeigen!“

Wir verlassen die Stadt, ich zeige nach links: „Da war das Kriegsgefangenenlager!“

„Warst du hier im Lager?“

„Übernachtet habe ich da drinnen kein einziges Mal. Ich habe dir ja erzählt, dass wir vom ersten Tag an beim Bauern geschlafen haben. Ich war nur ein paar Mal drinnen zum Impfen, zum Klamottentausch oder beim Zahnarzt. Das letzte Mal war ich am siebten November 1947 drinnen, da haben wir, Patron und ich, den Vertrag als Freiarbeiter unterzeichnet.“

„Du sagst, du warst im Lager, als du zum Zahnarzt musstest. Gab es im Lager denn einen Zahnarzt?“

„Ich vermute, es war ein Dentist, Zahnärzte waren in der Regel beim Militär im Offiziersrang und Offiziere waren ja nicht so lange in Gefangenschaft wie wir Landser. Wir waren doch die Armleuchter der Nation.

Jedenfalls bekam ich im Lager einen Zahn plombiert und das war eine Tortur. Gebohrt wurde mit einer alten Maschine, die durch Treten bewegt wurde. Als der Nerv freilag, bekam ich eine Spritze, die überhaupt nicht gewirkt hat. Sicher war das Verfallsdatum schon Jahre überschritten, aber für Kriegsgefangene immer noch gut genug. Die Fürsorge der Behandlung war proportional zu den geschmierten Lebensmitteln, sprich Eier, Butter und Käse, die man bei der Chefin gebettelt hatte.“

„Seid ihr von eurem Wachmann ins Lager geführt worden?“

„Wenn ich mich recht entsinne, hat der so genannte Wachmann nur einmal die Gefangenen von St. Fiel als Gruppe ins Lager gebracht, nachher war es Aufgabe des Patrons, seinen Gefangenen ins Lager zu bringen und ihn dort wieder abzuholen. Später wurde das alles nicht mehr so ernst genommen. Wenn ein Gefangener wegen irgendeiner Angelegenheit ins Lager musste, hat ihn der Patron am Tor abgeliefert. Sobald der Gefangene seine Sache erledigt hatte, stellte er sich an den Zaun zur Landstraße hin und wartete, bis ein Bekannter von St. Fiel vorbei kam. Den hat man dann um die Gefälligkeit gebeten, sich am Tor als Patron auszugeben, damit der Gefangene das Lager verlassen durfte. Die Bauern wurden auch aufgefordert, in gewissen Zeitabständen im Lager die Post für ihren Gefangenen abzuholen.

Ulzig verlief das Abholen der Post später bei Hans. Das war der Kamerad, mit dem ich anfänglich zusammen in einem Bett geschlafen habe. Bareige, so hieß sein Patron in La Barde, benötigte in nicht mehr. Ein alter Bauer aus einem anderen Weiler, dessen Sohn in Paris angestellt war, holte ihn dann aus dem Lager. Wenn wir uns sonntags trafen, schwärmte Hans ständig, welches Glück er beim Wechsel seines Arbeitsplatzes hatte. Die alten Leute würden ihn behandeln als wäre er ihr zweiter Sohn. Die anfallende Arbeit würde bei Tisch besprochen werden, dann hatte Hans freie Hand und konnte selbständig arbeiten, sowohl auf dem Hof als auch mit den Ochsen auf dem Feld. Allerdings war dem Alten das Abholen der Post im Lager zu mühselig. Er meinte, Hans solle seine Briefe selbst im Lager abholen. Hans könne einen Anzug seines Sohnes anziehen, mit dem Fahrrad zum Lager fahren und am Tor sagen, er wolle die Post für seinen Gefangenen abholen. Er müsse aber unbedingt Dialekt sprechen, dann würde kein Mensch auf die Idee kommen, dass er der Kriegsgefangene sei.“

„Konnte sich dein Kumpel das Lachen verkneifen, wenn er für `seinen Gefangenen` Post abholte?“

„Jürgen, dem Hans war nie zum Lachen zumute, wenn er nach Post fragte. Er stammte aus Breslau und bekam nie Antwort, weder von seinen Eltern noch von der Tante, so oft er auch schrieb. Er wusste auch nicht, ob noch jemand am Leben ist.

Passe auf, wir kommen gleich an die Kreuzung, wo es links nach La Barde und rechts nach Groze geht.“

Jetzt sind wir auf dem Weg, den ich in den drei Jahren oft gegangen oder mit dem Rad gefahren bin. Ich zeige auf die Äcker, auf denen ich gearbeitet habe und als wir in den Weiler hinein fahren, habe ich das Gefühl, als hätte ich vor Tagen noch hier gearbeitet. Es hat sich kaum was geändert. Vor dem Haus steht René und erwartet uns. So innig wie bei Marie ist die Begrüßung nicht, womit ich aber nicht sagen will, dass die Schuld dafür nur bei René liegt. Wir gehen ins Haus, da muss ich herzlich lachen. Hier blieb die Zeit tatsächlich

stehen. Es sieht aus wie vor fünfundfünfzig Jahren. Links neben der Türe die Truhe, auf der ich immer saß und mir eine Zigarette drehte, wenn der große René mir seinen Tabak anbot. Der offene Kamin, in dem noch die Glut glimmte, auf dem Dreifuß hat sich René heute Morgen mit Sicherheit seinen Kaffee aufgewärmt. Wie oft saßen wir gemeinsam davor, große René, Emil, ich und die Tante Maria, so nannten wir in La Barde die Mutter vom großen René. Die Tante Maria wollte immer wissen, wie der oder jener Gegenstand in Deutschland genannt wird. Wir beide erfanden dann Wörter, die es meistens nicht gab, sie mussten nur mit einem H beginnen, damit hatte die alte Frau natürlich ihre Schwierigkeiten. Wir versicherten zum Beispiel mit todernster Miene, dass der große Kochtopf, der am Haken über dem Kaminfeuer hing, in Deutsch Hihahuschka heißen würde. Die Tante Maria konnte dann genauso herzlich lachen wie wir, weil sie sich über die drollige Sprache amüsierte.

In der Ecke steht wie eh und je das große Bett, am Fußende ist der Durchgang zum Flur, der zum Vorratsraum, zum Treppenaufgang und zur Hintertüre führt. Die Bänke und der Tisch haben die Jahre auch überstanden, auch die Decke und der Fußboden sind wie früher. Allein das Fernsehgerät auf der Mitte des Tisches steht verloren in dem bäuerlichen Museum.

Ich frage René, ob ich einen Blick in das Obergeschoß werfen darf. Ich bin neugierig, ob das Bett von Emil noch vorhanden ist, in dem wir zu zweit geschlafen haben, wenn ich in Groze gearbeitet habe. Das Bett steht noch am alten Platz, als ich es sehe, muss ich unwillkürlich an Emils Käppi denken. Als Soldat war man gewohnt, die Mütze beim Schlafen unter den Kopf zu legen. Dieser Gewohnheit blieb Emil treu, sein Käppi, auch Schiffchen genannt, lag nachts unter seinem Kopf, aber das hinderte die Ratten nicht, den Speckrand der Mütze anzuknabbern

Bei einer Rattenjagd im Speicher suchte eine Ratte als Zufluchtsort das Hosenbein vom großen René. Blitzschnell kletterte das verängstigte Tier noch oben. René erstarrte, mit kreidebleichem Gesicht sah er dem Tierchen zu, wie es den Hosenbund als Startrampe für den Absprung nutzte. Ich stand daneben und bekam eine Gänsehaut. Von da an habe ich bei jeder Jagd auf die Nager die Hosenbeine mit den Strümpfen verschlossen.

Wir verlassen das Haus durch die Hintertüre. Bevor wir auf dem bekannten Fußpfad zum Stall gehen, schöpfe ich mit dem Holzeimer Wasser aus dem Ziehbrunnen. Die Henkeltasse hängt immer noch an ihrem Platz und ich trinke von dem Wasser, das früher als das Beste weit und breit galt.

Im Stall steht nur eine einzige Kuh, sie scheint ein betagtes Alter zu haben. Ich frage René, ob dies sein ganzer Viehbestand wäre. Er lächelt und meint, wir sollen einen Augenblick warten, er müsse seine Herde von der Weide holen. Die alte Kuh im Stall kann kaum noch laufen, deshalb bleibt sie im Stall. Um sie als Schlachtkuh zu verkaufen, sei sie viel zu alt, kein Metzger würde sie kaufen, sie bekommt bei ihm halt das Gnadenbrot.

René holt sein Vieh. Nachdem er fort ist, meint Jürgen: „Vater, hast du bemerkt, wie René dich fixiert. Der wendet keinen Blick von dir weg. Glaubst du, dass er mit seinem einfachen Lebenswandel zufrieden ist?“

„Ich glaube, es bleibt ihm nichts mehr anderes übrig. Früher haben sich die beiden Brüder eingebildet, dass Marie ihnen das Aschenputtel macht, aber die Rechnung ging nicht auf. Nun rächen sie sich und machen ihr den Erbteil streitig. René wäre gut beraten gewesen, wenn er Marie geholfen hätte, dass sie das Haus ihrer Großmutter, das wir nachher noch anschauen werden, bekommt. Er hätte dann eine Anlaufstelle gehabt, bei der er im Alter noch ein warmes Essen bekommt. Sein Junggesellendasein ist für René ja auch nichts Einmaliges, denn in Frankreich haben in der Generation vor ihm viele Landwirte keine Frau mehr bekommen, das beste Beispiel sind seine beiden Onkel. Leider ist es bei uns in

Deutschland genau so, du brauchst dich nur im Dorf umzuschauen. Doch schau, da kommt René mit seinen Kühen.“

Die Tiere finden ihren Platz im Stall allein, René muss sie nur noch anbinden. Wir unterhalten uns über die anstehenden Arbeiten auf dem Feld. Mittlerweile hat er auch einen Traktor und muss nicht mehr wie früher Ochsen oder Kühe einspannen. Er fragt mich, ob ich noch rüber schauen wollte in das Haus der Großmutter, das genau auf der anderen Straßenseite steht. Ich versichere ihm, dass dies unbedingt meine Absicht sei, ich will ja meinem Sohn zeigen, wo ich gearbeitet und auch gegessen habe. Wir überqueren die Straße, ich zeige Jürgen das Haus, den Stall, die Scheune und den Garten. Ein Blick auf die Uhr zeigt mir, dass es zu knapp wird noch La Barde zu fahren. Ich verbleibe mit René so, dass wir uns morgen am Vormittag in La Barde treffen und dann gemeinsam zu Paulette fahren.

Bei der Abfahrt zeige ich Jürgen, wo unser Wachmann wohnte. Jürgen will wissen, welche Aufgaben er als Wachmann eigentlich zu erledigen hatte.

„Jürgen, ich habe bereits erwähnt, dass er uns am Anfang zum Impfen ins Lager bringen musste, er brachte uns die ersten Benachrichtigungskarten, einmal auch Marketenderware. Wenn ich mich recht erinnere, war seine letzte Tätigkeit das Austeilen und Einsammeln eines Fragebogens.“

Wir sind auf dem Rückweg von Groze. „Du sagst, der Wachmann hat euch Benachrichtigungskarten gebracht, was war damit.“

„Das war eine Doppelkarte, es war das erste Lebenszeichen, das man den nächsten Angehörigen schreiben durfte. Der Kriegsgefangene schrieb auf die eine Karte die Anschrift der Angehörigen, als Absender seinen Dienstgrad, Vor- und Zunamen, Gefangenenummer und Lageranschrift und die Mitteilung, dass er Kriegsgefangener ist. Die andere Karte konnte der Angehörige abtrennen und an den Gefangenen senden, als Text waren maximal fünfundzwanzig Worte erlaubt. Ich habe die erste Karte natürlich meiner Großmutter geschrieben.“

„Wann hast du dann die Rückantwort erhalten?“

„Ich weiß nicht mehr, ob es Ende 1945 oder Anfang 1946 war. Ihr könnt euch heutzutage nicht vorstellen, wie zermürbend dieses Bangen, dieses ängstliche Warten auf eine Nachricht für die Angehörigen zu Hause war, wenn andere schon bald nach Kriegsende heimgekommen sind!“

„Wie ging es dann weiter mit dem Briefwechsel?“

„Wir haben noch eine zweite Karte erhalten, die schrieb ich meinem Freund Karl, später durften wir dann auch Briefe schreiben und empfangen. Ich ließ mir von Oma sogar das Album `Aus Deutschlands Vogelwelt` schicken, weil ich in La Barde Vögel gesehen hatte, die ich nicht kannte. Den Kontrollstempel vom Lager Gueret, Depot 124 kannst du auch heute noch auf der ersten Seite des Albums sehen. Im letzten Jahr wurde meine Post nicht mehr über das Lager, sondern direkt an die Adresse der Familie Beaufert gesendet.“

„Was war denn Marketenderware?“

„Im Mittelalter wurden die Kaufleute, die im Kriege den Truppen folgten und den Soldaten Lebensmittel und Bedarfsgegenstände verkauften, Marketender genannt. Im letzten Krieg erhielten die Frontsoldaten zusätzlich zur Verpflegung ab und zu Tabakwaren und Spirituosen geschenkt, den Begriff Marketenderware hat man beibehalten. Zigaretten aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen wurden an die Kriegsgefangenenlager verteilt, die man auch als Marketenderware bezeichnete. Wir erhielten ein einziges Mal eine Packung Reemtsmazigaretten. Übrigens, dieser Zigarettenhersteller hat an der Wehrmacht ganz schön verdient. Zum Dank dafür finanzierte der Erbe die Ausstellung über die Verbrechen der Deutschen Soldaten.“

„Jetzt musst du mir noch erklären, was es mit den Fragebogen für eine Bewandnis hatte, die euer Wachmann ausgeteilt und wieder eingesammelt hatte.“

„Auf dem Fragebogen musste jeder Gefangene außer den Angaben zur Militärzeit aufführen, welchen nationalsozialistischen Gliederungen er angehört hat und welche Funktionsstellen er innehatte. Ich habe angeführt, dass ich in der HJ Kameradschaftsführer war. Der Wachmann hat diese Fragebogen natürlich gelesen und den Inhalt an die Bauern weitergegeben. Mein Patron hat das mit der HJ in den falschen Hals bekommen und folgerte aus meinen Angaben, ich würde mich immer noch als Hitlerjunge und somit als ein Vasall Hitlers betrachten. Im Nachhinein habe ich allerdings auch vermutet, dass die anderen nicht so ehrlich waren wie ich und die Zugehörigkeit zu irgend einer Gliederung verschwiegen haben, wodurch auf mich ein umso schlechteres Licht fiel.

Einige Tage, nachdem der Wachmann die ausgefüllten Formulare eingesammelt hatte, kotzte mich mein Patron nach dem Mittagessen so ungemein aggressiv an, wie ich es bei ihm noch nicht erlebt hatte. Er nannte mich einen Verbrecher, am besten wäre, man würde uns gleich an die Wand stellen. Ich versuchte zunächst im plausibel zu machen, dass im Dritten Reich jeder Junge laut Gesetz in der HJ sein musste, dass dies aber längst abgehackt sei. Aber ich erreichte mit meinen Einwendungen genau das Gegenteil, er wurde noch wütender. Da ist mir dann auch der Kragen geplatzt. Ich knallte mein Besteck auf den Tisch, flitzte auf und brüllte mit gleicher Lautstärke zurück. Was ich gewesen bin, ginge ihn einen Dreck an, selbst wenn ich Standartenführer bei der Waffen - SS gewesen wäre, hätte er kein Recht mich so anzukotzen, so lange ich meine Arbeit bei ihm richtig mache. Er sei zwar mein Patron, aber noch lange nicht mein Vater. Ich drehte mich auf dem Absatz um und ging meiner Arbeit nach. Drei Tage sprach ich kein Wort mit ihm. Am dritten Tag kam er zu mir aufs Feld und schenkte mir ein Päckchen Tabak. Der Burgfrieden war wieder hergestellt. Später erfuhr ich, dass mein väterlicher Freund Ernst, dem ich mein Leid geklagt hatte, seinen Chef gebeten hatte, meinen Patron über das Missverständnis aufzuklären.

17. Gueret

Nach dem Essen fahren wir mit Marie nach Gueret. Wir begleiten sie bei ihren Besorgungen und versäumen dabei nicht, das Zentrum der Stadt zu besichtigen. Die gepflegten Anlagen mit den vielen bunten Blumen geben ein herrliches Bild der Departementstadt ab. Sie zeigt uns die Präfektur, in der sie arbeitet. Ich erinnere mich, dass ich in diesem Gebäude zweimal Anliegen vorgetragen habe, das erste Mal wegen der Ausreisegenehmigung 1948, das zweite Mal, als wir den Pass für Jean-Luc, Maries Sohn, beantragt hatten im Jahr 1965.

Wir machen uns auf den Weg zum Altenheim. André wohnt im dritten Stock. Wir steigen die gebohnerten Holztreppe nach oben. Ich bin überrascht, in welchem gepflegtem Zustand die alten Stufen sind. Marie läutet an einer Türe, sie wird sofort geöffnet, André hat uns bereits erwartet. Er umarmt mich und bittet uns in sein Wohnzimmer. Er besitzt ein kleines Appartement. Ich mache ihn mit Jürgen bekannt. André fordert uns auf, Platz zu nehmen und bietet uns Rotwein an. Er betont mehrmals, wie sehr er sich über meinen Besuch freut. Er hätte nicht gedacht, dass wir uns noch einmal sehen. Er fragt mich, ob ich nach der Gefangenschaft studiert hätte, ich berichte ihm über mein Berufsleben. Dann war er an der Reihe: Seinen ehemaligen Patron in Hamburg hat er zweimal besucht, das war aber vor

vielen Jahren, sein alter Chef ist schon über zwanzig Jahre tot. Die eigene Metzgerei hat André in den sechziger Jahren verpachtet. Seiner Frau war das Ladengeschäft zu mühsam. Die Beiden sind dann von Gueret weggezogen. Er hat in einer anderen Stadt einen Tabakladen übernommen, aber das hat seiner Frau auch nicht gepasst. Sie haben sich dann getrennt, Kinder waren keine da, er ist, als er ins Rentenalter kam, wieder zurück nach Gueret gezogen und hat sich die kleine Wohnung im Altenheim gekauft. Langweilig wird es ihm nicht, er hat ein paar gleichaltrige Freunde, mit denen er sich jeden Tag trifft. Ich frage André, ob er sich noch daran erinnern kann, dass er in La Barde zu meiner Zeit einmal einen großen Korb voll Zwiebeln gekauft hat. Er verneint und möchte wissen, wieso ich danach frage. Ich erzähle ihm, dass ich das nicht vergessen habe, weil ich wegen der Zwiebel als Gefangener einmal zu Geld kam, was ansonsten ja nie der Fall war. Die Gartenarbeit wurde mir irgendwann ganz übertragen. Vom Frühjahr bis zum Herbst arbeitete ich sonntagsmorgens im Garten. Wir hatten in einem Jahr viele Steckzwiebeln und ich habe sie alle gesteckt. Es gab eine riesige Ernte, ein Vielfaches vom Haushaltsbedarf. Als André wieder einmal ein Kalb in La Barde kaufte, sah er die Zwiebelmenge, die ich aufgehängt hatte. André erwarb die im Haushalt nicht benötigten Zwiebeln, da er in der Metzgerei ständig Zwiebeln verarbeitete und zahlte denselben Preis wie beim Großhändler. Patron war über den Erlös völlig überrascht und meinte, er hätte sich über meinen unvernünftigen Zwiebelanbau zwar geärgert, aber im Nachhinein sei es dank meiner Arbeit ein gutes Geschäft gewesen. Er gab mir die Hälfte des Zwiebelgeldes, damit hatte ich nicht gerechnet, ich war ganz platt und hatte mich riesig gefreut. Deshalb habe ich dieses Zwiebelgeschäft auch nicht vergessen.

Mit den besten Wünschen für die Zukunft verabschieden wir uns. Um den Abschied zu erleichtern verspreche ich, im nächsten Jahr wieder zu kommen.

In einer Weinhandlung kaufen wir Wein für unseren Gastgeber und dann besorgen wir die Blumen für die Gräber auf dem Friedhof von Saint Fiel. Wir nehmen wieder die Landstraße, auf der wir am Vormittag auch gefahren sind. Ich erkläre Jürgen, dass wir an der Kreuzung links abbiegen müssen, an der wir am Morgen nach rechts in Richtung Groze fahren. Ich bitte Jürgen langsam zu fahren, damit ich den altbekannten Weg gut betrachten kann. Am Friedhof parken wir, Marie führt uns zu den Gräbern. Zuerst verweilen wir an der Ruhestätte von Maries Eltern, dann gehen wir an die Gräber der Großmutter, der Tante Maria und des großen René. Schließlich zeigt Marie mir noch die Ruhestätte von Paulettes Tochter, die in La Barde in den Ferien tödlich verunglückt ist, als der Traktor umstürzte. Marie meint, das habe ihre Schwester bis auf den heutigen Tag noch nicht verwunden, Deshalb kann sie ihr auch nicht böse sein, wenn sie sich so merkwürdig ihr gegenüber verhält. Ich frage noch nach dem Grab von Jean Chabreiron und seiner Frau Eugenie. Das waren unsere Nachbarn in La Barde, zwei nette und stets freundliche Menschen, die Eugenie war die Güte in Person, wie man so sagt. Bei ihnen war der Kamerad Edmund, ein gelernter Schreiner. Die Beiden haben bei meinem früheren Besuch so sehr bedauert, dass sie von Edmund nie mehr was gehört haben. Danach machen wir uns auf den Heimweg nach Saint Hilaire la Plaine. Robert war schon daheim, Marie beeilte sich mit dem Abendessen.

18. Freiarbeiter

Nach dem Abendessen sitzen Jürgen und ich für kurze Zeit allein am Tisch. Marie hantiert in der Küche und Robert dreht eine Runde mit seinem Hund.

„Vater, der Besuch bei André hat mich mächtig beeindruckt. Ich hätte nie geglaubt, dass Männer, die durch den Krieg einmal Feinde waren, sich so über ein Wiedersehen freuen können. Bei euch beiden konnte man an den Gesichtern ablesen, was in euch vorging.“

„Jürgen, ich habe mittlerweile große Abneigung gegen das Wort Feind. Das Feindbild, das uns in unserer Jugend eingetrichtert wurde, zum Teil im Geschichtsunterricht, mehr noch durch Zeitungen und Propaganda, aber auch im Gespräch mit Soldaten des ersten Weltkrieges, dieses Feindbild ist zum Glück verblasst, besser gesagt weggeblasen. Zum einen, weil die Gefangenen beider Seiten erkannt haben, dass die Kriegsgefangenen ausgenützte, arme Teufel waren, die für die Fehler von Größenwahnsinnigen büßen mussten, zum anderen, weil sie erfahren haben, dass es auf der Gegenseite auch Menschen gibt, mit denen man ein Zusammenleben ertragen kann.“

„Vater, der heutige Geschichtsunterricht in den Gymnasien ist doch mit dem in eurer Jugend nicht mehr zu vergleichen!“

„Gott sei Dank, aber ob er bezüglich unserer jüngsten Vergangenheit immer objektiv ist, wage ich zu bezweifeln. Gleich nach dem Krieg wurde in Frankreich an den höheren Schulen das Feindbild verständlicherweise noch geprägt. Bei der Tochter vom Nachbar Gaston war deutlich zu erkennen, wann sie diesbezüglichen Geschichtsunterricht hatte. Dann hat sie nämlich ein paar Tage nicht mit Kurt, dem deutschen Kriegsgefangenen, gesprochen. Bei Ernst war es genau so, die Tochter seines Patrons besuchte auch eine Höhere Schule. Hass in die Herzen junger Menschen zu säen, ist ein verabscheuungswürdiges Verbrechen. Aber genauso verachtungswürdig ist es, wenn man heutzutage geschichtliche Zusammenhänge bewusst unterschlägt und jungen Leuten eintrichtert, ihre Groß- und Urgroßeltern seien politische Trottel und gewissenlose Mitläufer gewesen, unfähig zur Erhaltung einer Demokratie. Und der Jugend somit die Achtung vor ihren Vorfahren nimmt. Jürgen, Propheten dieser Art gibt es leider in Deutschland jede Menge.“

„Auf jeden Fall hat mir das heutige Erlebnis bewiesen, dass ihr Kriegsgefangenen einen großen Beitrag zur Deutsch-französischen Freundschaft geleistet habt. - Ich höre, Robert kommt, beenden wir dieses Thema!“

Marie und Robert setzen sich zu uns, natürlich steht wieder eine Flasche Rotwein auf dem Tisch. Marie fragt nach unserer Planung für den kommenden Tag. Ich sage ihr, dass wir mit René ausgemacht hätten, uns am Vormittag in La Barde bei Marcel zu treffen. Vielleicht fahren wir dann gemeinsam zu Paulette.

Am Nachmittag würde ich gerne nach Beauchabras fahren, um Jürgen das Haus zu zeigen, in dem mein Kamerad Ernst geschlafen hat. Robert will wissen, welche Bewandnis es mit diesem Haus hat. Marie hilft mir bei der Beantwortung der Frage. Sie weiß noch ganz genau, dass wir, die Gefangenen von St. Fiel, an Weihnachten und an Ostern in dem Haus zusammen saßen. Es war das alte, leer stehende Haus seines Patrons, Ernst schlief darin, er war also `der Hausherr`.

Querfeldein waren es von La Barde zu Ernst starke zwei Kilometer, allerdings führte der abgekürzte Weg durch ein versumpftes Tal, bei jedem Gewitterregen standen die Wiesen unter Wasser. Einmal, als Edmund und ich nach Feierabend Ernst besuchten, wurden wir von einem heftigen Gewitter überrascht. Auf dem Heimweg hätten wir im Dunkeln durch knietiefes Wasser waten müssen. Ernst machte uns den Vorschlag, bei ihm auf dem Fußboden zu schlafen und erst bei Tagesanbruch heimzugehen. Er riet uns, hinter der Scheune einen Arm voll Streu zu holen, damit wir nicht auf dem harten Fußboden lägen. Gesagt, getan, aber der Schlaf währte nicht lange. Am ganzen Körper zwickte und zwackte es

wie verrückt. Wir hatten genau dort Streu geholt, wo die Hunde lagen. Ich hatte das Gefühl, die Flöhe würden mich forttragen. Unser Entschluss stand fest: Lieber im knietiefen Wasser waten als am ganzen Körper Flohstiche. In La Barde hängte ich meine ganzen Klamotten ins Freie, damit die Flöhe forthüpfen konnten.

Im Verlauf der Unterhaltung kamen wir auch auf das Thema Freiarbeiter zu sprechen. Damit wurde

ein abendfüllendes Thema angeschnitten. Im Frühjahr 1947 erschien der Begriff Freiarbeiter erstmals in der französischen Tageszeitung. Gleichzeitig wurde auch zum ersten Mal die Repatriierung der deutschen Kriegsgefangenen erwähnt. Die Gefangenen sollen nach festgelegten Gesichtspunkten in Kategorien eingeordnet werden und die Entlassung der einzelnen Kategorien nach einem bestimmten, mit Kategorie eins beginnenden Zeitplan erfolgen. Alle Gruppen habe ich mir nicht gemerkt, mich interessierten ja nur meine und die davor liegenden Kategorien. Zur Kategorie eins gehörten die Gefangenen, die nachweislich Franzosen während der Besatzung behilflich waren oder deren Bestrafung vereitelten. Diese Gruppe sollte umgehend entlassen werden. Zu den Kategorien vor mir zählten noch Landser, die im `Dritten Reich` nachweislich Regimegegner waren, dann die über Fünfzigjährigen, danach die Familienväter ab vierzig Jahren mit vier und mehr Kindern. Ich gehörte zu den Kategorien sechs bis acht. Das waren die Chargierten ab Unteroffizier, die sich freiwillig zum Arbeitseinsatz gemeldet hatten. Unsere Entlassung sollte laut Zeitungsnotiz in den Monaten September, Oktober und November 1947 erfolgen. Die Geburtsjahrgänge 1925 und jünger, die nicht zu meinen Kategorien zählten, sollten als Allerletzte entlassen werden. Zum ersten Mal hatte ich den Beweis, dass die Beförderung vom ROB-Gefreiten zum Unteroffizier, die ich vor der Gefangennahme angeregt hatte, in der Gefangenschaft Vorteile gebracht hat, weil Frankreich in diesem Fall die Genfer Konvention beachtete. Immerhin hätte es bei mir die Gefangenschaft um zehn Monate verkürzt, wenn ich nicht noch Freiarbeiter geworden wäre.

Über das Thema Freiarbeiter wurde nach der ersten Zeitungsnotiz unter uns Gefangenen bei jeder Zusammenkunft heftig diskutiert. Wir trafen uns immer sonntags nach dem Mittagessen, am Sonntagmorgen mussten wir ja alle arbeiten. Hans war nach 1946 nicht mehr in La Barde bei Bareige, er ging bei Ernst in Beauchabras vorbei, beide kamen zu uns nach La Barde, wir waren in La Barde zu dritt. Edmund war bei Jean Chabreiron, Gaston hatte sich auch einen PW aus dem Lager geholt, als sein Knecht von ihm weggegangen war. Der neue Kumpel hieß Kurt, er war so alt wie ich. Die Franzosen nannten ihn Marc. In Lardilla gesellte sich Franz zu uns. Das war ein armer Teufel, er war in Russland mit seinem PKW auf eine Mine gefahren und schwer verwundet worden. Seine Kopfverletzung machte ihm immer noch zu schaffen. Franz hatte in der Pfalz eine Metzgerei, aber seine Frau hatte ihn sitzen lassen. Zu sechst machten wir uns auf den Weg nach La Valette, unterwegs nahmen wir noch unseren Berliner mit. Der Otto war der älteste, er war um die Fünfzig. In La Valette arbeitete unser Friseur Hans beim Baron als Haus- und Hofmeister, Rudi, von Beruf Bäcker und Gerd, der Pfarrerssohn, waren beim Pächter in der Landwirtschaft eingesetzt. Von Groze kam Emil, bei dem ich schlief, wenn ich dort bei der Oma wirkte. Emil ging meistens über Chavanat und nahm den Artur mit. Für unsere Drei in La Valette wurde ein alter Schuppen unterteilt in Schlafräum und Aufenthaltsraum, in dem wir zwölf, wenn auch beengt, bei schlechtem Wetter sitzen konnten. Im Sommer gingen wir meistens zur Mühle unterhalb von Glénic. Dort war ein Stauwehr, man konnte gut schwimmen. Wir zogen uns im Wald gegenüber der Mühle aus, die Bäume reichten bis zum Fluss und im Wasser sah man uns den PW nicht an, bis zum Sommer 1946 hat sich die Haartracht wieder von der Glatze in eine menschenähnliche Frisur gewandelt.

Der Möglichkeit, Freiarbeiter zu werden, begegneten wir mit äußerster Skepsis. Wir vermuteten da irgendwo ein Haar in der Suppe. Aus welchem Grund sollen wir die Vergünstigung haben, Geld zu verdienen, wo sie uns doch umsonst als Arbeitskraft haben. Das Hauptargument meiner Kameraden, wir kamen als Kriegsgefangene nach Frankreich, das bleiben wir auch bis zu unserer Entlassung, ließ ich allerdings nicht gelten. Kurt war der Einzige, der dem Angebot, Freiarbeiter werden zu können, nicht so ablehnend gegenüber stand. Er sprach mit seinem Patron über die Möglichkeit, Freiarbeiter zu werden und der hatte nichts dagegen. Gaston war damals schon Bürgermeister-Stellvertreter, er besorgte ein Vertragsformular. Kurt zeigte mir das Formular, wir lasen es gemeinsam durch. Alle Vertragsklauseln standen in französisch und deutsch übersichtlich nebeneinander. Im Vertrag wurde zugesichert, dass der Freiarbeiter nach zwölf Monaten in die Heimat entlassen werden kann, wenn er keine Vertragsverlängerung wünscht. Außerdem wurde ein vierwöchiger Heimaturlaub zugesagt, allerdings erst nach sechs Monaten und nur in die drei westlichen Zonen. Ein Urlaub in die russisch besetzte Zone sei nicht gestattet. Ich sagte Kurt, ich würde diesen Arbeitsvertrag sofort unterschreiben, wenn ich nicht die Aussicht auf eine frühere Entlassung hätte, weil ich Unteroffizier war. Kurt wurde zum frühest möglichen Zeitpunkt am ersten Juni 1947 Freiarbeiter. Er wurde von seinem Bauer entlohnt wie ein Knecht. Von seinem ersten Lohn kaufte er sich ein Hemd, eine Hose und ein paar Schuhe, damit er samstags oder sonntags zum Ball gehen konnte. Das war seine große Leidenschaft, ich glaube, er war auch ein guter Tänzer. Einmal stand er mitten in der Nacht vor meinem Bett. Ich schlief ja im Speicher, auf den man über eine Außentreppe gelangen konnte. Kurt stupste mich an, als ich wach war, bemerkte ich, dass er ganz außer Atem war. Seine Hosenbeine waren verdreckt, an seinen Schuhen klebte Ackerboden. Ich fragte ihn mit blinzelnden Augen, was eigentlich los sei. Er beichtete mir, dass er mitten in einem Tanz seine Partnerin stehen ließ und eiligst stifte ging. Er hatte wiederholt mit diesem Mädchen getanzt, sie sagte ihm auch, dass sie gern mit ihm tanzen würde. Kurt wusste aber nicht, dass sie verlobt war und ihr Verlobter vor Eifersucht kochte. Während einer Tanzpause umringten ihn ein paar junge Männer und wollten handgreiflich werden. Einer der Musikanten, es war der junge Patron vom Ernst, sah, dass es für Kurt brenzlich werden könnte und fing sofort wieder an zu spielen. Kurt schnappte sich seine Tänzerin, der er zu verstehen gab, dass er während des Tanzes abhauen müsse, was er auch tat. Und weißt du, seine rhetorische Frage, wer am liebsten sofort zugeschlagen hätte? Es war der kleine René von Lardilla. Überrascht erwiderte ich, der sei doch sonst immer so freundlich. Aber warte, morgen früh muss ich Klee holen, da werde ich ihm begegnen, denn er holt zurzeit Futter auf dem Acker neben uns. Und tatsächlich, er kam mir mit seinem Fuhrwerk entgegen. „Üsch“ befahl ich meinen Ochsen und stellte mich vor ihn. Was gestern beim Tanz denn los war, fragte ich ihn barsch. Er wandte sich wie ein Wurm und suchte eine Ausrede, aber bevor er fertig war, herrschte ich ihn an, wenn sie Marc angerührt hätten, würde ich jetzt Kleinholz aus ihm machen. Er lenkte eingeschüchtert ein und versprach mir, dass es nie mehr vorkommen würde. Beim nächsten Ball rief er Kurt zu sich, entschuldigte sich und lud Kurt zu einem Trunk ein.

Noch eine Geschichte von Kurt muss ich loswerden. Kurt tanzte auf einem Ball öfter mit einer Dame, die ihn auch ganz schön anmachte. Während einer Tanzpause rief ihn eine der Schwestern vom ersten Haus in Lardilla zur Seite und warnte ihn. Wenn er die Person heimbegleiten würde, könnte es sein, dass er nachher krank sei, sie sei eine ehemalige Prostituierte. Kurt befolgte den Rat. Wir bekamen vor dem Mädchen, das ihn warnte, große Achtung. Sie hätte nie mit einem Deutschen etwas angefangen, aber dass Kurt sich eine Krankheit holt, wollte sie auf keinen Fall.

Der Sommer ging vorbei, unser alter Otto, der ja laut Plan lange vor mir repatriiert werden sollte, war immer noch da. Vom Lager Gueret hörten wir, außer Schwerstkranken sei noch niemand entlassen worden. Die Aussicht auf baldige Heimkehr wurde von Tag zu Tag geringer und das Heimweh wuchs mit der Enttäuschung. Im Oktober las ich in der Zeitung, Angehörige der Kategorien sechs bis acht könnten einen Arbeitsvertrag über sechs Monate abschließen. Tage darauf stand in der Tageszeitung, am siebten November sei im Lager wieder ein Termin für die Vertragsunterzeichnung von Freiarbeiterverträgen anberaumt. Unser alter Otto erschien auch am nächsten Sonntag wieder, also verschob sich die ersehnte Entlassung wieder Woche um Woche. Ich rang mich durch und fragte meinen Patron, ob er bereit sei, einen Arbeitsvertrag über sechs Monate zu unterzeichnen. Ich hatte keine große Hoffnung auf seine Einwilligung gesetzt, denn der Vertrag und somit meine Anwesenheit wäre dann zu Ende, wenn auf dem Feld die Hauptarbeit beginnen wird. Umso überraschter war ich über die Antwort meines Chefs. Er meinte, ich hätte über zwei Jahre zu seiner vollsten Zufriedenheit gearbeitet, da sei es nicht mehr als recht und billig, dass er mir den Gefallen tut. Ich ließ mir von Kurt nochmals den Arbeitsvertrag geben, prägte mir die für mich wichtigen Abschnitte ein und beantragte Freiarbeiter zu werden.

Am siebten November fuhren der Chef und ich mit Rädern zum Lager. Vor dem Büro standen schon viele Anwärter für die Vertragsunterzeichnung. Pünktlich zur anberaumten Uhrzeit wurden die ersten Beiden, Bauer und Noch-PG, aufgerufen. Meine Nervosität wuchs von Minute zu Minute. Es dauerte immer nur kurze Zeit, bis die Nächsten aufgerufen wurden. Deshalb hatte ich Bedenken, dass ich eventuelle Einwände nicht vorbringen könne. Dann wurden Albert Beaufert und PG Walter aufgerufen. Hinter dem Schreibtisch saßen ein französischer Offizier und zwei Soldaten mit Akten. Das Vertragsformular war vorbereitet und meinem Patron zur Unterschrift vorgelegt. Auf der Vorderseite des vierseitigen DIN A 4 Blattes stand in großer Schrift: Arbeitsvertrag über 12 Monate. Ich bat meinen Chef, noch nicht zu unterschreiben, dann krächzte ich mein Pardon und sagte, dass wir nur einen Vertrag über sechs Monate unterschreiben wollten. Von der im Befehlston gestellten

Frage `Warum` ließ ich mich nicht einschüchtern und sagte verbindlich, ich sei Unteroffizier. Der Offizier schaute nach, stellte fest, dass es stimmt, strich die Zahl 12 auf der Vorderseite des Formulars durch, schrieb eine 6 darüber und schob uns das Papier wieder zur Unterzeichnung zu. Die Stirn des Offiziers kräuselte sich bedenklich, als ich ihm klarmachte, dass ich auch jetzt noch nicht zur Unterschriftsleistung bereit sei. Er möchte bitte im Absatz vierzehn auf Seite 3 das Wort zwölf streichen und durch das Wort sechs ersetzen, und zwar beim französischen und beim deutschen Text und die Änderung mit dem Staatssiegel beglaubigen, damit es nachher nicht aussieht, als wäre dies nachträglich von mir gemacht worden. Widerwillig entsprach der Herr meiner Bitte, schüttelte den Kopf und sagte zu meinem Chef: Guter Gott, das ist aber einen Böstiger. (MALIN) Nach der Vertragsunterzeichnung erlaubte ich mir trotz seiner Bemerkung ein Lächeln, ehrlicher gesagt ein Grinsen und bedankte mich höflich. Als wir das Büro verlassen hatten, ergriff mein Patron meinen Arm und sagte, er hätte mich da drinnen bewundert, er selbst hätte weder die Nerven noch den Mut dazu gehabt. Daheim sagte er nachher zur Patronne, heute hätte ich gezeigt, wer ich sei. Ich war mit dem Erreichten vorerst zufrieden. Ich war kein Gefangener mehr, zwar auch noch kein freier Mann, denn ich durfte Frankreich nicht verlassen und mich nur im Departement Creuse und den direkt angrenzenden Nachbardepartements bewegen, aber das war für mich bedeutungslos. Wichtig war für

mich, Hoffnung zu haben, dass ich im Mai nächsten Jahres heimfahren kann und dass ich nicht mehr umsonst schaffen musste. Mit dem täglichen Verdienst eines Kriegsgefangenen hätte man höchstens ein Bonbon kaufen können, aber die paar Centimes musste der Patron im Lager deponieren. Der Gefangene bekam kein Geld auf die Hand. Der Lohn eines Bauernknechtes war damals zwar auch nicht gewaltig, aber ich konnte mir in den paar Monaten wenigstens zwei Paar Schuhe, eine Baskenmütze, zwei Hemden und einen Anzugstoff kaufen, aus dem später daheim mein Hochzeitsanzug geschneidert wurde.

Ende November las ich in der Zeitung, die Freiarbeiter, die sich in der ersten Junihälfte verpflichtet hätten, können ab 15. Dezember den ihnen zustehenden Heimaturlaub antreten, ausgenommen die, die in der sowjetischen Besatzungszone beheimatet sind. Die Fahrtkosten übernimmt der französische Staat. Für das Visum und die Fahrkarte ist beim Arbeitsamt umgehend ein Antrag zu stellen. Ich rannte gleich zu Kurt, um es ihm zu sagen. Aber Gaston, sein Patron, hatte es ihm schon vorgelesen. Gaston meinte, es sei am sichersten, wenn Kurt am Samstag persönlich beim Arbeitsamt in Gueret vorsprechen würde. Da fahre ich mit, erklärte ich sofort. Gaston musste lauthals lachen, Er meinte, es sei so unnötig wie ein Kropf, wenn ich mit aufs Amt ginge, letztendlich sei ich nicht seit sechs Monaten, sondern seit vierzehn Tagen Freiarbeiter. Ich ließ mich nicht abhalten und vereinbarte mit Kurt die Abfahrtszeit für den kommenden Samstag.

Mit sauber gewaschenen Holzschuhen stieg ich samstags auf das Fahrrad. Unterwegs sagte ich Kurt, er müsse voraus gehen und zuerst sprechen, ich würde hinter ihm stehen bleiben und so tun, als spräche ich nur wenig französisch. Die Adresse des Patrons und die Heimatanschrift mit Angabe der Besatzungszone hatte jeder von uns vorsorglich schon auf ein Blatt Papier geschrieben. Im Arbeitsamt hätte alles nicht besser laufen können. Der Beamte fragte Kurt, was er wolle, Kurt antwortete, in Urlaub fahren. Dann schaute der Mann mich an und fragte, was ich wolle. Ich sagte, moi aussi. (Ich auch) dann fragte er wiederum Kurt, seit wann er Freiarbeiter sei. Kurt sagte, seit ersten Juni. Dann stellte er mir dieselbe Frage, ich log: Moi aussi. Zum Glück wollte er den Vertrag gar nicht sehen, sondern verlangte nur unsere Heimatanschrift. Wir reichten ihm unsere Zettel, er fand das sehr gut. Die Fahrkarten, die Visen und ein Merkblatt kämen nächste Woche aufs Rathaus in St. Fiel, dort könnten wir sie abholen. Er warnte uns noch, falls uns einfallen würde, nicht mehr zu kommen, würden sowohl die Engländer als auch die Amerikaner Amtshilfe leisten und das käme uns teuer zustehen, wir könnten dann französische Gefängnisse von innen kennen lernen. Zum Schluss wünschte er uns eine Gute Reise. Wir bedankten uns und verschwanden eiligst. Als wir das Gesichtsfeld des Amtes verlassen hatten, stiegen wir beide unabgesprachen vom Rad und lachten wie Lausbuben nach einem gelungenen Streich, dann bedankte ich mich bei Kurt, dass er bei dem nicht ganz risikolosen Vorhaben mitgemacht hatte, er freute sich als echter Kumpel, dass ich nun genau wie er für vier Wochen heimfahren konnte.

Freitags darauf, ich mistete gerade den oberen Stall aus, rief mir Kurt im Vorbeigehen zu, dass Gaston am Vormittag im Rathaus etwas zu erledigen hätte. Dabei würde er auch nachschauen, ob für uns schon was da wäre. Wir waren gerade beim Mittagessen, als Kurt angerannt kam und mir sagte, ich solle gleich rüber kommen, Gaston müsse mir was geben. Ich machte mich, noch kauend, auf den Weg mit einem mulmigen Gefühl im Bauch, denn Kurt hatte ein toderntes Gesicht gemacht. Sicher wurde mein Antrag abgelehnt, weil meine Schwindelei festgestellt wurde.

Gaston war auch beim Mittagessen, ich entschuldigte mich. Aber er stand gleich auf, holte einen Umschlag und sagte, ich müsste nur was unterschreiben, das wäre gleich geschehen. Ich fragte, was ich unterschreiben müsste, lachend sagte mir, ich müsste den

Empfang der Fahrkarte bestätigen, die er vom Rathaus mitgebracht hat. Er gab mir die Urlaubspapiere, ich unterschrieb und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Wie ich das fertig gebracht hätte, wollte er wissen. Ich antwortete, ich hätte nur mit einem treudoofen Gesicht moi aussi gesagt. Er aß weiter, aber er wollte genau erfahren, wie wir das zuwege gebracht hatten. Er meinte, wir hätten die Herren im Amt gewaltig aufs Kreuz gelegt, darüber amüsierte er sich, aber ich sei auch ein ausgewachsenes Schlitzohr. Er bemerkte dann noch, eigentlich hätten wir die Unterlagen persönlich auf dem Rathaus abholen müssen, aber die Sekretärin hätte das Amtsgeschäft ihm in seiner Eigenschaft als Bürgermeister-Stellvertreter anvertraut.

Jetzt hatte ich es schwarz auf weiß, in zwei Wochen geht es ab nach Hause. Die Fahrkarte hatte ich, an der Kleidung konnte man zwar den ehemaligen Kriegsgefangenen noch von weitem erkennen, aber das war nicht wichtig, wenn es nach Hause geht, würde man auch in Lumpen fahren, aber verlumpt musste ich die Reise wenigstens nicht antreten. Die Kleiderkammer unseres Kriegsgefangenenlagers erhielt immer wieder Nachschub an ausgemusterten amerikanischen Militärklamotten. Wir konnten ab und zu abgenutzte Kleidung umtauschen. Bei der vorletzten Umtauschaktion hatte ich zufällig mitbekommen, dass Kleiderempfang zur vollsten Zufriedenheit ausfällt, wenn einem Lageristen zuvor ein umwickeltes Päckchen zugeschoben wird. Bei der letzten Umtauschaktion habe ich das auch ausprobiert und siehe da, drei frische Hühnereier bewirkten Wunder: Der Kammerbulle, so wurde beim Barras der Kammerunteroffizier genannt, griff in einen abgesonderten Stapel. Ich bekam außer einem nagelneuen Hemd eine neuwertige, nicht gekennzeichnete Hose, die wie angemessen passte. Normalerweise stand auf allen Kleidungsstücken mit dicken Farbstrichen ein PG oder PW, bei den Jacken auf dem Rücken, auf dem rechten Hosenbein ein P, auf dem Linken ein W oder ein G. Mein Wehrmantsmantel wurde auf anraten der Bäuerin marineblau gefärbt, so war die Kennzeichnung als Mensch zweiter Klasse kaum noch zu sehen. Zu einem Koffer reichte mein Geld nicht mehr, Schuhe und Baskenmütze waren wichtiger. Die wenigen Habseligkeiten, darunter das Stück Schweinespeck von Andre und eine Stange Zigaretten, packte ich in einen Jutesack

Am Samstagnachmittag, es war der 14. Dezember 1947, machten wir uns auf den Weg. Kurt sah im Gegensatz zu mir aus wie ein gut gekleideter Reisender, er bekam ja schon ein halbes Jahr Lohn und Susanne, seine Chefin, half ihm beim Kauf der Kleidung. Im Koffer hatte er jede Menge Lebensmittel für seine Eltern, auf den sieben Kilometern bis zum Bahnhof in Gueret musste er öfters absetzen. Mit dem Schienenbus fuhren wir nach Limoges und warteten auf den Schnellzug von Toulouse nach Paris, der nach Mitternacht in Limoges ankommen sollte. Auf dem Bahnsteig stand eine größere Anzahl Reisender, trotzdem wollten wir beide uns nochmals vergewissern, ob wir am richtigen Gleis stünden. 1947 war es für einen Deutschen absolut nicht ratsam, in Frankreich irgendeine beliebige Person anzusprechen, unsere Wahl fiel auf einen gut angezogenen Mann mittleren Alters. Wir hatten Glück, er beantwortete nicht nur unsere Frage, sondern forderte uns sogar auf, bis Paris bei ihm zu bleiben. Er meinte, der Zug sei immer gut besetzt, es sei schwierig, drei Plätze in einem Abteil zu bekommen. Er empfahl uns deshalb, mit ihm in den nächst besten Wagen einzusteigen und im Gang auf ihn zu warten. Er würde ein Abteil suchen, in dem drei Sitzplätze frei seien und uns dann holen. Der Zug kam, wir stiegen ein und warteten. Es dauerte eine ganze Weile, wir zweifelten schon an seinem Zurückkommen. Der Zweifel war aber unberechtigt. Er kam und nahm uns mit, kein Wunder, dass es eine Weile dauerte, bis er zurückkam, wir mussten mehrere Wagen passieren, bis wir an das von unserem Helfer gesuchte Abteil kamen. Zwei Männer saßen an den Fensterplätzen und schliefen. Wir verhielten uns ruhig, um sie nicht zu wecken, schlafen konnten wir beide nicht, wir waren

innerlich zu aufgewühlt. Als gegen Morgen der Schaffner die Fahrkarten kontrollierte, wachten die Beiden auf, musterten uns und bemerkten, als sie uns ansprachen, wer wir waren. Der Eine erwähnte in kaum zu verstehenden Deutsch, ich musste zweimal nachfragen, er sei fünf Jahre als Gefangener in Preußen gewesen. Bald gingen beide zum ersten Frühstück in den Speisewagen. Als sie weg waren, sagte unser Begleiter in perfektem Deutsch, die Franzosen seien sprachliche Armleuchter, der war doch fünf Jahre in Deutschland und bringt kein einziges verständliches deutsches Wort heraus. Kurt und ich sperrten verwundert Mund und Augen auf, wir hatten ihn für einen Franzosen gehalten. Nun sprachen wir deutsch, solange wir nur zu dritt waren. Er erzählte uns, dass er Tscheche sei, beim Einmarsch der Deutschen aber nach Frankreich abgehauen war und jetzt eine gut gehende Schneiderei in Limoges besitze und viele Kunden in Paris habe. Er bringe gerade wieder Anzüge nach Paris und nehme neue Aufträge mit. Im Geist ziehe ich heute noch den Hut vor diesem Mann: Er floh vor den deutschen Soldaten, trug aber keinen Hass in seiner Brust, im Gegenteil, er half anderen Deutschen, also uns, bei der Heimreise. Der Schneidermeister gab uns dann noch Ratschläge für das Umsteigen in Paris, wir kämen ja am Gare d'Orléans an und müssten mit der Metro zum Ostbahnhof fahren, wir sollten vor dem Einsteigen auf dem Plan, der an jeder Station aushängt, die Zahl der Haltestellen bis zum Ostbahnhof ermitteln und während der Fahrt mitzählen. Nach Möglichkeit sollten wir in Türnähe stehen bleiben, weil die U-Bahn nur sehr kurz hält und die Türen automatisch schließen. Als der Zug in Paris hielt, bedankten wir uns sehr herzlich und verabschiedeten uns.

Dank der Ratschläge unseres Mitreisenden fanden wir den Ostbahnhof ohne Probleme. Wir hatten bis zur Abfahrt unseres Zuges noch über zwei Stunden Zeit. Auf einer Bank verzehrten wir unser Frühstücksbrot, das uns unsere Bäuerinnen mitgegeben hatten. Dabei bemerkten wir, dass die meisten Ankommenden deutsch sprachen. Man bekam den Eindruck, wir befänden uns auf einem Bahnsteig in Köln oder in Mainz. Es kamen auch ehemalige Landser mit Maßanzügen und zwei Koffern. Das waren ehemalige Gefangene, die in den Bergwerken arbeiten mussten. Die wurden schon ein Jahr vor ihrer Freiarbeiterzeit wie Arbeiter entlohnt, nur kam das Geld auf ein Festkonto, als sie Freiarbeiter waren, konnten sie darüber verfügen. Dagegen waren wir Bauernknechte arme Schlucker, trotzdem war ich froh, dass ich nicht an ihrer Stelle war. Der Zug wurde geraume Zeit vor der Abfahrt auf dem vorgesehenen Gleis bereitgestellt und Abteil um Abteil füllte sich mit deutschen Urlaubern. Es war angezeigt, dass der Zug in Metz geteilt würde, ein Teil der Wagen fuhr Richtung Saarbrücken, die anderen Wagen nach Straßburg. Wir setzten uns in einen Straßburger Wagen, Kurt meinte, bis Metz können wir noch beisammen bleiben. Die französischen Reisenden fluchten, weil sie keinen Platz fanden, was durchaus verständlich war. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, ich schloss die Augen und lauschte dem monotonen Lied der Räder. Sicher war es der gleiche Gesang wie vor beinahe drei Jahren, aber wie lieblich klang er jetzt, als es heimwärts ging gegenüber den traurigen Strophen von damals, als man nicht wusste, wohin und wie lang. Als wir uns Metz näherten, wünschten wir uns gegenseitig eine gute Heimkehr, wir wussten, dass wir uns im Januar in Frankreich wieder sehen würden.

Am Abend kamen wir in Straßburg an. Dort gab es einen längeren Aufenthalt und unsere Geduld wurde wieder auf die Probe gestellt. Endlich, nach mehreren Kontrollen kam die Anweisung, dass die in Urlaub fahrenden Freiarbeiter gemeinsam in einem Zug Platz neben müssten, der ohne Aufenthalt nach Offenburg fährt, dort müssten wir zuerst aus der deutschen Wehrmacht entlassen werden. Wir waren enttäuscht und befürchteten einen tagelangen Aufenthalt in Offenburg. Es kam aber anders, worüber ich heute noch staune.

Die Angestellten oder Beamten begannen mit ihrer Arbeit, als die Ersten in der Entlassungsstelle eintrafen und arbeiteten die ganze Nacht hindurch. Gegen drei Uhr in der Frühe war ich an der Reihe, wurde offiziell aus der deutschen Wehrmacht entlassen und erhielt sechzig Reichsmark Entlassungsgeld. Danach begab ich mich zum Bahnhof und schaute nach einem Zug in Richtung Karlsruhe. Kurz vor fünf Uhr in der Frühe gab es einen Schnellzug von Basel nach Köln. Ich entdeckte einen Kameraden, der in die Gegend von Heidelberg fahren wollte. Wir blieben beisammen, immer mehr Reisende trafen auf dem Bahnsteig ein. Wir hatten ja keine Ahnung, wie es in dieser Zeit in Deutschland zuging. Der Zug traf ein, ich sagte zu meinem Kumpel, lassen wir doch die Leute einsteigen, jetzt sind wir in Deutschland, da kommen wir auch noch mit. Aber das war ein Trugschluss, sogar auf den Trittbrettern standen die Leute, nirgends war ein Durchkommen. Wie es weiter ging, erzähle ich morgen, Robert ist müde. Gute Nacht!

19. Bei Marcel

Jürgen und ich frühstücken mit Marie, die natürlich den Tisch schon gerichtet hat. Wir haben mit dem Aufstehen gewartet, bis Robert weggefahren war. Er musste ja zur Arbeit und wir wollten ihm im Bad nicht im Wege stehen. Beim Frühstück unterbreiten wir Marie unseren Vorschlag, sie und Robert zum Abendessen in ein gutes Lokal einzuladen. Marie meint, Robert würde bestimmt ein akzeptables Restaurant kennen.

Wir machen uns auf den Weg nach St. Fiel. Jürgen kennt die Straße bis zum Zentrum des Dorfes, wir waren ja tags zuvor auf dem Friedhof. Wiederum bitte ich Jürgen, nach der Kreuzung langsam zu fahren.

„Jürgen, als ich das erste Mal allein von La Barde nach Groze ging, stieg mir das Wasser in die Augen, aber nicht aus Heimweh, sondern wegen meine schmerzenden Füße“

„Weshalb taten dir die Füße so weh?“

„Meine Stiefelsohlen waren durchgelaufen und durchlöchert. Beim Ausmisten waren meine Füße voller Kuhdreck. Mein Chef ging mit mir zum Holzschuhmacher, der nagelte an das Oberleder dicke Holzsohlen. Die Leute in der Creuse, jung und alt, trugen Holzschuhe, die waren das von Kindesbeinen an gewohnt. Aber wenn man als Erwachsener zum ersten Mal mit Holzschuhen laufen muss, dann hört man vor Schmerzen die Engel im Himmel singen. Bis man genügend Beulen und Hornhaut an den Füßen hat, vergeht ein Jahr. Aber Stiefel mit Holzsohlen sind eine noch größere Plage, da wird zusätzlich die Haut an den Seiten und an den Fersen wund geschuert. Ich habe damals die Stiefel ausgezogen und versucht, barfuss zu laufen, aber die Straße war neu eingeschottert, die Fußsohlen waren im Nu blutig. Den Schwerverbrechern sollten im Knast nur Holzschuhe ausgehändigt werden, da könnten sie beim Hofgang ihre Sünden abbüßen“.

Wir fahren über die kleine Brücke, an der Mühle vorbei und die kleine Anhöhe empor. Oben beginnen die Felder, auf denen ich manche Stunde verbracht hatte. Wir biegen links ab und gleich darauf sind wir in La Barde. René ist schon da, er und Marcel erwarten uns an der Haustüre. Schon beim Eintreten bemerke ich, dass sich im Gegensatz zu Groze baulich allerhand verändert hat. In der Wand, die die beiden Wohnküchen von einander trennte, wurde eine Türe eingesetzt, die beide Räume miteinander verbindet. Die Haustüröffnung zu Onkels Küche wurde geschlossen und mit einem Fenster versehen, in dem Raum wurde außer einem Bad noch ein Zimmer eingerichtet und der Speicher darüber, wo früher mein

Bett stand, wurde ausgebaut. Ich verbeiße die Frage, wofür dies alles, wenn auch Marcel Junggeselle geblieben ist.

„Hat der Onkel noch gelebt, als du nach Hause fahren durftest?“ fragt Jürgen.

„Nein, er ist schon im Winter 1945 verstorben, die Tante hat in um ein Jahr überlebt. Ich kann mich noch gut an die Beerdigungen erinnern. Als Gefangener konnte ich ja nicht daran teilnehmen, ich habe mich auf dem Speicher verkrümelt, als die Trauergäste eintrafen. Ich wäre dem Onkel gerne zur Beerdigung gegangen, er war ja in den ersten Monaten mein ständiger Begleiter. Da ich kein Französisch sprach, konnte mir mein Patron nicht sagen, wo und was ich zu arbeiten hatte. Der Onkel erteilte mir die erforderlichen Anweisungen mit seinem Spazierstock und lehrte mich auch den französischen Namen der gebrauchten Werkzeuge, mitunter auf ganz originaler Art.

Ich musste Brennholz sägen. Er zeigte mit seinem Stock auf den Sägebock und sagte *chevre*.

Ich sprach das Wort nach, aber ich konnte mir darunter nichts vorstellen, deshalb zuckte ich mit der Achsel. Er deutete mit den Fingern zwei Hörner am Kopf an, griff mit seiner Faust an den Bart und meckerte unverwechselbar. Bei mir fiel der Groschen, ich sagte aha - Bock, weil das Gerät bei uns ja Sägbock heißt. Er schüttelte energisch den Kopf und meinte: *pas bouc*, dabei machte er die Bewegung des Melkens. Ich begriff, die Franzosen sagen zum Sägbock Ziege. Ich nickte mit dem Kopf und sagte: *Chez nous Bock*. Er lachte lauthals und klatschte in die Hände. Damals wusste ich noch nicht, dass das französische Wort für Ziegenbock ähnlich klingt wie unser Bock. Der Onkel amüsierte sich köstlich und gab mir ab dem Tag immer die Anweisung, den *bouc* (Bock, nicht die Ziege) zu holen.

Als meine Wehrmachtshose völlig zerschlissen war, erhielt ich eine abgelegte Manchester-hose vom Onkel. Der Onkel war mindestens 30 Zentimeter kleiner als ich, dementsprechend

passte mir auch die Hose. Die Hosenbeine endeten kurz unterhalb der Knie. In der warmen Jahreszeit war das nicht tragisch, im Winter aber mit langen Unterhosen war der Anblick nicht gerade ästhetisch. Vom Lager erhielten wir lange Zeit keine Ersatzkleidung.

Außer dem umgebauten Wohnhaus nehme ich auch die wohl vertrauten Wirtschaftsgebäude in Augenschein. Ich werfe einen Blick in den oberen, leeren Stall, in dem früher die Milchkühe standen. Der Stall war sehr niedrig. Ich demonstriere, wie gebückt ich darin arbeiten musste. Marcel deutet auf die Stalltüre und fragt, ob ich noch weiß, dass ich sie damals ausgebessert habe. Obwohl ich weder Schreiner noch Zimmermann war, hat die Reparatur bis zum heutigen Tag gehalten. Das beweist, dass es eine solide, handwerklich Arbeit war.

Neben dem Kuhstall steht noch der kleine Raum, der als Pferdestall diente, auch die Stallhasen (Kaninchen) waren darin untergebracht. Ich habe mich oft gewundert, wie stiefmütterlich die Pferde in der dortigen Gegend behandelt wurden. Bei meinem Onkel daheim bekam das Pferd das beste Futter, beim geringsten Regen wurde die wasserdichte Decke aufgelegt und wenn es geschwitzt hatte, wurde die Wolldecke übergeworfen. In La Barde war es umgekehrt. Das Pferd kam auf die schlechteste Weide, bei Wind und Wetter, bei Regen und Schnee war es draußen. Allerdings wurde es auch nicht schwer belastet, für die Feldarbeit hatte man die Ochsen. Samstags spannten wir die Stute in die Kutsche und Patronne fuhr nach Gueret auf den Markt, um die eigenen Erzeugnisse wie Eier, Butter, Käse und Geflügel zu vermarkten. Die Stute hatte ein Fohlen, leider brach sie sich wenige Monate nach dem Abfohlen auf der Weide ein Vorderbein, der Pferdemetzger hat das arme Tier tags darauf abgeholt. Das junge Pferd musste später angewöhnt werden. Wir spannten es vor die zweirädrige Kutsche, ich musste es an der Halfter führen und der Patron saß auf der Kutsche.

Im Schritt ging das noch, aber mit dem trabenden Pferd zu laufen, und das in Holzschuhen, das war wirklich nicht das reinste Vergnügen.

Beim Gang über den Hof kommen wir am Schweinestall vorbei. Mir fällt die erste Hausschlachtung wieder ein. „Jürgen, wenn wir zur Marie zum Essen fahren, erinnere mich, damit ich Dir die Schlachtstory schildere!“ Ich frage Marcel, ob er auch kein Schwein mehr halte. Er meint, für eine einzige Person würde sich das Schlachten nicht lohnen. Seit er Rentner ist, hat er an Viehzeug außer dem Hund nur noch Hühner und Tauben. Das Gurren dieser Vögel habe ich heute noch in den Ohren, der Taubenschlag war ja nicht weit von meinem Bett entfernt. Es war immer ein beruhigendes Lied genau wie das Quacken der Frösche im nahen Sumpfbereich zwischen La Barde und Beauchabras. Der große René nannte La Barde ja immer das Land der Frösche.(Pays des grenouille)

Auch der untere Stall in der großen, neueren Scheune steht leer. Marcel verweist auch hier auf meine einstige Arbeit, das reparierte Scheunentor. Ich wusste das nicht mehr, aber ich freue mich, dass Marcel das alles nicht vergessen hat. Ich gehe mit Jürgen auch runter an den kleinen Bach, an dem die Frauen früher gewaschen haben und ich das Wasser für die Tiere holen musste. Bei jedem Gang drei große Wassereimer, zwei am Tragholz und einen in der linken Hand. Bei jedem Stolpern füllten sich die Holzschuhe mit Wasser.

Wir steigen in unseren Wagen und fahren zu viert zu Paulette. Den Weg kenne ich nicht, die Straßentrasse ist neueren Datums. Ich freue mich auf das Wiedersehen, ich habe Paulette 1954 das letzte Mal gesehen. Aber ich bin geschockt, sie steht an der Haustüre und kommt mir nicht einmal entgegen. Ich sehe keinerlei Regung in ihrem Gesicht. Ihr Mann kommt ans Auto, als wir aussteigen und lädt uns ein ins Haus. Ich kann meine Enttäuschung nicht verbergen, die Worte bleiben mir im Hals stecken. Zum Glück beteiligt sich Jürgen an der Unterhaltung. Ich schaue auf die Uhr und dränge zum Aufbruch, Marie würde mit dem Essen warten. Meine Verabschiedung ist entsprechend förmlich. In La Barde lassen wir Marcel und René aussteigen und machen uns auf den Weg zum Mittagessen. Marie wartet bestimmt schon auf uns. Gleich nach dem Anfahren fragt Jürgen: „Wie war das nun mit dem Schlachtfest?“

„An einem Mittwoch forderte mich der Bauer auf, den Schweinestall auszukehren. Ich sagte ihm, ich hätte das schon tags zuvor gemacht. Er schaute mich an und sagte, er wisse das wohl,

ab sofort wird beim Schwein jeden Tag ausgemistet, damit das Tier beim Schlachten sauber ist. Ich wunderte mich und dachte, wenn es sein soll, dann mache ich es halt. Samstag während der Feldarbeit erwähnte der Bauer, dass am nächsten Tag geschlachtet wird. Ich räumte ein, am nächsten Tag sei doch Sonntag, da kommt bestimmt kein Metzger. Er lachte und meinte, wir bräuchten keinen Metzger, der große René würde das machen.

Am Abend musste ich noch bei drei Blechbüchsen mit einem Nagel kleine Löcher in den Büchsenboden hämmern. Dabei wurde der Dosenboden aufgeraut ähnlich den aufgerauten Blechen, die man beim Flickern eines Fahrradschlauches verwendet.

Am Sonntagmorgen war ich noch nicht ganz mit meiner Stallarbeit fertig, als der große René angeradelt kam. Ich musste zwei Büschel Stroh auf den Hof tragen, der Chef ging in den Schweinestall, befestigte einen Strick am einen Hinterbein der Sau und trieb sie zum Strohhaufen. Ich eilte in die Halle und holte die große Axt in der Annahme, die Sau würde wie bei uns in Deutschland zunächst mit einem gezielten Hieb betäubt. Vorwurfsvoll guckte mich der Bauer an und fragte, was ich denn mit der Axt vorhätte. Verwundert lehnte ich das Beil mit dem Stiel an die Scheunenwand. Nun wurden dem armen Tier die Vorder- und die Hinterbeine zusammengebunden, mit einem Ruck wurden ihm die Beine weggezogen, es fiel auf das Stroh. Marcel und ich mussten uns auf das Schwein knien und es am Boden

festhalten. Der Laienmetzger stach mit seinem langen Messer zu, die Bäuerin hielt eine Schüssel unter die Einstichstelle, aber es floss kaum Blut, das gequälte Tier schrie erbärmlich, schnellte plötzlich auf die Beine und rannte davon. Wir fingen es ein und zerzten es wieder auf den Strohhaufen. Der große René stach erneut zu, der Stich saß besser als der erste, es floss jetzt Blut, aber das Blut wurde nicht wie bei uns gerührt und geschlagen, die Bäuerin quetschte es durch die zur Faust geballten Finger. Damit das Geschrei aufhörte und der Tod des geschundenen Tieres schneller eintrat, wurde es mit einem um die Schnuffel gewickelten Sack erstickt. Dann wurde das Stroh angezündet und die Borsten abgebrannt. Anschließend wurde die Schwarte mit dem tags zuvor gefertigten Werkzeug, den Blechbüchsaen, abgekratzt und dann mit einem Ziegelstein und Wasser poliert. Das Tier wurde aufgehängt, aufgeschnitten, die Innereien entnommen und die Därme in einer Wanne deponiert. Ich war gespannt, wie sie geputzt werden, ich wusste von zu Hause, wie penibel diese Arbeit vom Metzger erledigt wurde, damit die Wurst nachher nicht nach Darm schmeckt. Wir trugen die Wanne runter zum Bach, die Därme wurden entleert und in etwa dreißig Zentimeter lange Stücke geschnitten. Mit Hilfe eines Holzstäbchens wurden die Darmstücke gewendet und im Bachwasser hin - und hergeschwenkt, das war die ganze Darmputzerei. Mein Appetit auf Hausmacherwurst war gestillt. Das Schwein wurde in zwei Hälften aufgeteilt und im Keller aufgehängt. Auch die Därme, das Blut und die Innereien stellte man in den Keller, damit war das Schlachten für diesen Tag beendet.

Jürgen, wir sind gleich bei Marie, den Rest erzähle ich dir, wenn wir nach dem Essen nach Beauchabras fahren.“

Beim Essen erfahren wir von Marie, dass sie mit Robert wegen unserer Einladung zum Abendessen telefoniert hat. Er hat ihr ein Lokal genannt und sie beauftragt, dort einen Tisch zu bestellen. Er würde rechtzeitig nach Hause kommen. Wir sollten auch nicht zu lange wegbleiben. Wir machen uns gleich nach dem Essen auf den Weg nach Beauchabras

Im Auto fragt Jürgen: „Vater, wann wurde dann Wurst gemacht?“

„Dienstagabends bat mich die Chefin, ich möchte Zwiebeln schälen für die Blutwurst, die wir später machen würden. Die dünnen Därme hatte sie zur Säuberung nochmals in Essigwasser gelegt, das beruhigte mich. Das Rezept war einfach: Die gleiche Menge Zwiebeln wie Blut, Pfeffer und Salz nach Gutdünken. Ich musste den Darm aufhalten, sie füllte ein und band ab. Die Blutwürste, besser gesagt die Blunsen, wurden zum Trocknen aufgehängt. Lange gehalten hätten sie nicht, aber es gab dann jeden Tag gebratene Blutwurst, bis sie aufgebraucht war. Leberwurst wurde keine gemacht, aber die Leberpastete, die im Backofen gebacken wurde, war nach meinem Geschmack das Beste vom ganzen Schlachten.

Wir kommen gleich an den Abzweig nach Beauchabras, nachher erzähle ich weiter!“

20. Beauchabras

„Wir sind auf dem richtigen Weg, bevor wir an das erste Haus kommen, bleibst du bitte an der Seite halten, damit ich die Schlachtstory endlich fertig erzählen kann.

Mittwochs wurden nach der Stallarbeit am Abend vom Patron die beiden Schinken kräftig mit Salz eingerieben, danach in saubere Tücher eingenäht und in einen mit Holzasche gefüllten Sack gesteckt. Der Sack hing dann wochenlang auf dem Speicher. Ich dachte, der Schinken sei nicht mehr genießbar, wenn er ausgepackt wird, aber von wegen - der schmeckte sehr gut, er sah allerdings nicht aus wie unser Räucherschinken, er ähnelte mehr dem gekochten Schinken.

Nach der Bearbeitung der Schinken schnitt der Chef schöne Fleischstücke von den beiden Hälften ab, schnitt die Stücke in kleine Würfel und würzte sie mit Salz und Pfeffer. Jetzt wurden die dickeren Därme aufgefüllt, ich musste sie aufhalten, der Bauer stopfte die Fleischbrocken hinein. Nach der Verarbeitung der Fleischwürfel blieben noch Därme übrig. Die wurden auch zerkleinert, gewürzt und zu meinem Erstaunen in die letzte, halbvolle Wurst gestopft. Die sechs oder sieben Würste wurden in der Küche an der Decke zum Trocknen aufgehängt. Im Sommer wurden von der Familie immer ein paar dünne Scheibchen abgeschnitten und als Delikatesse verspeist. Ich verzichtete darauf und aß lieber Käse.

Am nächsten Abend wurde die Schwarte von den Speckstücken getrennt, der Schmer wurde ausgelassen und das Fleisch trocken gepökelt. Wenn davon später beim Mittagessen verspeist wurde, wäre es von Nöten gewesen, einen Eimer voll Wasser mit aufs Feld zu nehmen.

Ich hatte erzählt, dass bei uns die Schweine nicht abgebrannt, sondern gebrüht würden, Der Chef grinste und behauptete, das wäre schlechter, das Fleisch wäre dann nicht so schmackhaft. Es war wie immer, wenn ich schilderte, wie man etwas bei uns macht, ich bekam auch dieses Mal eine abwertende Antwort. Später habe ich daheim festgestellt, dass es den Heimatvertriebenen genauso erging wie mir in Frankreich: Die Einheimischen ließen Verbesserungsvorschläge der Flüchtlinge auch nicht gelten. In Punkto Abbrennen genoss ich dann aber doch Schadenfreude. Die Chefin hatte in der Gemüsesuppe Schwarte mitgekocht, die Suppe schmeckte fürchterlich, so als hätte man eine Hand voll versengter Haare mitgekocht. Ich konnte mir die Bemerkung nicht verbeißen, bei der Suppe würde man merken, das abbrennen besser sei als brühen. Der Bauer verzog ärgerlich sein Gesicht und leerte aus Zorn die ganze Schüssel!

So, Jürgen, Ende der Schlachtstory.- jetzt steigen wir aus und gehen an das Haus, in dem Ernst allein kampiert hatte. Ich bin gespannt, ob es noch steht. . Zuerst muss ich mich orientieren, denn die Straße, auf der wir jetzt hergefahren sind, bin ich früher kein einziges Mal gegangen. Wir benützten immer den Pfad quer durch das Tal direkt nach La Barde. Das war zwar nicht immer ein bequemer Weg, vor allem bei Regenwetter und erst recht nicht in der Dunkelheit. Durch die Sumpfwiesen waren auf einer Länge von etwa hundert Meter riesige Steine im Schrittabstand aneinander gereiht. Trat man daneben, hatte man nasse Füße, bei längerem Regen watete man im knietiefen Wasser. Über den Bach war ein Baumstamm gelegt, als Geländer diente eine Stange, die in zwei Astgabeln lag. Mit seitlichen Schritten, quer zum Stamm stehend, versuchte man ans andere Ufer zu gelangen.“ - Ich bleibe stehen und freue mich: Das alte Gemäuer steht noch da!

„Warum wolltest du eigentlich an dieses Haus? “

„In diesem Haus haben wir Gefangenen von St. Fiel zweimal Weihnachten und zweimal Ostern gefeiert. Eigentlich ist feiern der falsche Ausdruck, denn zum Feiern war unsere damalige Situation absolut nicht geeignet. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1945 saßen wir hier beisammen, wehmütig hing unser Blick an der einsam flackernden Kerze auf dem Tisch, dem einzigen Hinweis auf Weihnachten. Unsere Ungewissheit fraß jegliche Stimmung auf, keiner wusste, wie es daheim aussieht, ob die Angehörigen unser erstes Lebenszeichen erhalten haben, ob sie noch am Leben sind, ob sie ausgebombt oder auf der Flucht sind. Als wir `Stille Nacht` sangen, hatten die meisten wässrige Augen.

Der Ostersonntag 1946 war für uns nicht mehr ganz so trübselig. Zwar war auch noch nicht an eine Heimkehr zu denken, aber allein die erwachende Natur stimmt hoffnungsvoller. Die meisten hatten mittlerweile auch Post erhalten. Es waren zwar auf der ersten Rückantwortkarte nur fünfundzwanzig Worte zugelassen, aber es war ein Lebenszeichen.“

„Habt ihr euch am Ostermontag nicht wieder getroffen?“

„Jürgen, in St. Fiel habe ich in jedem Kalenderjahr einen einzigen Feiertag erlebt. Man kennt oder begeht nur den fünfundzwanzigsten Dezember, es gab weder einen Oster- oder Pfingstmontag, noch einen zweiten Weihnachtstag, sogar am Nationalfeiertag wurde damals gearbeitet.“

„Wie war dann die Weihnacht 1946?“

„Die war nicht mehr ganz so trübselig wie die im Jahr zuvor. Zum einen schwebten wir alle in der Hoffnung, die nächste Weihnacht daheim zu sein, was allerdings nur für die Wenigsten in Erfüllung ging. Zum anderen hatte nahezu jeder Weihnachtspost von daheim erhalten. Außerdem hatten wir Vorbereitungen getroffen, wir hatten auch einen geschmückten Tannenbaum. Das Bäumchen hatte Hans Tobischka irgendwo geklaut und dafür nachher die Polizei auf dem Hals, letztendlich erhielt er aber nur einen Verweis und sollte dem Besitzer den Schaden ersetzen, aber er hatte ja kein Geld.

Meine Großmutter hatte mir sogar zwei Päckchen mit Weihnachtsgebäck geschickt. Die verwöhnte Jugend von heute würde bestimmt fragen, ob das `Hundekuchen` sei, aber für Zeit nach dem Krieg war das Gebäck etwas Besonderes und außerdem war es eben `von daheim`! Ich habe aber nur ein einziges Stück davon gegessen, ich habe nämlich für jeden ein kleines Päckchen gemacht. Von den Nichtraucher unter uns habe ich Zigaretten gebettelt. Wir hatten ja ein einziges Mal eine Packung Reemtsma als Marketenderware erhalten hatten. Die Nichtraucher bekamen ein Päckchen mit vier Gebäckstücken, das Päckchen der Raucher enthielt ein Gebäckstück und vier Zigaretten. Ich habe an Weihnachten den Niklaus gemacht mit Bescherung. Mein Kostüm war bestimmt das originalste und ärmlichste, das je ein Nikolaus trug. Ein umgestülpter Jutesack diente als Kopfbedeckung und Mantel, einen zweiten Sack hatte ich mit einem Strick um den Bauch gebunden. Die Päckchen hatte ich in einem Sack, den ich ausgeleert habe. Die Überraschung war perfekt, du kannst dir nicht vorstellen, wie sich die Männer auf die Päckchen gestürzt und das mit dem eigenen Namen gesucht haben.

Vor der Bescherung habe ich mein Gedicht vorgetragen. Ich habe es Wochen vor Weihnacht zusammengereimt. Der Inhalt war in erster Linie meinem Kameraden und väterlichen Freund Ernst Zech aus Wernigerode gewidmet. Wenn einen von uns Weltuntergangsstimmung übermannt hat, hat der andere Seelendoktor gespielt. Er war damals genau doppelt so alt wie ich, war verheiratet und hatte eine Tochter und einen Sohn. Im Grunde war die Gefangenschaft für die Familienväter noch grausamer wie für uns junge Marschierer. Wir wussten aber, dass Viele noch schlechter dran waren als wir, seien es die im Bergwerk oder in den Steinbrüchen und erstrecht die in russischer Gefangenschaft. Nach dem Krieg haben wir uns geschrieben. Bei den Bewohnern der DDR musste man immer `zwischen den Zeilen` lesen. In den letzten Jahren hat er eine Pilzzucht. Ich bin überzeugt, dass das eine Verlegenheitslösung war, weil er kein `linientreuer Staatsbürger` war. Wir hatten uns vorgenommen, einmal miteinander hierher zu fahren. Als für die Rentner die Ausreiseerleichterung kam, habe ich ihn gleich eingeladen. Wochen danach erhielt ich von seiner Frau die Nachricht, dass er ganz überraschend verstorben war und ich stehe heute leider ohne ihn vor seiner ehemaligen Behausung.“

„Und das Gedicht, hast du das noch daheim?“

„Bei der Vorbereitung für diese Reise habe ich in meinen alten Unterlagen gestöbert und hielt das Gedicht plötzlich in den Händen. Mir kam der Gedanke es mitzunehmen, um es dir am Ort der `Erstaufführung` vorzulesen. Soll ich?“

„Natürlich, fange schon an!“

*Ja, hier bin ich recht, hier kehr ich ein.
Von weitem rief mich milder Kerzenschein
zu euch, die ihr, obwohl ihr scherzt und lacht,
das Heimweh trägt im Herzen Tag und Nacht.*

*Ich hatte auch gestern den Weihnachtssack
mit Gaben auf den Rücken gepackt.
Leise rieselte Schnee,
still und starr lag der See.*

*Kein Sternlein leuchtet am Himmelszelt,
Neuschnee bedeckte die schlafende Welt
Und über all der schimmernden Pracht
ist's wie ein Raunen: S'ist Heilige Nacht.*

*Mein Ziel ist die Stadt, deren Lichtermeer
den Weg mir wies schon von weitem her.
wo Eltern und Kinder in seliger Runde
unterm Christbaum vereint in dieser Stunde.*

*In den Augen der Kinder spiegeln die Lichter
Und Erwartung rötet die hellen Gesichter.
Doch auch Tränen rollen versteckt über Wangen,
die zerfurcht und gezeichnet von Schmerzen und Bangen.*

*Viel Freude sah ich beim Gang durch die Gassen,
aber auch das Leid, das der Krieg hinterlassen.
Ich fand eine Stube, gemütlich und warm,
drin saß eine Mutter, die Kinder im Arm.*

*Mit der Linken hielt sie ihr Mädchen umschlungen,
mit der Rechten den etwas älteren Jungen.
Sie schauten verzückt in den Lichterbaum
und merkten meinen Eintritt kaum.*

*Dann sangen sie, wie's die Mutter gelehrt,
worauf ich sie bescheiden beschert.
Welch' Jubel erzeugten die wenigen Gaben,
an der Freude konnt' sich das Mutterherz laben.*

*Doch plötzlich entfloh aus des Mädchens Gesicht
Jegliches Lachen, Freude und Licht.
Das liebliche Mündchen verzog sich zum Weinen,
in ihren Augen sah man Tränen erscheinen.*

*Und schluchzend und stockend sprach es leis':
Ich habe das Christkind gebeten so heiß*

*und Mama sagt`s auch, wenn Weihnacht ist da,
dann haben wir wieder unsern Papa.*

*All` dieses Schöne keinen Spaß mir jetzt macht,
hättest du mir doch lieber den Papa gebracht.
Auch der Junge ist nun den Tränen nah,
und seufzt: Niklaus bringt doch nicht den Papa.*

*Die Franzosen lassen ihn nicht fort,
er schuftet bei den Bauern dort.
Doch, bitte, Niklaus, sei so gut,
geh hin, wo Papa schaffen tut.*

*Sag` ihm, dass heute Weihnacht ist,
dass du bei uns gewesen bist.
Wir flehen zum Christkind artig und brav,
dass er bald wieder zu uns darf.*

*Ich erfüllte gerne des Jungen Bitte
und lenkte eilend meine Schritte
zu euch, nahm weder Rast noch Ruh
und überall rief man mir zu:*

*Grüß` meinen Vater, Gatten, Sohn,
zwei Jahre ist er gefangen schon,
und meinen Vetter, Onkel, Paten!
Sie grüßen euch alle, Kameraden.*

*Doch nun muß ich weiter, hab nicht mehr viel Zeit,
es warten gar viele und der Weg ist noch weit.
Gesundheit und das Glück sei euch beschieden
Mit der baldigen Heimkehr zu euren Lieben.“*

Eine kurze Zeit sind wir beide still, dann sagt Jürgen: „Ich kann jetzt verstehen, warum du an dieses Haus gewollt hast. Was haben deine Kameraden zu deinem Gedicht gesagt?“

„Nichts, als ich mein `Niklaus-Kostüm` abgelegt hatte, kam Ernst auf mich zu und hat mir stumm die Hand gedrückt.“

„Ist euer Wunsch, die nächste Weihnacht daheim feiern zu können, in Erfüllung gegangen?“

„Nur für ganz wenige. Kurt und ich konnten ja als Freiarbeiter in Urlaub fahren, ansonsten ist nur unser alter Berliner, der Otto Kümmele, vor Weihnachten 1947 entlassen worden. Alle anderen waren noch da, als ich am 17. Januar wieder in St. Fiel eintraf.“

„Habt ihr am Ostersonntag 1947 auch hier gefeiert?“

„Natürlich, und das war unsere komfortabelste Feier. Wir hatten hier in diesem Haus gemeinsam gegessen, mittags gab es Hühnerbraten mit selbst gemachten Nudeln und abends außer den Resten vom Mittagessen Brötchen mit Butter und Käse. Die Chefin von Ernst stellte für die Zubereitung der Mahlzeiten Küche und Backofen zur Verfügung. Franz hat gekocht, er war ja Metzger und Koch. Rudi als gelernter Bäcker hat die Brötchen

gebacken und die Nudeln gemacht. Jedem von uns wurde am Sonntag zuvor gesagt, was er an Zutaten mitzubringen habe. Unsere Arbeitgeber zeigten sich sehr großzügig, auf dem Tisch standen sogar vier Brathühner. Wir waren zu dem Zeitpunkt schon nahezu zwei Jahre in St. Fiel, außer Hans Tobischka hatte keiner von uns seine Arbeitsstelle wechseln müssen. Neu hinzu kam Kurt. Ernst hatte sogar den deutschen Lagerführer vom Lager Gueret eingeladen, der den Tag mit uns verbracht hat. Dabei haben wir erfahren, was es an Neuigkeiten wegen unserer Entlassung gab. Er bezweifelte, dass der Entlassungsplan nach Kategorien, wie er in der Tageszeitung stand, eingehalten werden könne, aber auf dem Repatriierungssektor würde durchaus etwas laufen und die Sache mit den Freiarbeitern würde bald beginnen

Von den Brötchen, die Rudi gebacken hatte, war der Patron von Ernst ganz begeistert. Als dessen Sohn Erstkommunion hatte, musste Rudi für das Fest Brötchen backen.“

„An Weihnachten 1947 waren die meisten von euch also noch da, wann wurden deine Kameraden entlassen?“

„Ende Januar und Anfang Februar ging es dann Schlag auf Schlag, allerdings nur für die Chargierten und die Vierzigjährigen. Als Erster wurde Emil zur Entlassung ins Lager gerufen. Er war Unteroffizier und wohnte in der englischen Besatzungszone. Anfang Februar ging ein Transport in die russisch-besetzte Zone. Dazu gehörte Ernst und die Beiden aus La Valette. Edmund und Franz waren als Vierzigjährige die Nächsten, aber die Jüngeren waren noch da, als ich Ende Juni heimfahren durfte. Die letzten wurden bekanntlich erst im November 1948 entlassen.“



Die Kriegsgefangenen an Ostern 1947. Sitzend v. links Otto Kümmele, der Lagerführer vom Lager 124 in Gueret, Ernst Zech; stehend: Heinz ?, Hans Weiser, Kurt Breder, Emil Zielasko, Karl Walter, Ludwig ?.Hermann ?, Hans Tobischka, Franz, Metzger aus Bad Dürkheim und Edmund, der Schreiner



Besuch in La Barde 1965. Marcel Beaufert mit seinem Pferd, unser Sohn Jürgen reitet.

„Vater, du sagst, der deutsche Lagerführer war bei euch zu Gast. War der Lagerführer kein Kriegsgefangener?“

„Selbstverständlich war er auch ein Gefangener. In allen Gefangenenlagern, ob beim Amerikaner oder beim Franzosen, wurde ein Kriegsgefangener zum deutschen Lagerführer gemacht. Gewöhnlich wurde ein Ober- oder Hauptfeldwebel, der sich sprachlich mit dem Lagerkommandanten verständigen konnten, zum Lagerführer ernannt. In dieser Position genoss der

Gefangene natürlich Vorteile, am Anfang hauptsächlich bei der Verpflegung, später sicher auch durch gewisse Freiheiten, deshalb durfte der Lagerführer auch mit Genehmigung des französischen Lagerkommandanten ohne Bewachung zu uns kommen. Leider gab es unter den Lagerführern auch ganz miese Typen, die sich auf Kosten der Mitgefangenen Vorteile verschafften. Die Sieger ließen die `Drecksarbeit` gar zu gerne durch Mitgefangene erledigen. In größeren Lagern gab es ja auch die aus Gefangenen ernannte Lagerpolizei. Diese Lagerpolizisten verhielten sich genau wie manche Lagerführer nicht immer kameradschaftlich. Ich habe dir das Geschrei des deutschen Lagerführers in Chateauroux erzählt, als ich Alfreds Haare geschnitten habe. Der Mann, den wir eingeladen hatten, war jedoch kein Kameradenschinder. Er war auch noch nicht lang Lagerführer, er wurde vom französischen Kommandanten wegen seiner Sprachkenntnisse dazu bestimmt. Sein Vorgänger jedoch hatte diesbezüglich allerhand auf dem Kerbholz. Man munkelte aber, dass er seinen Lohn erhalten hatte von Leuten, die krankheitshalber noch vor ihm entlassen wurden. Die „Buschtrommeln“ übermittelten seine Ankunftszeit in Offenburg. Dort mussten sich ja alle Heimkehrer zwecks Entlassung aus der Deutschen Wehrmacht melden. Mehrere ehemalige Gefangene, die er schikaniert hatte, hätten ihn auf dem Bahnhof geschnappt und bei Nacht und Nebel auf den Gleisen gehörig verprügelt.“

„Wenn sich das tatsächlich ereignen hat, war es eine gerechte Strafe. Und was machen wir jetzt mit dem angebrochenen Nachmittag? Was hast du noch vor?“

„Wir dürfen heute nicht zu spät zur Marie kommen, damit die Beiden nicht auf den Gedanken kommen, wir wollten uns von unserer Einladung drücken. Wir laufen noch runter in die Stelle, wo man den Fußpfad nach La Barde sehen kann. Da kommen wir auch an dem Gehöft vorbei, wo ich mein erstes Maschinendreschen in Frankreich miterlebt habe.“

„Warum erwähnst du die Drescherei, war das etwas Besonderes?“

„Und ob, der Dreschtag war das größte Fest im Jahr, was Essen und Trinken anbelangt. Da ließ sich kein Bauer `lumpen`, das Frühstück bestand schon aus vier oder fünf Gängen. Beim Mittagessen waren es mindestens sechs Gänge und das Abendessen genauso ausgiebig wie das Frühstück. Am Rotwein wurde nicht gespart, mein Chef kaufte schon im Frühjahr den Dreschwein. Ein Fass mit ungefähr achtzig Liter wurde vor dem Dreschen nicht angerührt“

Wie war es dann beim ersten Mal? Hast du dich richtig satt gegessen? Warst du nicht besoffen?“

„Im ersten Jahr war das Dreschen trotz des guten Essens eine Riesenschinderei für uns Gefangene, da wir ja völlig kraftlos waren. Ich konnte am Anfang kaum eine Strohgarbe tragen. Wenn man monatelang gehungert hat und bis auf die Knochen abgemagert ist, hat man ständig ein Hungergefühl, selbst wenn der Magen bis zum Platzen vollgestopft ist. Es dauert Monate, bis das Hungergefühl weggeht und im Unterbewusstsein bleibt es noch viele Jahre haften. Das Schaufenster einer Metzgerei erweckte in mir noch nach Jahrzehnten den Kaufdrang, aber wer das nicht am eigenen Leib verspürt hat, kann es nicht nachempfinden.“

„Du hast mir noch nicht gesagt, wie der erste Dreschtag dann verlief!“

„Wir waren höchstens drei Wochen in La Barde, als mich morgens um sechs unser Nachbar Gaston abholte. Zusammen mit dem anderen Nachbarn André und Hans gingen wir nach Beauchabras. Der erste Teil der Wegstrecke bis zum Bach war mir bekannt, denn in den Feuchtwiesen entlang des Baches mähte ich unter Qualen am nicht enden wollenden, unvergesslichen ersten Sonntagmorgen in La Barde. Den Bach überquerten wir auf einem Baumstamm balancierend, als Geländer diente eine Holzstange, die lose in zwei Astgabeln lag, die an beiden Ufern eingepflockt waren. Jenseits des Baches sprangen wir dann von Felsbrocken zu Felsbrocken, die im Schrittabstand bis zum Ende der Feuchtwiesen aufgereiht waren. Oben auf dem Hang erblickte ich die Dächer von Beauchabras.

Noch bevor wir unser Ziel erreichten, hörte man, dass die Dreschmaschine in Gang gesetzt wurde. Ein Lokomobil trieb die Dreschmaschine an. Mir wurde gleich meine Arbeit angewiesen, ich musste Strohballen von der Presse in die Scheune schleppen. Bis zum Frühstück um neun Uhr war ich schon hundemüde. Ich saß zusammen mit Hans und vier Franzosen an einem Tisch. Als erstes wurde eine Platte mit sechs Scheiben Wurst aufgetragen. Hans blickte mich erschrocken an, sicher dachte er dasselbe wie ich: Ein einziges dünnes Wurstscheibchen als Frühstück, das darf doch nicht

wahr sein. Jeder von uns beiden verschlang zur Wurstscheibe eine Unmenge Brot, denn wir wussten ja nicht, dass dies nur der erste Gang war und vier weitere folgen würden. Trotzdem blieb auch bei den folgenden vier Gängen nichts übrig. Unsere französischen Tischgenossen wunderten sich über die Mengen, die wir beide verschlangen. Nur beim Rotwein hielt ich mich zurück, ich war mir bewusst, dass ich bei meiner körperlichen Verfassung sehr schnell betrunken wäre.

Nach dem ausgedehnten Frühstück begab ich mich wieder an den mir zugewiesenen Arbeitsplatz. Schon nach kurzer Zeit war ich wieder „ hundemüde“ und sehnte die Mittagspause hierbei. In solchem Zustand vergeht die Zeit viel zu langsam, es dauerte eine

Ewigkeit, bis die Maschine endlich abgeschaltet wurde und wir uns zum Mittagessen an den Tisch setzen konnten. Auch das Mittagessen bestand aus mehreren Gängen, zum Schluss gab es noch Kaffee. Am Nachmittag quälte ich mich wieder mit der Strohschlepperei ab. Endlich kurz vor sieben Uhr wurde die letzte Garbe in die Trommel eingelegt. Wie gerädert schleppte ich mich in die Stube zum Abendessen. Vor Müdigkeit glaubte ich, keinen Bissen hinunter zu bringen. Aber als die erste Platte auf dem Tisch stand, war die Essgier noch stärker als die Müdigkeit. Dem Rotwein wurde beim Abendessen kräftig zugesprochen, die Stimmung wurde immer gelöster und bald wurde gesungen. Für Hans und mich wurde es wegen der Sprachschwierigkeit langweilig und wir waren froh, als Gaston das Zeichen zum Aufbruch gab. Ich merkte, dass Gaston und André auch angeheitert waren. Auf dem Heimweg trieben die Beiden mit Hans ihren Schabernack. André überquerte den Bach auf dem Stamm balancierend als Erster, dann ließ Gaston dem Hans den Vortritt. Als dieser über der Bachmitte war, hoben André und Gaston die als Geländer benutzte Stange aus den Astgabeln und warfen sie weg. Hans verlor natürlich das Gleichgewicht. Er fiel ins Wasser und war pudelnass. Die Franzosen amüsierten sich köstlich, hoben die Stangen wieder in ihre Halterung zurück und forderten mich zum Überqueren des Baches auf. Ich war vorgewarnt und nicht bereit, ein unfreiwilliges Bad zu nehmen. Ich setzte mich rittlings auf den Stamm und rutsche so an das andere Ufer. Drüben angekommen war ich der Lachende.“

„Musstest du in der folgenden Zeit oft zum Dreschen?“

„Im ersten Jahr nur noch vier oder fünf Mal, ansonsten ging der Patron. Aber in den beiden folgenden Jahren schickte mich mein Chef immer. Zum Dreschen wurden zwanzig bis zweiundzwanzig Männer benötigt. Bei Allen, die geholfen haben, musste man dagegen dreschen, das heißt also, dass ich jährlich mindestens zwanzig Tage beim Dreschen eingesetzt war.“

„Ich weiß zwar nicht, weshalb beim Dreschen so viele Leute benötigt werden, aber ich frage trotzdem, ob du immer Strohballen getragen hast?“

„Nein, habe ich nicht. Im darauf folgenden Jahr war ich ja körperlich fit und wurde immer, weil ich so groß war, zum Hochgabeln der Garben auf die Dreschmaschine eingeteilt. Das war eine der anerkannt schwersten Arbeiten, aber ich machte sie gerne. Weil einer allein diese Arbeit den ganzen Tag nicht durchhalten konnte, musste man eine halbe Stunde gabeln und hatte dann genauso lange Pause. Bei jedem Bauern wurden in etwa stündlichem Abstand den Dreschern Rotwein angeboten. Als Erster und nochmals am Schluss kam immer der dran, der die Garben hoch gabelte. Während des Dreschens habe ich täglich bis zu zwei Liter Rotwein konsumiert, aber wegen der körperlichen Anstrengung und dem guten Essen war ich dabei keineswegs betrunken, ja noch nicht einmal angeheitert.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass das Hochgabeln der Garben so schwer sein soll?“

„Du hast ja auch noch keine Roggengarbe gesehen, viel weniger noch eine gegabelt. Im Zeitalter des Mähdreschers gibt es ja so etwas nicht mehr. Sicher hast du auch keine Ahnung vom Arbeitsablauf der Getreideernte in Handarbeit.“

„Stimmt, hast du das noch miterlebt?“

„Und ob, nicht nur gesehen, sondern auch gemacht. Das Getreide wurde mit der Getreidesense, dem Reff geschnitten. Beim Reff ist im rechten Winkel zum Blatt ein Gestell am Stiel zum Beiseiteraffen der Halme angebracht. Gemäht wurde gegen das stehende Getreide, der Korb (Reff) bewirkte, dass die geschnittenen Halme an das noch stehende Getreide angelehnt wurden. Dem Schnitter folgte eine zweite Person, die die Halme mit der Sichel aufnahm und auf dem Boden zum Trocknen ausbreitete. Diesen Vorgang nannte man Wegmachen. Zwei Tage später wurde angetragen, das trockene Getreide wurde vom Boden mit der Sichel aufgenommen, in Seile gelegt und gebunden. Bei uns daheim wurden zum

Binden der Garben aus Roggenstroh gefertigte Strohseile genommen. Hier in der Gegend wurden aus Hanf gefertigte Garbenstricke verwendet und die Garben so groß wie möglich gemacht. Der Roggen wird bis zu zwei Meter lang. Um eine solche Garbe zu gabeln, benötigt man außer der Kraft eine gewisse Fertigkeit, ohne die man die schweren Garben weder auf die Dreschmaschine noch beim Einfahren der Ernte auf den Leiterwagen bringt.

Ich zeige Jürgen noch den Fußpfad nach La Barde, dann wird es Zeit zur Rückkehr zu Marie. Jürgen will während der Rückfahrt noch etwas über das Dreschen erfahren.

„Vater, hattet ihr beim Dreschen als Kriegsgefangene Nachteile bei der Zuweisung von Arbeiten oder beim Essen?“

„Jürgen, weder - noch, man schätze unsere Arbeit, war freundlich zu uns und auch am Tisch gab es keinen Unterschied. Gut, ich habe ja bereits erwähnt, dass wir nach einer bösen Erfahrung vermieden haben, uns neben Kriegsteilnehmern vom Ersten Weltkrieg zu setzen. Ja, ein einziges Mal haben wir Gefangene uns beim Essen geärgert. Der Hausherr war nicht einmal Franzose, sondern ein Italiener, der in den Hof eingeheiratet hatte. Zusammen mit drei anderen Kameraden halfen wir beim Dreschen und setzten uns natürlich zusammen an einen kleinen Tisch mit vier Plätzen. Ob der Tisch zufällig oder absichtlich da war, mag ich nicht zu beurteilen. Beim Auftragen der Speisen war die Absicht eindeutig. Ich muss vorausschicken, ein Gang beim Essen bestand immer aus gebratenem Huhn. Bei größeren Bauern gab es in der Regel für vier Mann ein Huhn, bei kleineren Bauern wurde dafür Hühnerragout serviert. Ich fischte aus der Sauce nach einem Stück Hühnerfleisch und erschrak, ich hatte einen Hühnerkopf erwischt. Ich betrachtete es als Zufall, den in der dortigen Gegend wird bei Huhn und Hahn der Kopf nicht abgetrennt, sondern mitgebraten. Emil griff in die Sauce und erwischte auch einen Kopf, Alfred ergatterte Kopf Nummer drei und Rudi den vierten. Nach anderen Fleischstücken suchten wir vergeblich. Das nahmen wir nicht einfach hin, ich warf meinen Hühnerkopf unter den Tisch für die Hunde, meine drei Kameraden folgten meinem Beispiel. Dann standen wir auf und verließen den Raum. Man wollte uns zurückholen, aber wir lehnten dankend ab und verzichteten auf das weitere Essen, so hungrig waren wir ja nicht mehr. Aber unsere Rache folgte auf dem Fuße: Wir arbeiteten nur noch im Schneckentempo und verlängerten dadurch die Dreschzeit um eine Stunde. Der Hausherr war wütend, fand aber bei den jüngeren Franzosen, die wir informiert hatten, keine Unterstützung, sie grinsten und gaben uns im Geheimen Recht. Dies war die einzige Benachteiligung, die ich erlebt habe.“

Wir kommen rechtzeitig bei Marie an. Robert kommt kurz nach uns von der Arbeit heim. Wir kleiden uns um und steigen zu Robert und Marie in deren Wagen, nach zwanzig Minuten sind wir am Ziel angelangt. In einem netten Speiselokal hat Robert einen Tisch reservieren lassen. Da ich mich in französischen Speisekarten nicht auskenne, überlassen Jürgen und ich die Auswahl unseren Gastgebern, die aber an diesem Abend unsere Gäste sind. Auf jeden Fall ist das Essen vorzüglich. Robert tut mir leid, weil er sich als Chauffeur beim Trinken zurückhalten muss. Als der Hauptgang beendet ist, bittet mich Marie, mit meiner Erzählung vom Vorabend fort zu fahren. Sie wollte wissen, wie mein Urlaub verlief, denn damals hätte ich nach meiner Rückkehr nach La Barde nichts darüber erzählt.

21. Urlaub als Freiarbeiter

„Wenn ich mich recht entsinne, habe ich am Schluss erwähnt, dass wir beide auf dem Bahnsteig in Offenburg vor dem Schnellzug standen und nicht zusteigen konnten. Der Zug war so überfüllt, dass sogar auf den Trittbrettern Reisende mit Gepäckstücken standen. Wir eilten von Wagen zu Wagen, nirgends war eine Zusteigemöglichkeit. Langsam erfasste uns Panik und wir befürchteten, der Zug würde ohne uns abfahren. Zufällig fiel mir auf, dass beim ersten Wagen kein Gedränge war. Wir eilten nach vorn, aber bevor ich den Türgriff erfassen konnte, raste der Schaffner auf uns zu und brüllte: *Halt, nur für Ausländer, weg vom ersten Wagen!* Mein Kumpel wollte schon resigniert zurück weichen, mich aber beeindruckte das Geschrei keineswegs. Mit einer Riesenwut im Bauch konterte ich in derselben Tonlage, natürlich in Französisch: *‘Zum Donnerwetter, ich bin auch Ausländer!’* Misstrauisch betrachtete der Schaffner mein aus einem Jutesack bestehendes Reisegepäck, aber er öffnete uns die Türe. Ich bedanke mich grinsend mit einem *merci beaucoup* und stieg zu. Es war ein Wagen für die zweite Klasse mit gepolsterten Abteilen, in der dritten Klasse gab es damals ja nur Holzbänke. Im vordersten Abteil lagen zwei Männer, auf jeder Bank einer. Ich fragte auf Französisch, ob hier alle Plätze belegt seien, die Männer richteten sich sofort auf und machten uns Platz. Mir wurde schlagartig bewusst, wie erniedrigend es also nun im besiegten Deutschland zuging: Die Sieger liegen auf Polsterbänken und die deutschen Armleuchter stehen zusammengezwängt auf den Trittbrettern. Trotzdem hatten wir beiden Heimkehrer keine Hemmungen, uns in unserer Muttersprache zu unterhalten.

In Karlsruhe verabschiedete ich mich von meinem Kumpel, ich wollte ja zuerst nach Grötzingen zu Onkel Wilhelm und Tante Lydia. Ich hatte sofort Anschluss und war noch vor sechs Uhr in Grötzingen. Den Fahrdienstraum betrat ich in der Hoffnung, Onkel Wilhelm im Dienst anzutreffen, was aber nicht der Fall war. Der Fahrdienstleiter meinte, gewöhnlich käme der Chef kurz nach sechs herunter, allerdings habe er heute noch nicht gehört, dass er aufgestanden sei. Aber ich könne ruhig hoch gehen, der Chef sei bestimmt schon wach. Also ging ich ins Treppenhaus. Schon nach den ersten Stufen hörte mich Ullmann, Onkels Schäferhund und gab Laut, aber es war kein warnendes Bellen, sondern ein freudiges Jaulen. Onkel Wilhelm öffnete im Nachthemd die Abschlusstüre einen Spalt, um zu sehen, wer kommt. Ullmann zwängte sich durch den Spalt und begrüßte mich stürmisch. Ich war gerührt, nie hätte ich geglaubt, dass der Hund mich nach fünf Jahren wieder erkennen und seine Freude über unser Wiedersehen so gefühlvoll zum Ausdruck bringen würde. Onkel Wilhelm streckte mir freudig überrascht die Arme entgegen, ich hatte von meiner Rückkehr ja nichts geschrieben. Er bat mich in der Küche Platz zu nehmen, während er und Tante sich ankleideten. Dass dann das große, gegenseitige Frage- und Antwortspiel begann, muss nicht erst betont werden.“

Marie will wissen: „Karl, deine Oma hat doch sicher auf dich gewartet. Bist du lange bei deinem Onkel geblieben?“

„Nein, am Nachmittag fuhr ich weiter und kam kurz nach neunzehn Uhr in unserem Dorf an. Aber etwas muss ich noch von Grötzingen erwähnen. Ich gab meiner Tante die Hälfte vom Speck, den mir André Leroux schenkte. Meine Tante freute sich riesig und meinte, damit könne sie endlich wieder einmal das Mittagessen für einige Wochen abschmelzen. Da wurde mir erst bewusst, wie zutreffend Andrés Äußerung war, dass der Speck derzeit in Deutschland angebrachter sei als Wurst oder Fleisch.

Aber weiter zu meiner Ankunft daheim. Ich kniete zwar nicht nieder, als ich aus dem Zug stieg, um den Heimatboden zu küssen, dafür hatte ich es zu eilig heim zu kommen. Aber ich weiß nicht, ob ihr euch vielleicht vorstellen könnt, was in mir vorging, als ich nach dreieinhalb Jahren den Heimweg vom Bahnhof wieder beschritt. Ich war froh, niemand zu begegnen, der mich aufhalten konnte. Bewegt öffnete ich unsere Haustüre, nahm zwei Stufen auf einmal und riss die Stubentüre auf. Zuerst sah ich nur Oma, ihr kullerten die Freudentränen unaufhörlich über die Wangen, aber ihr erster Satz war: *Ich mach dir gleich was zu essen!* Als ich die Spiegeleier aß, saß sie mir gegenüber mit gefalteten Händen und flüsterte ein Dankgebet. Jetzt erst sah ich mich in der Stube um. Es hatte sich manches geändert. In einer Ecke stand ein Bett, darin lagen zwei Schulmädchen, ganz still und wagten sich nicht zu rühren, aber sie ließen mich nicht aus den Augen. Es waren meine Kusinen, die Töchter von Onkel Karl, dem Bruder meiner Mutter. Die Familie wohnte nach dem Kriegsende bei uns. Als ich die Mädchen nach dem Essen begrüßt hatte, standen ihre Plappermäulchen nicht mehr still, aber nichts hielt mich zuhause, ich wollte zuerst zum Schifferdeckers Onkel und dann zum Toni, unserer Stammkneipe von früher. Wie oft hatte ich mir ausgemalt, wie herrlich es sein wird, wenn ich zum ersten Mal wieder die vertraute Wirtsstube betreten werde. Ich ließ mich tatsächlich auch nur eine Viertelstunde von Onkel Karl, Tante Hilda und ihrer ledigen Schwester Emma aufhalten, dann rannte ich buchstäblich im Laufschrift zum Toni. Aber dort erhielt ich die erste kalte Dusche. Meine Erwartung, alles knüpfe sich nahtlos an die Zeit von früher an, wurde gänzlich zerstört. Die Wirtin nahm kaum Notiz von mir, am Stammtisch saßen nur fremde Gesichter. Schnell leerte ich mein Bierglas und schlurfte ernüchert heim. Mir wurde schlagartig bewusst, dass die Zeit nicht stehen geblieben war. Das wurde mir auch in den darauf folgenden Tagen immer wieder vor Augen geführt. Im Dorf sah ich so viele fremde Gesichter. In nahezu jedem Haus waren Heimatvertriebene, Flüchtlinge oder Ausgebombte untergebracht, bei uns wohnten außer der Familie von Onkel Karl noch eine heimatvertriebene Familie aus dem Sudetenland. Die Wiedersehensfreude mit Verwandten und Bekannten war in den allerwenigsten Fällen ungetrübt, der Krieg hatte in den meisten Häusern seine Spuren hinterlassen. Von mir allein waren drei Cousin und ein Onkel gefallen.“

„Karl, hat kein Mädchen auf dich gewartet?“ will Marie wissen.

„Nein, Marie, aber wegen einer Dummheit von mir, die ich später sehr bereut habe!“

„Wieso? Hattest du eine Freundin, bevor du Soldat geworden bist?“

„Ja, Marie, und sie hat mir 1946, als ich bei Euch war, einen wunderschönen Brief geschrieben und versprochen, dass sie auf mich warten würde, auch wenn meine Gefangenschaft noch lange dauern würde. In meiner `Weltuntergangsstimmung` schrieb ich ihr, meine Zukunftsaussichten seien miserabel, ich wüsste nicht, wie ich meinen Lebensunterhalt ohne Beruf bestreiten könne, wenn ich entlassen werde. Sie solle nicht auf mich warten und mich vergessen. Verständlich, dass sie mir nicht mehr geschrieben hat. Ich wünsche mir so sehr, dass ich diese Frau noch einmal sehen würde, damit ich mich für meine damalige Dummheit entschuldigen kann.“

In den ersten Urlaubstagen kam ich mir ziemlich verlassen vor. Meine drei Kumpel von früher verbrachten ihre Freizeit mit ihren Freundinnen, sie luden mich zwar ein, aber ich wollte nirgends das fünfte Rad am Wagen sein.“

„Du hast immer nur von deiner Oma gesprochen. Was war mit deinen Eltern?“

„Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben, mein Vater war auch Soldat, aber ich hatte, nachdem ich eingerückt war, keine Post mehr von ihm. Er galt als vermisst und ich habe nie mehr was vom ihm gehört.“

„Weihnachten ist doch bei Euch in Deutschland ein großes Fest. Warst du daheim bei deiner Oma?“ fragt Marie.

„Am ersten Weihnachtsfeiertag war ich bei meiner Tante zum Essen eingeladen. Die Tante hieß übrigens auch Marie. Bei ihr habe ich mich richtig wohl gefühlt und war während der restlichen Urlaubszeit fast jeden Tag dort. Bei ihr habe ich auch die Frau kennen gelernt, mit der ich dann befreundet war.“

„Fiel dir der Abschied dann schwer, als du wieder zurück nach Frankreich musstest? Kam dir nicht der Gedanke, nicht mehr zurückzufahren?“

„Der Abschied fiel mir nicht sehr schwer, ich wusste ja, dass mein Vertrag nur bis zum siebten Mai 1948 lautet. Zudem wurde uns, als wir den Urlaubsantrag stellten, vom Arbeitsamt in Gueret mitgeteilt, Frankreich würde beim Amerikaner die Auslieferung beantragen, wenn wir nicht zurückkämen. Dieses Risiko wollte ich wegen fünf Monaten nicht eingehen

Einige Tage vor meiner Rückfahrt wollte ich mich nach Zugverbindung erkundigen. Wartesaal und Vorraum waren überfüllt, weil bald der fahrplanmäßige Personenzug nach Mannheim einfahren sollte. Viele der Reisenden waren bestimmt so genannte Hamsterer, die bei den Bauern auf dem Schwarzmarkt oder im Tauschgeschäft Kartoffeln, Mehl oder Eier ergattern wollten. Der Schalterbeamte war mit Fahrkartenverkauf noch sehr beschäftigt, deshalb beschloss ich zu warten bis der Zug abgefahren war. Neben mir stand eine Frau mit prall gefülltem Rucksack. Plötzlich quetschen sich drei Polizisten durch die Menge. Beim Anblick der Beamten wurde die Frau kreidebleich vor Schreck Heulend raunte sie mir zu, dass sie mit Mühe und Not die Kartoffeln im Tauschgeschäft erworben hätte und glaubte, ihre drei Kinder könnten sich endlich wieder einmal satt essen. Vorbei, meinte sie, die Kerle würden ihr die Kartoffeln abnehmen, wenn sie die Sperre passiere. Die Polizei hat in jener Zeit ja die ganze Hamsterware abgenommen. Schnell nahm die Frau den Rucksack ab und stellte ihn zwischen die Füße. Die Polizisten machten auch Ausweiskontrolle, einer kam auch mich zu und verlangte meinen Ausweis. Da *ritt mich der Teufel*. Ich zuckte die Achseln und sagte auf Französisch, ich könne ihn nicht verstehen. Mit Zeichen machte er mir klar, er wolle meine Papiere sehen. Ich zeigte ihm meinen Freiarbeiterausweis. Als er

den französischen Stempel sah, gab er sofort den Ausweis zurück, hob die Hand zum Gruß an die Mütze und ging weiter. Ich hatte bemerkt, wie meine Nachbarin den Vorgang erstaunt beobachtet hatte. Ich raunte ihr zu, ich würde, wenn sie mir vertraut, ihren Rucksack durch die Sperre tragen, mir würde kein Polizist was abnehmen. Die Frau meinte, ihr bliebe ja gar keine andere Wahl. Schnell holte ich mir noch eine Bahnsteigkarte, marschierte mit den Kartoffeln durch die Sperre. Als der Zug eingefahren war, reichte ich ihr den Rucksack in den Wagen. Die strahlenden Augen der Frau waren der schönste Dank für meinen Streich. Noch bevor der Zug abfuhr, verschwand ich hinter der Güterhalle, damit die Polizisten nicht bemerkten, dass ich gar nicht weggefahren war.“

„Das war wieder einmal typisch Karl“ meinte Marie und fragte dann, wie die Rückfahrt nach Gueret von statten ging.

„Am fünfzehnten Januar fuhr ich früh morgens nach Grötzingen, ich wollte termingerecht am selben Tag am Abend in Kehl wieder die Grenze überschreiten. Onkel Wilhelm suchte mir die Abfahrtszeit für einen Nachtzug von Straßburg nach Paris aus. Ich konnte noch ein paar Stunden in Grötzingen verweilen. Während der Unterhaltung stand Tante Lydia plötzlich auf und sagte, sie müsse mir was zeigen. Sie ging an Onkels Schreibtisch und brachte einen kleinen Stapel Fotos. Als die Franzosen kurz vor Kriegsende Grötzingen einnahmen, mussten auch Onkel und Tante die Wohnung räumen, Französische Soldaten quartierten sich ein. Als die Beiden in ihre Wohnung zurückkehren konnten, fand Tante diese

Bilder vor. Sie stammten von einem französischen Soldaten. Tante wollte die Fotos nicht wegwerfen. Da hinten auf einem Bild eine Adresse geschrieben war, sollte ich die Bilder mitnehmen und an die Adresse senden, wenn ich wieder beim Bauern sei. Ich erledigte den Auftrag und schon nach wenigen Tagen erhielt ich ein Dankschreiben vom Besitzer der Fotos. Er wusste, dass er die Bilder irgendwo hat liegen lassen, weil sie in Eile aufbrechen mussten. Er hätte nie geglaubt, dass er sie jemals wiedererlangen würde. Wir Deutsche würden es fertig bringen, ihn immer wieder in Staunen zu versetzen. Der Feind und Gegner brächte es als Kriegsgefangener fertig, ihm seine für ihn wertvollen Andenken zurückzugeben.

In Grötzingen fuhr ich rechtzeitig ab, damit ich den Zug in Straßburg bestimmt erreichen würde. Beim Grenzübertritt kam dann *der große Hammer*. Allen aus dem Urlaub zurückkommenden Freiarbeitern, die ihren Arbeitsplatz südlich von Paris haben, sei es strikt verboten, über Paris zu fahren. Das war die Folge der `Freiarbeiterinvasion` auf dem Pariser Ostbahnhof am 15. Dezember. Ich war gezwungen, die nach Westen führenden Nebenstrecken zu benutzen. Es war katastrophal, in Frankreich führen die Hauptverbindungsstrecken nur über Paris. Zehn Mal musste ich umsteigen, auf einem Bahnhof hatte ich sage und schreibe zehn Stunden Aufenthalt. Die Stationen weiß ich nicht mehr, ich kann mich nur erinnern, dass sich ein Leidensgenosse, der sich mir in Straßburg anschloss, in Chagny verabschiedete. Er arbeitete dort in der Gegend bei einem Bauer. Beim Abschied gestand er mir, dass er ohne mich nicht mehr zurückgefunden hätte, weil er nur den örtlichen Dialekt, aber kein Schriftfranzösisch verstand. Ganze zwei Tage war ich unterwegs.

Am 17. Januar stieg ich mit einem Tag Verspätung am Nachmittag in Gueret aus dem hinteren Triebwagen und traute meinen Augen nicht, als ich Kurt aus dem vorderen Wagen aussteigen sah. Das war eine freudige Überraschung, gemeinsam marschierten wir die sieben Kilometer nach La Barde. Auf der Rückfahrt vom Urlaub sah man mir natürlich nicht mehr schon von weitem den Kriegsgefangenen an, mein Anzug, der daheim im Schrank hing, hatte mir noch gepasst. .

Und jetzt wird es Zeit ans Heimgehen zu denken, Robert, rufe bitte den Wirt, ich möchte zahlen!“

22.Ullmann

Marie und Robert bedanken sich natürlich auf dem Heimweg für die Einladung. Robert dreht noch eine Runde mit seinem Hund. Marie lädt Jürgen und mich noch zu einem Schluck Rotwein ein, aber wir lehnen ab, da für Jürgen am nächsten Tag wieder eine anstrengende Fahrt bevorsteht. Marie fragt, ob wir tatsächlich morgen schon wieder heimfahren wollen, wir hätten uns doch noch so viel zu erzählen, aber wir bestehen auf unserem festgesetzten Termin. Marie schlägt vor, wir sollten liegen bleiben, bis Robert zur Arbeit gefahren ist und dann wenigstens noch gemütlich und ausführlich frühstücken. Wir stimmen zu, wünschen Gute Nacht und gehen zu Bett. Vor dem Einschlafen kommt Jürgen noch auf einen Punkt meiner Urlaubsschilderung zurück.

„Vater, wieso der Hund dich sofort erkannt und so stürmisch begrüßt hat, ist mir unerklärlich!“

„Das war aber so. Wenn du nicht zu müde bist, erzähle ich dir noch die Vorgeschichte:

Zwei oder drei Jahre vor dem Krieg kaufte Onkel Wilhelm einen jungen schwarzen Schäferhund, vorher hatte er immer Riesenschnauzer. Es sprach sich herum, dass der Schäferhund sehr intelligent, aber auch sehr scharf war. Als Großmutter Lisette ihren Sohn in Grötzingen besucht hatte, war sie ins Bein gebissen worden.

In meinen ersten Grossen Ferien im Bahnhof Grötzingen war mir deshalb nicht ganz wohl in meiner Haut, wenn ich mit dem Hund allein in der Wohnung war. Zwar hatte Onkel Wilhelm gleich bei meiner Ankunft seinen Hund gerufen, meine Hand ergriffen und dem Hund auf den Rücken gelegt. Dabei sprach er den Hund an: *Ullmann, das ist Karl, der ist brav, der wohnt jetzt bei uns, dem darfst du nichts machen.* Ullmann, so hieß der Hund, schaute mich zwar an, aber ich hatte Zweifel, dass er das kapiert hatte und wenn ja, ob er sich auch daran halten würde. Wenn ich allein im Wohnzimmer saß und las, lag Ullmann auf seinem Platz und ließ keinen Blick von mir. Ich wagte nicht aufzustehen und war immer heilfroh, wenn Tante Lydia vom Einkaufen zurück war. So ging es Woche für Woche. In der letzten Woche der Ferien geschah dann etwas Besonderes. Ich saß wie üblich allein im Wohnzimmer beim Lesen, da erhob sich Ullmann, kam gemächlich auf mich zu und legte seinen Kopf auf meine Schenkel. Ich hielt den Atem an und schaute in seine Augen. Sein Blick schien mir zu sagen, ich solle keine Angst haben, er wolle mich nicht beißen. Ich fasste mir ein Herz und hob die Hand, um ihn zu streicheln, aber das gestattete er nicht. Er zog den Kopf sofort zurück, schaute mich kurz an und trottete zurück zu seinem Platz. Ich hatte den Eindruck, er wolle mir sagen, soweit sind wir noch lange nicht. In den restlichen Ferientagen wiederholte sich das Spiel, er legte seinen Kopf auf meine Schenkel, aber streicheln ließ er sich nicht.

Bei meinem nächsten Ferienbesuch schickte mich Tante jeden Tag zum Milch holen. Sobald mir Tante die Kanne reichte, kam Ullmann angetrottet. Tante forderte den Hund auf, mich beim Milchholen zu begleiten. Er kannte den Weg, aber er nahm von mir keine Notiz. Er waltete zum Milchhaus ohne den Blick zu wenden und wartete an der Türe, bis ich wieder heraus kam. Noch bevor ich die Türe hinter mir zugezogen hatte, sauste er los bis zur Haustüre am Bahnhofsgebäude und bellte laut, als wollte er der Tante sagen, sie möge aufmachen, er sei zurück, der Karl kommt sicher auch bald. In den nächsten Ferien wiederholten sich die Spielchen, sowohl beim Lesen als auch beim Milchholen, aber anfassen ließ er sich immer noch nicht. In den Weihnachtsferien 1942 war ich wieder in Grötzingen. Es war ein kalter Winter mit viel Schnee, und im Schnee wurden wir Freunde, der Schäferhund Ullmann und ich. Das größte Vergnügen für den Hund war, wenn man im Schneebälle zuwarf und er sie mit der Schnauze fangen konnte. Wenn ich aufhörte zu werfen, sprang er an mir hoch und bellte, er gab mir zu verstehen, ich solle doch weitermachen. Von da an durfte ich ihn nicht nur anfassen, er kam zu mir und wollte gestreichelt werden. Wenn ich im Zimmer saß, stupste er mich an, sprang zur Türe und gab laut. Er wollte mir sagen, dass ich mitkommen sollte hinaus in den Schnee. Es waren meine letzten Ferien in Grötzingen.

Als ich fünf Jahre später die Treppe hochstieg, gab Ullmann schon bei den ersten Stufen Laut. Ich dachte, Ullmann signalisierte seinem Herrchen, dass jemand kommt. Aber dabei blieb es nicht, der Hund jaulte, winselte und kratzte an der Türe. Onkel Wilhelm stand auf und wollte nachsehen, wer da in aller Frühe kommt, aber kaum hatte er die Türe einen Spalt geöffnet, zwängte sich Ullmann mit aller Kraft hindurch, jaulte vor Freude, sprang an mir hoch und leckte meine Hände. Ich war gerührt, kniete nieder, nahm den Hund in meine Arme und stammelte: *Ullmann, ja kennst du mich noch?* Er leckte meine Freudentränen ab, was mehr besagte als alle Worte. Erst nach der stürmischen Begrüßung von Ullmann konnte ich Onkel Wilhelm die Hand reichen

23. Abschied

Wir warten mit dem Aufstehen bis Robert weggefahren ist, damit wir ihm bei der Toilette nicht im Wege sind. Marie hat für uns schon den Frühstückstisch gedeckt, sie selbst hatte mit ihrem Mann gefrühstückt, aber sie setzt sich zu uns. Robert hat ihr aufgetragen, mich für das kommende Jahr einzuladen. Er wolle mit mir in der Creuse Karpfen fischen. Ich nehme die Einladung an, füge aber hinzu, vorausgesetzt, dass meine Gesundheit es zulässt, da ich ja nicht mehr der Jüngste bin.

Nach dem ausgedehnten, reichlichen Frühstück ist es Zeit zum Aufbruch. Ich bin kein Freund langer Abschiedsszenen. Ich umarme Marie und verschwinde im Wagen. Jürgen hat sich schon vor mir verabschiedet. Da er weiß, was in mir vorgeht, startet er den Wagen und fährt los. Marie steht am Hoftor und winkt, ich winke zurück bis sie aus dem Blickfeld verschwunden ist.

Wir haben Gueret schon wieder hinter uns gelassen und fahren auf der Nationalstraße Richtung Montluçon, als Jürgen das Schweigen bricht.

„Vater, ich weiß, der Abschied ging dir unter die Haut. Darf ich dich trotzdem was fragen?“

„Na klar“

„Gestern Abend hast du erwähnt, dass drei Cousins von dir gefallen sind. Wer waren die Drei?“

„Das war Willi, der Sohn von Tante Luise, der Schwester meines Vaters, dann Karl, der Sohn von Tante Ida, der Schwester meiner Mutter und Albert, der Sohn von Tante Marie. Albert war eigentlich der Cousin meiner Mutter, Tante Marie war ja die Schwester meiner Oma. Sie hatte nicht nur ihren Sohn, sondern kurz vor Kriegsende auch noch ihren Mann verloren. Bei Tante Marie Guten Tag zu sagen, habe ich von Tag zu Tag hinausgeschoben. Ich weiß nicht, ob du verstehen kannst, was in mir vorging, als ich Verwandte oder gute Bekannte zum ersten Mal nach meiner Rückkehr besuchen musste, die einen oder sogar mehrere Angehörige im Krieg verloren hatten. Da hatte man so eine Art schlechtes Gewissen, dass man die ganze Scheiße überlebt hat und die Anderen ins Gras beißen mussten. Ich hatte das Gefühl, die Angehörigen könnten denken, der kam heim und Unserer liegt draußen.“

Dass dies Alles dumme, unberechtigte Einbildung war, habe ich dann in zwei Fällen erlebt. Ich war schon eine Woche daheim, als Oma mich aufforderte, endlich zu Tante Marie zu gehen, und zwar noch am selben Tag. Ich fasste mir ein Herz und marschierte ans andere Ende des Dorfes. Ich hatte Herzklopfen, als ich auf den Klingelknopf drückte. Tante Marie öffnete und begrüßte mich herzlich. Es sei an der Zeit, dass ich mich mal blicken ließe, meinte sie. Ich blieb zum Kaffee und musste viel erzählen, aber weder von Tante Marie noch von ihrer Tochter Ruth wurden die beiden Gefallenen auch nur mit einer Silbe erwähnt. Für den Ersten Weihnachtstag wurde ich zum Essen eingeladen und ging von da an jeden Tag zu Tante Marie. Erst an meinem vierten oder fünften Besuch hat Tante von ihrem Kummer gesprochen. Ich bewundere diese tapfere Frau auch heute noch, wusste ich doch, wie sehr sie unter dem Tod ihres Sohnes, der schon 1941 im Alter von einundzwanzig Jahren in Russland gefallen war, gelitten hat. Nach meiner endgültigen Heimkehr war es auch Tante Marie, die sich am meisten um mich angenommen hat. Irgendwann muss ich dir das noch erzählen.“

„Welches war dann der zweite Fall, in dem du deine Meinung revidieren musstest?“

„Das war bei unserem Nachbar. Er hatte zwei Söhne, den Gustav, der war fünf Jahre älter als ich und den ein Jahr jüngeren Otto. Die beiden waren für mich wie ältere Brüder. Wie oft war ich bei ihnen. Sie lehrten mich Radfahren und Schlittschuhlaufen, das Stelzenlaufen und das Fangen von Maulwürfen. Ich stand immer unter ihrem Schutz, bei Schneeballschlachten und beim Baden. Beide sind im Krieg geblieben. Ihre Eltern waren mit von den angesehensten Bauersleuten im Dorf, sie hatten nur die beiden Söhne und einer der beiden hätte einmal den Hof übernehmen sollen. Auch da betrat ich das Haus schweren Herzens, aber der Noesvetter machte mir das Wiedersehen leicht. Während unseres Gesprächs stand er auf, holte eine Schachtel Zigaretten und gab sie mir. Früher hätte ich seinen Buben Zigaretten ins Feld geschickt, jetzt bekäme ich dafür die Zigaretten von ihm. Jürgen, mir steigt heute auch noch das Wasser in die Augen, wenn ich daran denke.“

„Vater, das kann ich verstehen. Wieso sagst du Noesvetter, er war doch nicht dein Cousin?“

„In meiner Jugend sprach man die älteren Leute im Dorf weder mit -Du- noch mit -Sie- an, sondern mit -Ihr- und Vetter oder Baasch, im Hochdeutschen Base, das hatte aber nichts zu tun mit irgendeinem Grad der Verwandtschaft.“

24. Noch Freiarbeiter

„Wie ging es dann weiter, als du wieder in La Barde warst?“

„Im alten Trott natürlich wie vorher auch. Und am ersten Sonntagnachmittag haben wir uns wieder wie vorher auch getroffen. Die Kumpel haben Kurt und mich natürlich mit ihren Fragen gelöchert. Sie wollten wissen, wie es in Deutschland aussieht nach dem verlorenen Krieg unter den Besatzungsmächten. Ernst wollte sogar wissen, welche Schlager man nun in Deutschland singt. Ich musste den Ohrwurm - *Wenn bei Capri die rote Sonne ...* - vorsingen. Allzu begeistert waren meine Zuhörer nicht von meiner Sangeskunst. Ich musste an meinen Kameraden Alfred Wedel denken, der mir einmal in Elsheim in seinem Frankfurter Dialekt sagte, es klinge wie *-e rosdisch Gießkann* - wenn ich singe

Als Neuigkeit berichteten uns die Kameraden, dass in den nächsten vier Wochen alle Chargierten entlassen würden. Ich war überrascht, dass die Entlassungen nun doch schneller wie befürchtet voran gingen und bedauerte meinen Entschluss, Freiarbeiter geworden zu sein. Aber dann sagte ich mir, was soll die ganze Reue, in fünf Monaten kann ich auch nach Hause fahren und habe bis dahin wenigstens ein paar Groschen als Bauernknecht verdient.

Die Kameraden, die Gefangene geblieben waren, erhofften im Stillen von uns Freiarbeitern sonntags eine Einladung zu einem Trink, wir durften ja mittlerweile die eine Kneipe in St. Fiel betreten. Diesen Wunsch haben wir aber nicht erfüllt, selbst als Einer uns im Spaß als Geizhalse titulierte. Diesbezüglich habe ich ihnen aber klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass ich meinen Verdienst für wichtigere Dinge benötige. Außerdem hätte jeder von ihnen die Möglichkeit gehabt, als Freiarbeiter Geld zu verdienen. Mir sei der Entschluss dazu auch nicht leicht gefallen. Sparsam wie ich war, verzichtete ich sogar auf den Genuss französischer Zigaretten und ließ mir von Onkel Wilhelm. *-Dachreiter-* schicken. So nannte man den selbst angebauten und auf dem Speicher getrockneten Tabak. Der schmeckte zwar scheußlich und war unheimlich stark, aber für einen leidenschaftlichen Raucher besser als nichts.

Kurt musste seinen Entschluss zum Freiarbeiter keinesfalls bereuen. Wie sich später herausstellte, hätte er als Gefangener einige Monate länger ausharren müssen wie als Freiarbeiter.“

„Wurde dein väterlicher Freund Ernst dann auch bald entlassen?“

„Ja, er war ja auch Unteroffizier und wurde für Anfang Februar zwecks Repatriierung ins Lager einbestellt. Als ich ihn wenige Tage nach meiner Rückkehr abends in Beauchabras aufsuchte, saßen sein Patron und er in der Küche am Kaminfeuer. Der Hausherr meinte nach der allgemeinen Begrüßung mir gegenüber, in Deutschland müsse es ja furchtbar schlecht sein, sonst wäre ich bestimmt nicht mehr zurückgekommen. Ich gab ihm lachend zur Antwort, es sei zwar nicht sehr rosig, aber verhungern müsste niemand, zumal in der ländlichen Gegend. Ich sei zurückgekommen, weil ich es meinem Patron versprochen hatte. Die Gefahr der möglichen Auslieferung durch die Amerikaner verschwieg ich natürlich. Meine Antwort erzeugte beim Patron von Ernst einen Lachkrampf. Karl, meinte er, einmal daheim, wäre er um alles. in der Welt nicht mehr fort. Von wegen versprochen - dazu machte er die typische Handbewegung mit der linken Handkante in die Armbeuge des rechten Armes.

An seinem letzten Abend in Beauchabras war ich natürlich bei Ernst. Es war schon ein bewegender Augenblick, als wir uns Auf Wiedersehen sagten. Ernst selbst war es auch nicht ganz wohl in seiner Haut, sein Transport ging ja in die von den Russen besetzte Zone. Seine Frau wohnte mit den Kindern in Wernigerode im Harz. Leider gab es nie ein Wiedersehen. Wir haben uns zwar ab und zu geschrieben. Dabei hatte er mir auch mitgeteilt, dass er in einem leer stehenden Stollen eine Champignonzucht angefangen hätte. Bei Briefen aus der damaligen DDR musste man ja wie im Dritten Reich zwischen den Zeilen lesen. Ich nahm an, dass er seine Meinung zu offen kund getan hatte und deshalb seine kaufmännische Tätigkeit verlor.

Als dann nach vielen Jahren für die Rentner der DDR die Reiseerleichterung in den Westen kam, habe ich ihn sofort zu einer Fahrt nach Frankreich eingeladen. Nach Wochen kam ein Brief seiner Frau, meine Einladung sei leider zu spät gekommen. Ernst war beim Eintreffen meines Briefes schon tot, er sei kurz vorher überraschend verstorben. Mit Sicherheit hätte er meiner Einladung Folge geleistet, sein oft geäußelter Wunsch war ja, noch einmal dorthin zu fahren, wo er nahezu drei Jahre in Gefangenschaft war.“

„Habt ihr euer sonntägliches Treffen, nachdem Ernst fort war, beibehalten?“

„Jürgen, ehrlich gesagt, daran kann ich mich nicht mehr richtig entsinnen. Sicher haben wir uns manchmal noch getroffen, auch als Emil, Ernst, Hans, Rudi, Edmund und Franz schon fort waren. Aber mit Ausnahme von Hans Tobischka und Kurt, den ich als Nachbar ja tagtäglich sah, waren die mir nahe stehenden Kameraden nicht mehr da. Und weißt du, plötzlich sehnte ich das Ende meines Arbeitsvertrages immer mehr herbei, zumal ich mit der Frau, die ich bei Tante Marie kennen gelernt hatte, in ständigem Briefwechsel stand.“

„Hattest du denn überhaupt keine französische Frauenkenntnis?“

„Nein, hatte ich nicht, aber keinesfalls, weil ich das abgelehnt hätte. Es fehlte an Gelegenheit und so leicht konnte man als Deutscher mit bürgerlichen, französischen Frauen nicht anbändeln. Landsler, die sich mit diesbezüglichen Erlebnissen während der Besatzungszeit brüsteten, hatten ihre Erfahrungen in der Regel in bestimmten Etablissements gesammelt. Wenn aber eine Französin mit einem deutschen Soldaten liiert war, musste sie nach dem Krieg dafür bitter büßen

Anders war es, wenn ein Patron eine heiratsfähige Tochter hatte, in die sich der bei dem Bauer arbeitende Kriegsgefangene verliebt hatte und die Beiden heiraten mussten. Das kam

öfter vor. Ich kam zum Glück nicht in die Verlegenheit, denn die älteste Tochter meines Patrons ging noch zur Schule, als ich dort arbeitete.“

„Konntest du dann, als die Vertragszeit abgelaufen war, in den Zug sitzen und heimfahren?“

„Keinesfalls, bis es soweit war, dass ich aus Frankreich ausreisen durfte, erlebte ich noch Aufregungen und Ängste genug. Ich klopfe mir noch heute im Geist auf die Schulter, wenn ich daran zurückdenke, wie ich mich damals als junger Marschierer mit gespielter Kaltschnäuzigkeit bei den Behörden durchsetzte. Letztendlich war ich vom ganzen Departement der erste Freiarbeiter, dem nach Vertragsende das Ausreisevisum erteilt wurde. Höchst wahrscheinlich war ich auch der Einzige, zu mindest aber der Erste im Departement, der einen Arbeitsvertrag auf nur sechs Monate abgeschlossen hatte. Meine ungeschmälerte Hochachtung gilt aber auch der Französischen Bürokratie für die schnelle Abwicklung, denn der Behördenweg lief von der Präfektur direkt nach Paris. In der Bundesrepublik hätte die Abwicklung mit den vielen Instanzen, die ihren Senf dazu erteilen müssen, ein Vielfaches an Zeit in Anspruch genommen.

Am siebten Mai 1948 endete mein Arbeitsvertrag. Um ja keine Zeit zu verlieren, fuhr ich schon Ende März mit dem Fahrrad nach Gueret. Ich glaubte, die Ausreisegenehmigung würde genau wie die Urlaubserlaubnis vom Arbeitsamt erteilt und sprach deshalb wieder dort vor. Aber, oh Schreck, man zuckte mit den Achseln, das ginge das Arbeitsamt nichts an. Die Ausreisegenehmigung darf einzig und allein die Präfektur ausstellen. Enttäuscht schwang ich mich aufs Rad und fragte mich zur Präfektur durch.“

„Die Präfektur, was ist das für ein Amt?“

„Die Präfektur, französisch *préfecture*, ist das Verwaltungsgebäude des Departements, das heißt es sind die Amtsräume des Präfekten, des obersten Verwaltungsbeamten eines Departements.“

„Und die übergeordnete Dienststelle des Präfekten, wo befindet sich die?“

„In Paris natürlich!“

„Jetzt kann ich deine Enttäuschung und Nervosität verstehen. Erzähl bitte weiter!“

„Mir schlug das Herz bis zum Hals, als ich durch das Portal der Präfektur schritt. Nach langem Suchen fand ich endlich im zweiten Obergeschoß das richtige Zimmer. Ich holte noch einmal tief Luft und klopfte an. Im Zimmer saßen drei Herren, jeder auf einem drei Stufen hohen Podest. Als kleiner Bittsteller musste man also, wenn man mit einem der Herren sprach, noch oben schauen, beinahe wie zum Herrgott. Ich zog die Baskenmütze ab, nahm Haltung an und wartete, bis ich angesprochen wurde. Als ich mein Anliegen vorbrachte, verwies mich der Beamte, den ich anschaute, per Zeigefinger an seinen Nachbarn im Zimmer. Der hatte mitgehört und meine Aussage mit einem verwunderlichen Kopfschütteln zur Kenntnis genommen. Mein neuer Gesprächspartner fragte mich, was ich denn eigentlich zu diesem verfrühten Zeitpunkt hier wolle. Die ersten Verträge seien im Juni 1947 ausgestellt worden, bis zu deren Ablauf sei noch ein ganzes Vierteljahr Zeit. Dabei entnahm er aus einem Fach einen Vertragsvordruck und streckte mir das Papier entgegen. Ich sollte doch nachlesen, der Freiarbeiter könne frühestens nach zwölf Monaten in seine Heimat entlassen werden. Ich erwiderte genauso höflich wie bestimmt, ich wüsste genau, was in dem Vordruck steht. Ich würde ihm aber meinen Vertrag zeigen, den ich allerdings auf keinen

Fall aus der Hand geben würde. In meinem Vertrag aber sei die Zahl zwölf durchgestrichen und durch die Zahl sechs ersetzt und mit dem französischen Staatssiegel beglaubigt worden. Ich sei überzeugt, dass der Französische Staat an einem kleinen Kriegsgefangenen nicht wortbrüchig wird. Mein Gegenüber zog die Augenbrauen hoch, holte

tief Luft, gab mir meinen Vertrag zurück und meinte in einer wesentlich freundlicheren Tonlage, er sei verwundert und hätte nicht gewusst, dass es sechsmonatige Verträge gegeben hätte. Leider hätte er noch keinerlei Richtlinien über den Vorgang der Ausreise. Er versprach mir aber, umgehend in Paris anzufragen und mir über das Bürgermeisteramt Bescheid zu geben. Damit war meine Vorsprache beendet und ich verließ völlig zermürbt den Raum mit der Befürchtung, meine Heimreise sei in weite Ferne gerückt.“

„Nach deiner Äußerung von vorhin bezüglich der Französischen Bürokratie trafen deine Befürchtungen dann aber nicht ein.“

„Stimmt, aber zu diesem Zeitpunkt konnte ich das ja nicht wissen. Beim Mittagessen erfragte mein Patron den Grund meiner Weltuntergangsstimmung. Meine Angst, der Sommer sei verstrichen, bis die Antwort aus Paris käme, sei unberechtigt, tröstete er mich. Ich solle mich beruhigen, seine Frau hätte einen Verwandten, der in der Präfektur arbeitet. Dem würde sie am kommenden Samstag, wenn sie auf den Markt nach Gueret fährt, ein paar Eier und ein halbes Pfund Butter bringen, das würde Wunder bewirken. Und das Wunder geschah: Als sie vier Wochen später vom Markt zurückkam, rief sie mir, noch ehe sie von der Kutsche abgestiegen war, zu, ich solle mir Passbilder machen lassen. In der kommenden Woche würde das Bürgermeisteramt ein entsprechendes Antragsformular erhalten, das ausgefüllt und mit zwei Passbilder versehen dem Amt zur Weiterleitung an die Präfektur eingereicht werden soll. Dienstags ließ ich in Gueret die Passbilder machen, donnerstags konnte ich den Vordruck zum Ausfüllen auf dem Rathaus abholen und ausgefüllt zusammen mit zwei Passbildern zur Weiterleitung an die Präfektur einreichen. Am zweiten Juni kam mit der Post mein Visum für den Grenzübertritt, befristet vom dritten Juni bis zum zweiten Juli.“

„Dann hast du sicher sofort deine Bündel gepackt und bist heimgefahren!“

„Eben nicht. Als ich schwarz auf weiß meine Ausreisegenehmigung hatte, war das Heimweh weg. Diesen Wandel der Empfindungen habe ich später auch bei den Heimatvertriebenen im Dorf bemerkt. Solange du zwangsweise irgendwo festgehalten wirst, wirst du vom Heimweh geplagt. Je länger die Abwesenheit dauert, umso schöner werden die Bilder, die du dir im Geist von daheim ausmalst. Im Urlaub im Dezember und erst recht nach meiner endgültigen Heimkehr fiel es mir dann wie Schuppen von den Augen, dass manches Traumbild doch nicht der Realität entsprach. Bei den Heimatvertriebenen ist das Heimweh auch verblasst, nachdem sie nach vielen Jahren zum ersten Mal ihre alte Heimat wieder besuchen durften.“

„Du bist also nicht umgehend losgefahren?“

„Nein, mein Patron fragte mich sofort, als ich ihm das Amtliche Schreiben gezeigt habe, wann ich abreisen würde. Ihr habt mir geholfen, gab ich zur Antwort, damit meine Heimreise schneller genehmigt wird. Jetzt bleibe ich zum Dank dafür da, bis die Heuernte vorbei ist, denn wegen einer Regenperiode hatte sich das Heumachen etwas in die Länge gezogen. Er freute sich und meinte, das sei ein Wort. Ich war ja in den drei Jahren zum vollwertigen Bauernknecht geworden, das wussten alle Bauern im Dorf.“

Am einundzwanzigsten Juni war ich morgens beim Ausmisten des oberen Stalles, als mir Gaston, eine Zeitung in der Hand haltend, zurief: *Karl, in Deutschland ist alles Geld kaputt!* Am zwanzigsten Juni 1948 war ja in Deutschland Währungsreform. Acht Tage später war das letzte Heu eingefahren, ich packte mein Bündel.

Die ganze Familie war versammelt, um mich zu verabschieden. Gerührt seufzte die kleine Marie, jetzt hätte sie niemand mehr, der ihr kleines Fahrrad flicken würde. Der Bauer legte seine Hände auf meine Schultern und sagte: *Karl, wenn dir in Deutschland was schiefläuft, unsere Türe steht Tag und Nacht für dich offen.*

Der ehemalige Feind, der als Prisonier de Guerre kam, ging als Freund der Familie.“

25. Daheim

„Ging deine Heimkehr dann reibungslos von statten?“

„Ja, am dreißigsten Juni stieg ich in Gueret in den Zug. Meine Heimfahrt musste ich selbst bezahlen, so stand es im Arbeitsvertrag. Was die Fahrt gekostet hat, weiß ich heute nicht mehr, sicher mehr als einen Monatslohn von mir. Ich habe allerdings nur eine Fahrkarte bis Offenburg gelöst, weil ich mir sagte, in Deutschland gebe ich mich wieder als Ausländer aus und zeige mein französisches Visum, das kann doch kein Schaffner lesen. In Kehl im Wartesaal traf ich eine aus dem Osten geflüchtete Familie, die nach Südamerika auswandern wollte. Der Bruder der Frau hätte drüben eine Farm, er würde auch die Überfahrt finanzieren und das Reisegeld auf eine Kehler Bank überweisen. Der Mann jammerte, sie säßen nun schon zwei Tage im Bahnhof und warteten, seit einem Tag hätten sie nichts mehr gegessen, die beiden Kinder weinten vor Hunger. In Deutschland wären mit der Währungsreform Wunder geschehen, plötzlich könne man in den Läden alles kaufen, aber das Kopfgeld, das sie erhalten hätten, vierzig Deutsche Mark je Person, wäre ausgegeben für Fahrkarten bis Kehl und für Lebensmittel. Ich gab dem Mann die paar Franc, die ich noch besaß, damit er seinen Kindern wenigstens Brot kaufen konnte. Ich kam, wie man so sagt, ohne einen Pfennig daheim an.“

„Du hast aber dann auch das Kopfgeld, wie du es nanntest, erhalten.“

„Von wegen, Stichtag dafür war der zwanzigste Juni und da war ich nicht in Deutschland. Ich war arm wie eine Kirchenmaus.“

„Von was hast du dann gelebt?“

„Ich habe ja bei meiner Großmutter gewohnt, sie hatte die vierzig Deutsche Mark erhalten und bekam auch ihre kleine Kriegerwitwenrente von ihrem im Ersten Weltkrieg gefallenen Mann. Großmutter konnte sich damit recht und schlecht über Wasser halten, aber für zwei Personen war es zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig und die Miete für die Werkstatt war auch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.“

„Was für eine Werkstatt?“

„Die Werkstatt von meinem Vater auf der anderen Straßenseite schräg gegenüber meinem Elternhaus.“

„Das kleine Haus, in dem Peter Dengel gewohnt hat und das vor Jahren abgerissen wurde? An wen war das vermietet?“

„An meinen Namensvetter Schlosser- und Waagenbaumeister Karl Walter. Im Frühjahr 1947 erhielt ich einen Brief in der Gefangenschaft. Die Adresse war mit einer mir unbekanntem Handschrift geschrieben. Ich drehte den Umschlag um und las als Absender: Karl Walter, Oberschefflenz. Ich dachte, mich laust der Affe, ich bin verdammt noch mal noch in Gefangenschaft und nicht in daheim. Neugierig entnahm ich das Schriftstück und erfuhr des Rätsels Lösung. Der Absender hieß genau wie ich, seine Eltern wohnten am anderen Ende des Dorfes und er war mindestens zehn Jahre älter als ich., deshalb konnte ich mich nicht an ihn erinnern. Er würde gerne in der Werkstatt, die seit Kriegsbeginn ungenutzt war, eine Schlosserei eröffnen. Meine Großmutter hätte keine Einwände und Onkel Karl würde das Ausräumen des noch vorhandenen Inventars überwachen. Nach Aussage meines Onkels seien die ganzen Werkzeuge meines Vaters geklaut worden. Nach Kriegsende hätten ehemalige polnische Zwangsarbeiter alles auf den Pritschenwagen meines Vaters geladen

und seien damit verschwunden. Sollte mein vermisster Vater heimkehren, würde er natürlich sofort das Feld räumen. Als Mietpreis würde er dreißig Reichsmark vorschlagen und sich freuen, wenn ich ihm zusagen würde. Ich habe ihm zugesagt, ich ahnte ja nicht, dass ich den Werkraum früher als erwartet selbst benötigen würde.“

„Hast du ihm auch die Wohnung vermietet?“

„Zu der Zeit war noch keine Wohnung vorhanden, das Dachgeschoß wurde erst später ausgebaut.“

„Hat dein Vater die Werkstatt erbaut?“

„Nein, ich war immer der Meinung, mein Großvater hätte sie errichtet, der hatte ja eine gut gehende Spenglerei mit mehreren Beschäftigten. Als ich das Heimatbuch von unserem Dorf geschrieben habe, habe ich herausgefunden, dass er sie gekauft hatte. Neben unserem Haus wohnte ein tüchtiger Schreinermeister, der 1900 im Alter von zweiundvierzig Jahren verstorben ist und eine Witwe mit neun Kindern hinterlassen hat. Die arme Frau musste Haus und Werkstatt verkaufen und in Miete wohnen. Die drei ältesten Kinder sind nacheinander im Alter von fünfzehn Jahren nach Amerika ausgewandert und haben ihrer Mutter das Geld geschickt für deren Lebensunterhalt und den der Geschwister. Mein Großvater hat die Werkstatt gekauft. Von 1915 bis 1925 stand sie leer, meine Oma hat die Werkstatt bei der Hochzeit meiner Eltern meinem Vater überschrieben. Von 1939 bis 1947 stand sie dann wieder leer. Siehst du, Jürgen, so dokumentieren manchmal Gebäude die tragische Geschichte ihrer Besitzer.“

In meinem Urlaub als Freiarbeiter habe ich meinen Mieter und seine Frau kennen gelernt. Nach meiner Rückkehr gab er mir zu verstehen, er könne seit der Währungsreform den vereinbarten Mietpreis im neuen Geld in der Höhe nicht mehr bezahlen. Wir einigten uns auf die Hälfte.“

„Und wie hattest du dir deine weitere Zukunft vorgestellt?“

„Um weiter zur Schule zu gehen, fehlte mir das Geld. Mein Vater galt nach wie vor als vermisst, genauer gesagt als verschollen, da von seiner Einheit bis Kriegsende keine Vermisstenmeldung gekommen war. Ich hatte mir schon in der Gefangenschaft vorgenommen, Elektriker zu werden und das Geschäft meines Vaters wieder ins Leben zu rufen, das er bis zu seiner Einberufung bei Kriegsanfang geführt hatte.“

„Dafür musstest du aber auch eine Lehre haben, da hättest du doch auch BAFÖG beantragen und das ABI machen können.“

„Jetzt muss ich aber lachen, und zwar laut, 1948 ein BAFÖG beantragen. Das gab es damals wirklich noch nicht.“

„Aber irgend einen Unterhaltszuschuss hättest du doch beantragen können.“

„Jürgen, so etwas gab es damals nicht! Der Wohlfahrtsstaat ist erst später entstanden. Damals hieß es, wenn man mit einigermaßen heilen Knochen heimgekommen ist, muss man eben schauen, wie man über die Runden kommt.“

„Hast du dann gleich deine Lehre begonnen?“

„Hätte ich gerne, aber so leicht war damals kein Ausbildungsplatz zu finden. Es war ein langer, mühseliger Weg mit vielen Enttäuschungen, bis ich eine Lehrstelle bekommen habe. Was dazwischen lag, werde ich dir gleich erzählen. Ihr jungen Leute könnt euch gar kein Bild machen, wie es uns damals erging. Aber alles der Reihe nach.“

Eine Woche nach meiner Rückkehr gönnte ich mir zunächst noch ein paar Tage Urlaub und fuhr mit dem Fahrrad nach Elsheim, das mir während der Soldatenzeit zur zweiten Heimat geworden war. Tante Marie lieh mir das Rad von Onkel Albert. Um fünf Uhr in der Frühe fuhr ich weg, ohne Geld, aber mit einigen Broten als Marschverpflegen. Nach vierzig Kilometern fing es an zu regnen und mein Hinterteil schmerzte schon gewaltig. Die Räder

von früher waren noch keine Nobelkarossen wie heutzutage. Als ich unter einem Baum Schutz suchte, dachte ich ans Umkehren, denn ich hatte noch nahezu hundertvierzig Kilometer vor mir und war das Radfahren nicht mehr gewohnt. Aber dann rang ich mich zum Weiterfahren durch. In Mannheim verließ ich die amerikanische Zone, über dem Rhein war ja von Frankreich besetztes Gebiet. Eine große Strecke fuhr ich auf holprigem Kopfsteinpflaster rheinabwärts, die Handgelenke fingen an zu schmerzen, aber ich behielt meine eingeschlagene Geschwindigkeit bei. Nach Frankenthal holte ich einen jungen Mann ein, der auf seinen Gepäckträger noch einen alten Fahrradrahmen gebunden hatte. Kurze Zeit fuhren wir nebeneinander und unterhielten uns, aber dann meinte er, ich fahre ihm zu schnell und ließ sich zurückfallen.

Es dauerte nicht lange, bis er laut rufend an mir vorbei rauschte. Er hielt sich hinten an der Seitenwand eines Lastwagenanhängers fest. Mir wäre es zu riskant gewesen, obwohl damals die Lastwagen noch nicht so schnell fuhren wie heute. Ich strampelte in eigener Kraft mühsam weiter. Plötzlich sah ich in der Ferne einen vom Rad abgestiegenen Mann stehen. Beim näher kommen wunderte ich mich über die Form des Fahrrades, es war hinten viel niedriger als vorn. Und dann rief er mir zu, er hätte jetzt sein Meisterstück gemacht. Ich stieg ab und betrachtete sein Malheur. Auf der holprigen Strecke verrutschte der auf dem Gepäckträger befestigte Rahmen, geriet ins Hinterrad und rasierte alle Speichen ab. Ich fragte ihn, was er jetzt mache. Er nahm das Ganze mit Humor und meinte, er hätte noch Glück im Unglück gehabt, ihm und der Flasche Wein, die in einer Tasche am Lenkrad hing, seien nicht passiert. Die beiden Gestelle würde er ins Ackerfeld werfen und die wenigen Kilometer zu Fuß heim laufen. Aber zuvor lud er mich ein, mit ihm die Flasche Wein zu leeren. Wir setzten uns an den Straßenrand und setzten abwechselnd die Flasche an. Dann sagten wir uns in guter Stimmung Lebe Wohl und gingen unsrer Weg, er per Fuß, ich mit meinem Drahtesel. Abends um acht Uhr war ich im rheinhessischen Elsheim bei der Familie Bernhart.“

„Und Mariechen hat dich in ihre Arme geschlossen!“

„Hat sie, aber nur genauso gesittet und freundschaftlich wie früher. Ich hatte mir den innigen Kuss zwar häufig, zum Schluss noch während der Hinfahrt, in Gedanken ausgemalt, ihn aber nachher unterdrückt. Mariechen war mittlerweile verheiratet, zwar nicht mit dem, dem sie früher ihre Feldpostpäckchen geschickt hat, der war noch in russischer Gefangenschaft. Aber Alfred, ihr Mann, war auch ein netter Kerl, mit dem ich mich gleich gut verstanden habe.“

„Von den früheren Bekannten, ich meine, von den anderen jungen Damen, hast du da einigen Guten Tag sagen können?“

„Jürgen, das war wie daheim auch. Ernüchternd würde mir die Realität vor Augen geführt, die Zeit war nicht stehen geblieben. Ich hatte gehofft, Elisabeth, die Cousine von Mariechen, wieder zu sehen. Sie war damals mein heimlicher Schwarm, ich bin aber überzeugt, dass sie es gar nicht bemerkt hatte. Auch sie war wie alle anderen verheiratet und wohnte nicht mehr in Elsheim. Ich sah mehr fremde als bekannte Gesichter und die heimgekehrten Kriegsteilnehmer ebenso wie die Heimatvertriebenen kümmerten sich doch nicht um einen während des Krieges im Dorf einquartierten ehemaligen Soldaten. Unverändert aber war das Verhältnis zu Mama und Papa Bernhart. Sie umsorgten und verwöhnten mich genauso wie früher. Als ich mich nach ein paar Tagen wieder auf den Heimweg machte, wollten sie auf keinen Fall, dass ich die ganzen hundertsechzig Kilometer mit dem Fahrrad abstrampeln würde. Papa Bernhart drückte mir von seinem Kopfgeld zehn Deutsche Mark in die Hand, damit ich unterwegs in den Zug einsteigen könnte. Jürgen, du musst dir vorstellen, er gab mir ein Viertel seiner Barschaft, die er drei Wochen vorher bei

der Währungsreform erhalten hatte. War das nicht rührend? Ich hatte mir dann auch vorgenommen, in Eberbach in den Zug zu steigen, Auf dem Heimweg ging es ja immer flussaufwärts, am Rhein und am Neckar. Vor Eberbach stieg ich vom Rad, um das herrliche Vesperbrot zu essen, das mir Bernharts mitgegeben hatten. Kaum hatte ich die ersten Bissen verschlungen, als der Zug, mit dem ich fahren wollte, an mir vorbei rauschte. Also strampelte ich weiter, am härtesten waren die letzten zehn Kilometer, da ist die Steigung ja am größten. Meine ersten nicht ausgegebenen zehn Deutsche Mark hatte ich mir mühsam verdient!

Am nächsten Tag begann dann ein neuer Lebensabschnitt, jetzt hieß es nicht mehr wie in der Kriegsgefangenschaft, *abwarten und Tee trinken*, wie man so sagt. Jetzt musste ich versuchen, mein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, was nicht immer einfach war und verbunden mit vielen herben Enttäuschungen.“

„Wann hast du dann deine Lehre als Elektroinstallateur begonnen?“

„Im Februar 1949.“

„Warum nicht früher, da warst du doch schon über ein halbes Jahr daheim?“

„Jürgen, ich habe alle Elektrobetriebe im Umkreis abgeklappert. Überall erhielt ich Absagen. Gleich nach der Währungsreform haben sowieso die Handwerker mit der Einstellung von Lehrlingen gezögert. Und einen so alten Lehrling wollte erst recht niemand einstellen, Nach jeder Absage fuhr ich deprimierter nach Hause. Einer der Unverschämtesten war der damalige Obermeister. Ich fragte ihn, ob er nicht den Sohn eines früheren zur Zeit noch vermissten Kollegen in Ausbildung nehmen würde. Grinsend gab er mir zur Antwort, er ziehe doch keine künftige Konkurrenz groß. Tante Marie fuhr sogar nach Buchen zum früheren Obermeister, sie war einmal Kunde bei ihm, als sie in Buchen wohnte. Auch sie erreichte nichts.

Irgendwann kam mir dann der Gedanken, halt doch die Schulausbildung abzuschließen. Mitschüler vom Gymnasium, die das Glück hatten, schon 1945 heimzukommen, machten im Herbst 1947 das Abitur in Eberbach, dort wurde der Unterrichtsbetrieb 1946 früher als in Mosbach wieder aufgenommen. Nach anderthalb Jahren konnten sie noch in der Reichsmarkzeit mit dem Studium beginnen.

Als ich 1938 in die Höhere Schule wechselte, war die Oberprima schon abgeschafft, das Abitur konnte nach acht Jahren abgelegt werden. - Im `Dritten Reich` war die Bezeichnung Oberschule für Jungen und die Schule trug den stolzen Namen *Ritter Götz von Berlichingen Schule* Während des Krieges gab es dann das so genannte Notabitur. Mit Abschluss der siebten Klasse wurde bei Vorlage des Einberufungsbefehls zu Wehrmacht das Reifezeugnis erteilt. In den letzten Kriegsjahren wurden die Schüler schon nach der sechsten Klasse eingezogen. Man bekam den Vorsestervermerk, der besagte, dass Kriegsteilnehmer, die vor Ablegung der Reifeprüfung einberufen wurden, zur Ablegung der Reifeprüfung auf einem Sonderlehrgang berechtigt sind. (Runderlaß des Reichsministeriums für Wissenschaft Nr. E III a 400 / 41 W vom 22.2.1941)

Nach dem Krieg wurde die Oberprima als neuntes Schuljahr sofort wieder eingeführt. Der Name der Schule war angeblich auch nicht mehr tragbar und wurde geändert in: Nikolaus-Kistner-Gymnasium.

Ich hoffte aufgrund des Vorsestervermerks trotzdem auf eine zeitliche Vergünstigung, als ich bei der Schulleitung vorsprach. Aber ich erhielt die Auskunft, dieses Papier hätte keine Gültigkeit mehr, ich solle getrost die drei Jahre abdienen und froh sein, dass ich nach der langen Schulunterbrechung keine Aufnahmeprüfung ablegen müsse. So wurde auf Spätheimkehrer Rücksicht genommen. Den Schulbesuch konnte ich nun in den Kamin schreiben. Wie sollte ich mittellos und ohne Geld noch drei Jahre die Schulbank drücken.

Als ich diese Enttäuschung verkraftet hatte, griff ich nach einem neuen Strohhalm. Ich wollte nichts unversucht lassen und sprach bei der Schulbehörde vor, ob die Möglichkeit bestünde, aufgrund des Vorsemestervermerks für eine Ausbildung zum Lehrberuf zugelassen zu werden. Auf diese scheinbar vermessene Frage erhielt ich als Antwort, wir Hitlerbuben sollten erst ein anständiges Abitur machen. Da platzte mir im Moment der Kragen, aber ich beherrschte mich und dachte, diesem Spießler muss die richtige Retourkutsche verpasst werden, ich hatte ja nichts mehr zu verlieren. Ich fragte den Herrn, wie viele Jahre er schon im Schuldienst sei. Das ginge mich zwar nichts an, meinte er, aber er habe nichts zu verbergen. Als er mir sein Dienstalger nannte, sagte ich ihm frech grinsend, da hätte er ja auch mitgeholfen, uns zu Hitlerbuben zu machen. Mit strammer Kehrtwendung verließ ich ohne zu grüßen das Amtszimmer.“

„Warst du überzeugt, dass du mit deiner Anschuldigung den Richtigen getroffen hattest?“

„Glaube ich schon, Jürgen. Ich habe in der kurzen Zeit, in der ich wieder daheim war, so viele `wundersame Wandlungen` gehört und gesehen, dass ich mit den Ohren geschlackert habe. Ich habe das Verhalten dieser Wetterfahnen im `Tausendjährigen Reich` gesehen, jetzt wollte man das alles nicht mehr wahrhaben und erfand die unmöglichsten Ausreden. Ich fing an, die Anbiederungsversuche dieser Wetterfahnen auf derselben Ebene einzustufen, wie mein Onkel die Märzenveilchen von 1933 eingestuft hatte. Gerade diese Kategorie der Deutschen brachte und bringt es auch heute noch fertig, dass die jüngeren Generationen ihre Eltern und Großeltern nicht mehr ernst nehmen, sie nicht verstehen kann und für politische Trottel hält. Unsere Medien sind an dieser Entwicklung nicht schuldlos.

Georges B. Clemenceau soll einmal gesagt haben: *Die Deutschen kennen keine Mittellinie. In guten Zeiten verherrlichen sie ihre Ideale bis zur Selbstaufopferung, nach der Niederlage beschmutzen sie ihr eigenes Nest, nur um uns zu gefallen.* Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg traf dieser Ausspruch in steigendem Maß zu:

Ich spreche aber auch meine und die ältere Generation nicht frei. Warum schwieg man, wo es angebracht gewesen wäre, zu sagen wie es tatsächlich war. Wir ließen uns in der Nachkriegszeit zu viel gefallen, wir waren still und haben geschuftet, aber wir haben auch dann gekuscht, wenn die Vorwürfe unberechtigt waren. Werden den Ostberlinern Vorwürfe gemacht, weil sie nicht eingriffen, als an der Mauer auf Menschen geschossen wurde? Aber unseren Eltern wirft man vor, sie hätten zugelassen, was zum Beispiel in der Kristallnacht geschehen war. In der DDR und im ´Dritten Reich´ war die Staatsmacht so rücksichtslos, dass die Bürger aus Angst wegschauten..

Ich komme zurück zu deiner Frage, ob ich den Richtigen getroffen habe. Ich kannte und kenne Leute, die aus ihrer Abneigung zum Nationalsozialismus keinen Hehl machten und auch darunter zu leiden hatten. Es wäre ihnen aber nie eingefallen, uns, die damalige Jugend, dafür verantwortlich zu machen. Ein Beispiel: Wir bekamen 1942 einen alten Lehrer, der wegen seiner politischen Haltung aus dem Schuldienst entlassen worden war und wieder geholt wurde, als viele Lehrer Soldat werden mussten. Ich lief damals, weil ich einen Kopf größer war als meine Mitschüler, in leicht gebückter Haltung durch die Gegend. Im Treppenhaus erhielt ich plötzlich mit flacher Hand einen Schlag auf den Rücken, der mir die Luft nahm. Ich drehte mich um, der alte Rüdinger stand hinter mir. *-Wenn einem der Herrgott eine gerade Figur geschenkt hat, dann läuft man nicht mit einem Buckel durch die Gegend.-* Ich habe seinen zwar nicht zärtlichen, aber herzlichen Hinweis bis heute beachtet.

.Nach dem Krieg wurde er als Schulleiter .eingesetzt. Wie kein anderer hat er sich bemüht, seinen aus dem Kriegsdienst entlassenen Schülern zu helfen, wenigstens einen Teil der verlorenen Zeit. einzuholen Ihm wäre so ein Ausspruch nie über die Lippen gekommen,

für ihn gab es keine 'Hitlerbuben', aber missbrauchte junge Menschen, denen er zur Seite stand. Er war der Schulleiter, der meinen früheren Schulkameraden verholpen hat, ihr Abitur nach anderthalb Jahren abzulegen. Vor solchen Männern ziehe ich auch heute noch den Hut.

In dem halben Jahr nach meiner Rückkehr war ich natürlich nicht Tag für Tag auf Lehrstellensuche, nutzte jede Gelegenheit, ein paar Groschen oder zumindest ein Essen zu verdienen. Ich half meinem Onkel bei der Ernte und beim Dreschen, war mir auch nicht zu schade, bei alten Leuten für fünf Mark die Abortgrube zu leeren. Oft half ich auch dem Schlosser Walter. Er war ein tüchtiger Handwerker, ich habe manches bei ihm gelernt. Er reparierte Waagen, angefangen von der kleinen Tellerwaage bis zu den gemeindeeigenen Vieh- und Fuhrwerkswaagen. Es war sein eigentlicher Beruf. Eine große Fuhrwerkswaage zu überholen und zur Eichung vorzubereiten, dauerte etliche Tage. Sein erster großer Auftrag nach der Währungsreform war die Fuhrwerkswaage in Mudau. Von Tante Marie borgte ich mir wieder das Fahrrad, um sechs Uhr in der Frühe strampelten wir in den Odenwald, den Rucksack mit Werkzeug auf dem Rücken. Mittags verzehrten wir die Brote, die uns seine Frau mitgegeben hatte und radelten am späten Abend hundemüde heimwärts. Als die Waage geeicht war, konnte sich Karl (wir hatten wie erwähnt die gleichen Vor- und Zunamen) seinen ersten Verdienst in neuer Währung auf dem Rathaus abholen. Vor dem Heimweg drückte er mir einen nagelneuen Zwanzigmarkschein in die Hand. Das war mein erstes verdientes Geld. Ich werde auch die Brotzeit mit der Hausmacherwurst nie vergessen, als wir auf einem Hofgut die Viehwaage instand setzten. So ein Vesper konnten Oma und ich uns nicht leisten.

Als es dann auf Weihnachten zu ging und ich immer noch keine Aussicht auf eine Lehrstelle hatte, war meine Stimmung auf einem Tiefpunkt angelangt. So langsam, dachte ich, bleibt mir keine andere Wahl als wieder als Bauernknecht in Frankreich zu arbeiten. Hinzu kam, dass mir die ganze Verwandtschaft mit Ausnahme der Tante Marie in den Ohren lag wegen Maria, meiner Freundin. Unsere Gesangbücher passen nicht, wie man sich damals ausdrückte, Maria war katholisch. Außerdem war sie sieben Jahre älter als ich, aber sie war ein feiner Mensch. Wir waren ehrlich zu einander und wussten, dass wir nicht heiraten werden. Aber im Augenblick waren sowohl sie als auch ich allein und wir freuten uns über jede gemeinsam verbrachte Stunde, nur trauten wir uns nicht, Hand in Hand durchs Dorf zu gehen wegen der Meckerei der Verwandten beider Seiten.“

„Vater, verrate mir endlich, wie und wann du dann eine Lehrstelle gefunden hast!“

„Das Wunder geschah im Januar 1949. Adolf Kälber kam zu mir, er war damals Buchhalter in einer Elektrogroßhandlung, und sagte mir, er habe meine Misere immer im Auge behalten und bei einem Geschäftsfreund ein Wort für mich eingelegt. Ich solle mich sofort bei der Firma Reinig in Eberbach vorstellen. Die Aussichten seien gut, wenn das Arbeitsamt keinen Strich durch die Rechnung macht, denn der Antritt von Lehrstellen außerhalb des Arbeitsamtsbezirkes bedurfte der Genehmigung durch das Amt.

Ich fuhr am nächsten Tag mit dem Zug nach Eberbach. Im Ladengeschäft stand eine freundliche, hübsche Frau hinter der Theke, ich stellte mich vor und fragte nach dem Elektromeister Reinig. Ich hätte Glück, meinte die Dame, er sei oben im Büro. Sei erklärte mir den Weg dorthin. Mit Herzklopfen stieg ich die zwei Treppen hoch und klopfte an. Im Büro fragte mich der Mann hinterm Schreibtisch, ob Herr Kälber mich geschickt hätte. Ich bejahte und mein zukünftiger Meister, das war der Mann hinterm Schreibtisch, fragte mich, wann ich anfangen wolle. Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, aber das geziemt einem künftigen Lehrling nicht. Morgen - stieß ich hervor. Der Meister lachte und meinte, so schnell würden die Preußen nicht schießen, aber am ersten Februar könne ich anfangen. Bis dahin hätte er sich erkundigt, wann ich Unterricht an der Eberbacher Berufsschule hätte. Ich

sollte mir gleich eine Monatsfahrkarte besorgen und mich nach den Fahrzeiten erkundigen. Alsdann bis zum Februar, auf Wiedersehen. Die Bahnhofstraße in Eberbach schien mir schöner, die Leute freundlicher geworden zu sein, als ich aus dem Laden trat“.

26. Lehrling

„Vater, wie war dann der erste Arbeitstag in deinem neuen Lebensabschnitt?“

„Am ersten Februar 1949 weckte mich meine Großmutter um halb fünf Uhr in der Frühe. Ich fuhr mit dem Frühzug kurz nach fünf Uhr. In Eberbach setzte ich mich bis sieben Uhr in den Wartsaal, dann machte ich mich auf den Weg zum Ausbildungsbetrieb, stand dort aber noch vor verschlossenen Türen. Nach fünf Minuten hörte ich Schritte, die Türe wurde aufgeschlossen, der Meister erblickte mich und fragte, wann ich daheim weggefahren sei. Aufgrund meiner Antwort wollte er wissen, warum ich nicht mit einem späteren Zug gefahren wäre. Dann wäre ich zu spät gekommen, antwortete ich ihm, denn der nächste Zug käme erst fünf Minuten nach halb acht in Eberbach an. Er sagte, zum Bahnhof sind es fünf Minuten, wegen zehn Minuten, die ich später käme wie die anderen, bräuchte ich nicht mitten in der Nacht aufstehen, ich solle den zweiten Zug nehmen. In der Werkstatt zeigte er mir meinen Spind und erklärte mir, ich ginge mit Helmut zur Baustelle. Ich war gespannt auf den Helmut, ich kannte ja niemand von der Belegschaft.

Es dauerte nicht lange, bis sie nacheinander eintrudelten, die sechs Mitarbeiter der Firma, lauter junge Leute, nach meiner Schätzung war keiner älter als ich. Ich war dabei, den mir zugewiesenen Spind `auszumisten`, es war kurz vor halb acht, als mein Spindnachbar seine Tasche einräumte. Ihn fragte ich, wer der Helmut sei. Er deutete auf einen untersetzten Mann, der gerade seine Motorradhose auszog. *„Ich soll mit ihnen gehen“* wandte ich mich an Helmut. *„Aha, du bist der neue Stift. Das SIE kannst du dir sparen, ich bin der Helmut, und du?“* Ich nannte ihm meinen Vornamen und er gab mir zu verstehen, ich solle auf ihn warten, Ernst würde ihm im Laden noch Material geben, das wir mitnehmen müssten. Ich fragte ihn noch nach dem Abfalleimer, um die Hinterlassenschaft meines Spindvorgängers zu beseitigen. Zwischenzeitlich trippelte ein kleiner, alter Mann herein und machte sich am Schraubstock zu schaffen. Ich dachte, es sei ein Nachbar, der in der Werkstatt etwas basteln wolle. Auf dem Weg zum Abfalleimer musste ich an dem alten Mann vorbei. Ich wollte keinesfalls als unhöflich gelten, blieb stehen, wünschte Guten Morgen und fragte, was er Schönes bastle. Ich hatte noch nicht recht ausgedet, als mich jemand von hinten packte und zurückzog. Ich drehte mich überrascht um, mein vermeintlicher Angreifer raunte mir im Eberbacher Hochdeutsch ins Ohr: *Halds Maul, des isch de Aald.* Ich befolgte die Warnung, konnte aber nichts mit ihr anfangen, leerte den Abfall aus und fuhr fort, meinen Spind zu reinigen. Ich erschrak, als der alte Mann mich mit dem Finger anstieß. Ich richtete mich auf, er sah mich, über den Brillenrand blickend, von unten herauf an: *Endlich e mohl eener, der sein Spind sauwer mehd, bevor er seinen Kram reinhängt!* Das waren die ersten an mich gerichteten Worte des alten Meisters. War das nun ein Komplement? Ich war verlegen und froh, als ich mit Helmut die Werkstatt verlassen konnte. Helmut hatte mir die Bockleiter und den Gipseimer in die Hand gedrückt.

Der erste Arbeitstag war nicht überwältigend, meine Arbeit bestand aus Handlangerdiensten und Gips anmachen, die Montage der Zählertafel habe ich mir gut eingeprägt. Zum Mittagessen gingen wir zurück in die Werkstatt. Zwei Arbeitskollegen

holten ihre Essenskanne, in einem Wasserbad wurde ihr Essen gewärmt. Sie unterrichteten mich, der alte Meister würde jeden Morgen Feuer machen, damit das mitgebrachte Essen im Wasserbad warm gemacht werden konnte. Ich beschloss, künftig auch mein Mittagessen in einer Essenskanne mitzubringen.

In der Mittagspause ließ ich mich über die personelle Zusammensetzung meines Lehrbetriebs aufklären. Mein Lehrmeister hieß mit Vornamen Ernst und war der Chef der Elektroabteilung. Er war Elektroinstallateur-Meister und wurde mit `Meeschder` (Meister) angesprochen. In seiner Abwesenheit wurde nur vom `Ernschd` gesprochen. Sein Bruder hieß Ludwig, hatte die Meisterprüfung als Heizungsbauer abgelegt und leitete die Sparte Heizung, in seiner Abwesenheit war nur vom `Lui` die Rede. Der Vater der beiden war Spengler- und Installateurmeister, im Rentenalter und schwerhörig, hieß mit Vornamen Friedrich, wurde aber, wenn er nicht dabei war, `de Aald` (der Alte) genannt. Der Vater leitete den Betrieb, zumindest dem Papier nach.

Während der Mittagspause lernte ich auch den Gesellen näher kennen, der mich morgens vom Alten weggezogen hat. Er hieß Erhard, Erle genannt, war Spengler und Installateur und arbeitete unter der Regie vom `Alten`. Erhard meinte, ich hätte Glück gehabt, dass `de Aald` so schlecht hört. Wenn er verstanden hätte, als ich fragte, was er bastelt, wäre er bestimmt auf mich losgegangen. So alt und klein wie der sei, so giftig könne er auch sein. Er selbst hätte noch als Zwanzigjähriger eine Ohrfeige vom Alten bekommen.“

„Sage bloß, die Lehrmeister hätten damals die Stifte noch geschlagen!“

„Es kann sein, dass der eine oder andere noch eine Ohrfeige bekam, in meinem Lehrbetrieb habe ich das aber nicht erlebt. Ich wurde immer korrekt behandelt und muss hervorheben, dass ich allen drei Meistern zu Dank verpflichtet bin für die große Unterstützung, die sie mir später zuteilwerden ließen. Vor allem meinem eigentlichen Meister Ernst werde ich so lange ich lebe Hochachtung und Dankbarkeit zollen.“

Nach Feierabend wurde ich zu Ernst ins Büro gerufen. Er sagte mir, dass er mich in der Berufsschule in Eberbach angemeldet hat und nannte mir den Unterrichtstag. Beim Arbeitsamt hätte er noch keine Genehmigung beantragt, er wolle keine `schlafenden Hunde` wecken. Den Lehrvertrag werde er bei nächster Gelegenheit vorbereiten, wenn vom Arbeitsamt Heidelberg kein Einwand kommt, weil ich meinen Wohnsitz außerhalb des Amtsbereiches habe. Dann gab er mir noch ein Notizbuch, in dem ich jeden Tag Ort und Dauer meiner Tätigkeit eintragen musste. Jeden Samstag werden die Stundenbücher von ihm eingezogen. Der Meister unterschrieb auch das Antragsformular für den Kauf der Schülermonatsfahrkarten. Ich verabschiedete mich und trottete zum Bahnhof, um Viertel vor sechs ging mein Zug, um Viertel nach sieben war ich daheim.“

„Kamst du nie früher heim?“

„Nein, höchstens ab und zu später, und zwar dann, wenn wir außerhalb von Eberbach gearbeitet haben. In der Regel war bei uns pünktlich um fünf Uhr Feierabend.“

Am nächsten Tag durfte ich dann eine Stunde länger schlafen. In der Werkstatt traf ich nur den alten Meister vor. Er ging auf mich zu: *„Ihr geht heute ins Cafe Faller!“* drehte sich um und arbeitete weiter. Ich dachte, da bin ich gespannt, wem ich heute zugeteilt werde und wartete. Nach fünf Minuten kam der Alte wieder auf mich zu, schaute streng über den Brillenrand und wiederholte in gehobener Lautstärke: *„Ihr geht ins Cafe Faller!“* Ich hatte keinen Mut zu sagen, ich würde ja gerne gehen, wenn der andere da wäre, mit dem ich gehen soll. Ich stand wie auf Kohlen. Plötzlich rannte er auf mich zu und brüllte: *„Wie lang wollt ihr denn noch da rum stehen?“* Da fiel bei mir der Groschen, der Alte duzt mich nicht, der spricht mich mit ihr an. Eilends verließ ich die Werkstatt und fragte mich auf der Straße zum Cafe Faller durch. Dort wartete dann das zweite Malheur auf mich. Das Erdgeschoß

stand leer, auf mein Rufen kam keine Antwort. Plötzlich hörte ich ein Klopfen, das von unten kam. Ich suchte den Kellerabgang, den ich dann auch fand und ging dem Klopfen nach. Meister Ludwig sah mich kommen. *Na endlich* war seine Begrüßung. Er drückte mir ein Werkzeug in die Hand, das ich noch nie gesehen hatte, ein Krempeleisen. De Lui erklärte mir, ich muss die Rohrwand aufkrempeeln, wenn er mit dem Schweißbrenner das Heizungsrohr erhitzt und ein kleines Loch ausgebrannt hätte. Dann muss die Öffnung mit dem Krempeleisen aufgekrempeelt werden. Mir war nicht wohl in meiner Haut, ich hatte so etwas noch nicht gemacht. Der Lui zündete den Brenner an und erhitzte das Heizungsrohr. Nach kurzer Zeit entstand ein kleines Loch und Lui befahl mir, die rot glühende Rohrwand aufzukrempeeln. Ich drückte und hebelte mit aller Kraft und dann war es geschehen: Das Krempeleisen rutschte aus und landete an des Meisters Stirn, und zwar auf der hochgeschobenen Schweißbrille. Das eine Brillenglas splitterte, der Meister hatte eine stark blutende Schnittwunde. Ich wäre vor Schreck und Scham am liebsten im Boden versunken. Verzweifelt dachte ich, jetzt hätte ich auch mal eine Lehrstelle gehabt.

Lui`s Kommentar: *Sie sinn jo weiß wie de Tod vor Schreck, so etwas kann doch passieren!* Ich musste in der Apotheke Pflaster kaufen, dann wurde die Arbeit fortgesetzt. Als ich meinen Schreck verdaut hatte, fiel mir ein, dass der Lui SIE zu mir gesagt hat. Verwundert stellte ich fest, von meinen drei Meistern spricht mich jeder in einer anderen Form an: Der Ernst sagt DU, der Ludwig SIE und der Alte IHR.“

„Wieso sprach dein alter Meister in der zweiten Pluralform mit dir?“

„Ich nehme an, er tat es aus Höflichkeit. In der Kleinstadt Eberbach war früher das IHR genauso gebräuchlich wie bei uns auf dem Dorf. Ich war zwar Lehrling, aber älter als jeder Geselle.“

„Ist dir nochmals so ein Missgeschick passiert wie am zweiten Tag deiner Lehre?“

„Zum Glück ist mir nie wieder ein Krempeleisen ausgerutscht, ich wurde aber auch nicht zu oft den Heizungsbauern zugeteilt. Wenn allerdings Heizkessel der Stöbelwerke und Gussradiatoren auf einer Baustelle angeliefert wurden, wurde ich dazubeordert. Einmal hörte ich, wie der Lui zu seinem Bruder sagte, er benötige am nächsten Tag den Karl, der kann `schläfe` (schleifen, schwere Lasten tragen)“

„Du hast doch dann auch Berufsschulunterricht gehabt. Wie hast du dich gefühlt, als du wieder die Schulbank drücken musstest?“

„Gut, sogar sehr gut, der Berufsschultag kristallisierte sich als schönster Werktag der Woche heraus. In Eberbach gab es damals schon eine Fachklasse, weil BBC viele Lehrlinge ausbildete. Die Zusammensetzung der Klasse war altersmäßig sehr unterschiedlich, die Spanne reichte von jungen Flüchtlingsbuben, denen wegen der Vertreibung gar manche Schulstunde fehlte, bis hin zu den ehemaligen Kriegsteilnehmern. Der Älteste war im Krieg Oberleutnant. An den Namen unseres Lehrers für die fachspezifischen Fächer erinnere ich, weil ich große Achtung vor ihm hatte und habe. Er hieß Beck, war ein sehr guter und stets hilfsbereiter Lehrer, der für uns Kriegsteilnehmer und Spätheimkehrer volles Verständnis hatte im Gegensatz zu manch anderen Zeitgenossen. Er war Schulleiter und unser Klassenlehrer, er unterstützte uns wo er nur konnte. Zu denen, die kein Verständnis für Spätheimkehrer aufbrachten, gehörte zum Beispiel der damalige Heidelberger Obermeister. Als ich bei ihm wegen Verkürzung meiner Lehrzeit vorsprach, gab er mir zur Antwort, ich hätte doch Glück gehabt, ich hätte ja überlebt, viele andere seien gefallen. Er sähe keinen Grund für eine Verkürzung der Lehrzeit.

In vier Wochen hatte ich den bisher behandelten Lehrstoff des ersten Schuljahres nachgeholt und durfte noch vor Ostern in die zweite Klasse überwechseln. Auch die bis dahin unterwiesenen Aufzeichnungen und Übungen der zweiten Klasse habe ich nachgeschrieben

und wurde zum Schuljahresende im Sommer 1949 in die dritte Klasse versetzt, die ich dann ganzjährig besuchte. Der Schulleiter und Klassenlehrer Beck konnte mich somit zwangsläufig zur Herbstgesellenprüfung 1950 anmelden. Dank Initiative des Schulleiters und meines Meisters wurde ich auch zugelassen.“

„Habt ihr damals nur Unterricht in Fächern gehabt, die sich auf den Beruf des Elektrikers bezogen?

„Nein, wir hatten auch Unterricht in allgemein bildenden Fächern. Mit diesem Lehrer hatte ich nach ein paar Stunden einen riesigen Krach!“

„Und weshalb?“

„In Gemeinschaftskunde habe ich weder zugehört noch mitgearbeitet, weil ich eine Abneigung gegen diese Themen hatte. Denn alles, was uns früher auf diesem Gebiet eingetrichtert wurde, hatte sich als falsch erwiesen und wir wurden dafür bestraft. Ich fand es weitaus sinnvoller, statt zuzuhören einen Teil der mir fehlenden Fachkundaufzeichnungen aus der Zeit vor meinem Eintritt in die Klasse nachzuschreiben. Nach der Währungsreform gab es die herrlichen Fachbücher, wie man sie heute hat, noch nicht. Die ganze Fachkunde wurde diktiert. Das einzige Buch, das wir damals kaufen konnten, war `Der Friedrich`, ein Tabellenbuch. Zunächst glaubte der Lehrer, ich würde seine Ausführungen mitschreiben, aber dann wurde er neugierig und schaute mir über die Schulter. Er bemerkte, dass ich ihm gar nicht zuhörte und brüllte los, es finge schon wieder an mit dem `Kopf in den Sand stecken`. Wir seien doch diejenigen, die es besser machen müssten und so weiter und so fort. Da stieg auch mir der Kamm, ich stand auf und fuhr in nicht gerade friedlich an, wieso er uns, die Jüngeren, beschuldige. Zurzeit wäre seine Generation an der Reihe. Und die hätte uns schon einmal eingepaukt, zwei mal zwei sei fünf und weil wir das glaubten, wurden wir dafür geschlagen, er solle mich gefälligst in Ruhe lassen. Der arme Kerl würde blütenweiß, holte tief Luft und meinte zynisch, er werde mich nicht mehr belästigen. Einige Zeit war ich `Luft` für ihn. Wenige Wochen später mussten wir in Deutsch bei ihm als Klassenarbeit einen Aufsatz schreiben mit der Überschrift: *Mein Beruf, idealistisch oder materialistisch gesehen*. Ich dachte mir, was können die heimatvertriebenen Klassenkameraden, die wegen ihres traurigen Loses viel zu wenig Unterricht hatten, so ein Thema behandeln. Ich aber schrieb mir von der Seele. Als Einleitung führte ich an, ein berühmter Deutscher hätte gesagt, eine Jugend ohne Ideale sei keine Jugend. Dann schilderte ich, wie man uns verwerfliche Ideale eingetrichtert und dann wegen diesen Idealen bestraft hat. Wenn der erhoffte Berufsweg schicksalhaft verbaut wird und man einen Handwerksberuf erlernt, um über die Runden zu kommen, existieren nur noch materialistische Gründe. Wenn noch ein Fünkchen Idealismus bei der gezwungenen Berufswahl dabei ist, dann nur, weil mein im Krieg gebliebener Vater diesen Beruf hatte. Eine Woche darauf erhielten wir die korrigierte Arbeit zurück. Der Lehrer brachte mir die Arbeit eigenhändig, deutete auf die Note und sagte nur: Gratuliere! Von da an war das Kriegsbeil begraben!“

„Wie viel Lohn hast du als Stift bekommen?“

„Am Anfang vierundzwanzig Mark im Monat.“

„So wenig?“

„Was heißt so wenig? Das war damals der übliche Satz für das erste Lehrjahr. Selbstverständlich war es für mich verdammt wenig, zumal die Schülermonatskarte nach Eberbach fünfzehn Mark gekostet hat. Während meiner Lehrzeit war `Schmalhans` oft Küchenmeister. Fleisch und Wurst konnten wir, Oma und ich, uns selten leisten. Sehr oft hat mir meine Großmutter `Saure Kartoffeln` mitgegeben. Im Sommer war dieses Gericht bis zum Mittagessen häufig so sauer, dass ich es in den Abfalleimer schüttete. Wenn ich dann

mit knurrendem Magen zusah, wie Helmut ein Riesenstück Hausmacherwurst auspackte, stand ich auf und ging vor die Türe. Apropos Wurst - da fällt mir ein, dass ich einmal zu einem aggressiven Metzger geschickt wurde. Das muss ich dir erzählen, erinnere mich daran.“

„Mache ich, aber sage mir vorher, wie viel Geld du im zweiten Lehrjahr bekamst?“

„Ich durfte, wie ich schon erwähnt habe, in der Gewerbeschule nach kurzer Zeit in die zweite Klasse überwechseln. Die Folge, ich hatte an einem anderen Wochentag Schule, das musste ich natürlich meinem Meister sagen. Lächelnd meinte er, ich würde ein gewaltiges Tempo vorlegen, aber wenn ich schon im zweiten Jahr sei, musste ich auch den Lohn vom zweiten Jahr bekommen. Beim nächsten Zahltag hatte ich vierzig Mark in der Lohntüte.“

„Das war aber nobel von deinem Chef“

„War es, ich habe mich auch gefreut und war mächtig stolz darauf. Aber die Firma kam dabei auch nicht zu kurz. Ich habe bald kleinere Aufträge allein ausgeführt, der Kunde hatte bestimmt nicht bemerkt, dass ich noch Lehrling war, der Betrieb konnte also Gesellenstunden in Rechnung stellen. Ich habe immer gearbeitet, als wäre es für mich selber. Ein Beispiel: In Kleingemünd installierten wir einen Neubau, die Rohbauinstallation und das Einziehen der Drähte machten Helmut und ich zusammen, für die Fertiginstallation vor dem Bezug des Hauses schickte mich Ernst allein. Er gab mir einen Lampenkatalog mit, damit die Bauherrin Lampen aussuchen könne. Aber ich könne mit der Frau, einer Kriegerwitwe, auch mit der Straßenbahn zum Großhändler nach Heidelberg fahren und die Lampen gleich mitnehmen und aufhängen. Im Stillen dachte ich mir, das sei eine Generalprobe für mich für die künftige Selbständigkeit. Die Generalprobe hatte geklappt. Der alte Meister fragte mich vierzehn Tage später, was ich mit der Frau gemacht hätte und fixierte mich dabei von unten über den Brillenrand an, was normalerweise ein Alarmzeichen war. Ich war mir keiner Schuld bewusst und schaute ihn verdutzt an. Da lachte er übers ganze Gesicht und sagte, sie hätte mich über den grünen Klee gelobt: *Wisst ihr, was sie über euch gesagt hat? So ein Mann wäre ein Aushängeschild für eine Firma. Bei der habt ihr einen Stein im Brett!* Er erwartete keine Antwort von mir, ließ mich einfach stehen und trippelte davon. Aber mir tat es gut.“

„Und die Geschichte mit dem aggressiven Metzger, wie war die?“

„Ganz recht, die bin ich dir noch schuldig. Ich betrat morgens die Werkstatt, da stand der Ernst vor mir, er hatte auf mich gewartet. Im Moment hätte der Metzger, der gerade um die Ecke seinen Laden hat, angerufen, sein Aufzug ginge nicht mehr und er sei am Schlachten. Also stapfte ich mit meiner Werkzeugtasche zum Metzger. Ich hatte das Schlachthaus noch nicht recht betreten, da wurde ich schon angekotzt. Es sei höchste Zeit, die Bockleiter hätte er schon bereitgestellt, ich solle mich beeilen, das herausgerissene Kabel wieder anzuschließen. Aber ich solle mir merken, wenn ich verkehrt anschließe, verreckt der Kram, dann kriege ich sein Messer zu spüren. Zur Erklärung, es war die Steuerleitung für den Kettenaufzug, die herausgerissen war und der Aufzug war in der oberen Endstellung. Die Adern waren nicht gekennzeichnet. Es gab also zwei Möglichkeiten, er läuft abwärts oder es kracht, weil etwas zerreißt. Als ich auf der Leiter stand, waren meine Schuhe in Höhe seines Kopfes. Mein Trost, falls ich Pech habe und sehe, dass er sein Messer zieht, verspürt er meinen Schuh, bevor er zustechen kann. Ich hatte Glück, der Aufzug senkte sich. - Warte einen Moment, rief er mir zu und rannte davon. Mit einem großen Ring Fleischwurst kam er zurück und gab ihn mir. Er trug mir auf, dem Ernst zu sagen, künftig solle er nur noch mich zu ihm schicken

Das Geschwätz des Metzgers war mir schnuppe, ich habe meinem Meister auch nichts ausgerichtet. Aber ich habe mich riesig gefreut, auch einmal ein großes Stück Wurst vespere zu können!“

„Vater, hast du Hunger, sollen wir nach einem Lokal Ausschau halten, wo wir Mittagessen können?“

„Ich habe noch keinen Hunger, wir haben ja so gut gefrühstückt, und Du?“

„Ich auch nicht, trinken wir später einen Kaffee. Und jetzt erzählst du weiter, zu Hause kommt die Gelegenheit nicht so schnell wieder. Konntest du dann im Herbst 1950 schon deine Gesellenprüfung machen?“

„Ja, konnte ich. Mein Meister hatte mich Wochen vorher gefragt, ob ich es mir schon zutraue. Er warnte mich, die Prüfung sei schwer. Mir sei doch sicher bekannt, dass der Günter vor einem Jahr durchgefallen war und der Lehrling vor ihm hätte trotz Abitur nur eine Vier geschafft. Der Meister war auch der Meinung, ich solle das letzte Halbjahr in Heidelberg in die Gewerbeschule gehen, da wäre die Vorbereitung zur Prüfung besser als in Eberbach. Unser Lehrer Beck war entrüstet, als ich ihn davon unterrichtete und fragte mich, ob ich von ihm und seinem Unterricht so wenig halten würde. Als ich ihm beteuerte, es sei keinesfalls mein Wunsch, die Schule zu wechseln, hatte er sich beruhigt und meinte, ich sollte mir wegen der Prüfung ja keine Angst einflößen lassen.

Trotzdem hatte ich Bammel, als ich am Prüfungstag die Heidelberger Gewerbeschule betrat. Zuerst war Fachrechnen dran, wer während diesem Prüfungsfach zur mündlichen Prüfung gerufen wurde, konnte eine Aufgabe weglassen. Ich schaute beim ersten, der zur mündlichen musste, auf die Uhr und erschrak, als er erst nach vierzig Minuten zurückkam. Als Dritter betrat ich den Raum, in dem mündlich geprüft wurde. Beim Eintraten sah ich, wie der Ältere der Beiden die flache Hand ans Ohr hielt, um besser hören zu können. Aha, dachte ich, auch ein Schwerhöriger wie der alte Reinig und meine Großmutter. Ich trat vor den Tisch, an dem die Prüfer saßen, nahm Haltung an und sagte meinen Namen laut und deutlich wie auf dem Kasernenhof. Die Reaktion des Alten: Endlich einer, den er versteht! Nach acht Minuten durfte ich gehen. Jetzt kann nichts mehr schief gehen, ich war bei dem Prüfer, vor dem alle gewarnt hatten. Als ich abends heimwärts fuhr, war ich überzeugt, die schriftliche und mündliche Prüfung bestanden zu haben. Die praktische Prüfung, das Gesellenstück, stand mir noch bevor.

Das Gesellenstück machte ich `Auf de Höh`, wie die Eberbacher sagen. Ich musste einen Keller in einem Neubau in Dielbach installieren. Die Kellerinstallation ist zwar die gleiche, ob im Odenwald oder im Neckartal. Fatal ist in dem Fall nur, wenn man mit dem Werkzeug und dem Material im Rucksack per Fahrrad zehn Kilometer bergauf strampeln muss, oder wenn man oben bemerkt, dass etwas fehlt. Wir bekamen die erforderlichen Holzschrauben immer abgezählt vom Meister im Laden ausgehändigt, aber, oh Schreck, oben fehlte mir halt eine Schraube zur Befestigung der Lampe. Zehn Kilometer bergab und dann wieder zehn Kilometer bergauf, dann ist die für das Gesellenstück genehmigte Zeit verstrichen. Eine aus dem hölzernen Kellerfenster heraus gedrehte Schraube erfüllte den Zweck auch. Dass das Kellerfenster nicht mehr verriegelt werden konnte, hatte vorerst ja niemand gemerkt

Anfang Dezember bekam der Betrieb mein Prüfungsergebnis bevor ich es erfuhr. Ich wurde ins Wohnzimmer vom Alten gerufen, das war etwas ganz Neues. Mit der Mütze in der Hand trat ich ein und blieb an der Türe stehen, der Alte stand am Fenster. Er forderte mich auf zu ihm kommen:

- *Wie habt ihr das wieder fertig gebracht, eine Gesellenprüfung mit eins.* Dann legte er seine schwieligen Hände auf meine Arme, zum ersten Mal sagte er meinen Vornamen: *Karl, ich freue mich.* - Durch seine Brillengläser sah ich das Wasser in den Augen, die mich

anblickten. Ich merkte, wie der alte Mann sich mit mir freute, das ging bei mir unter die Haut. *Meeschter, ich danke ihnen, dass ich bei ihnen lernen durfte* Er wusste auch augenblicklich, wie ehrlich das gemeint war!

Ein paar Tage später erhielt ich von Ernst den Gesellenbrief überreicht, den ich auch heute noch ab und zu mit Stolz in die Hand nehme. Jürgen, die Form der früheren Gesellenbriefe ist schöner und sinnvoller als die der jetzigen Dokumente. Früher war innen auf der linken Seite der Lehrbrief, ausgestellt vom Lehrherrn, rechts der Gesellenbrief, dokumentiert von der Prüfungskommission. Heute ist weder der Lehrbrief noch der Lehrherr darauf zu finden. Auch das ist ein Schritt auf dem längst begangenen Weg hin zur Geringschätzung und Bedeutungslosigkeit der Handwerksberufe.

27. Der Anfang

„Vater, deine Meinung, die Handwerksberufe würden immer bedeutungsloser, kann ich nicht teilen. Darüber müssen wir uns nochmals unterhalten. Aber zunächst würde mich interessieren, wie lange du als Geselle in Eberbach gearbeitet hast. Nach der bestandener Gesellenprüfung ist man doch Geselle, auch dann, wenn die im Lehrvertrag vereinbarte Zeit noch nicht abgelaufen ist,“

„Ja, das stimmt, aber ich habe überhaupt nicht als Geselle in Eberbach gearbeitet. Als Ernst mir meinen Gesellenbrief ausgehändigt hat, fragte ich ihn, ob ich gleich daheim bleiben könnte. Er war darüber zwar nicht erfreut, er hatte mich gerade in der Vorweihnachtszeit in seine Arbeitseinteilung mit eingeplant. Nachdem ich ihm meine vorweihnachtlichen Verpflichtungen aufgezählt hatte, meinte er, im Notfall (Das war sein Lieblingswort) könne ich ab Montag daheim bleiben.“

„Deine Aufzählungen waren doch sicher `aus der Luft gegriffen`. Was hattest du den für Verpflichtungen?“

„Mein lieber Schwan, von wegen aus der Luft gegriffen. Bisher habe ich dir nur von Eberbach erzählt. Das war aber nur ein Teil meines beruflichen Anfanges.“

„Dann schildere mir doch bitte, wie der andere Teil aussah. Bis jetzt kann ich mir gar nichts darunter vorstellen.“

„Jürgen, als ich die sichere Zusage für die Lehrstelle bekommen hatte, war meine depressive Einstellung wie weggeblasen, Unternehmungslust stellte sich ein. Ich hatte den Firmenstempel meines Vaters gefunden - Elektro- und Fahrradhandlung von Otto Walter. Den nahm ich als Briefkopf und meldete auf dem Rathaus eine Elektro- und Fahrradhandlung an.“

„Ging das so ohne weiteres?“

„Ja, die Besatzungsmacht hatte in Deutschland die Gewerbefreiheit eingeführt. Allerdings waren einige Berufe von der Gewerbefreiheit ausgenommen, darunter auch die Elektroinstallation. Aber ich wollte zunächst ja nur den Handel anmelden. Auf meinem Sparkonto erhielt ich nach der Währung eine Aufwertung von hundertsechsdreißig Deutsche Mark Das war mein Startkapital. Glaube ja nicht, ich hätte auch nur eine einzige Mark davon für Esswaren oder Getränke genommen. Ich habe den Grundsatz meiner Vorfahren übernommen und eisern gehalten: *Von der Substanz wird nichts verfressen!* Ich hob von meinem Konto hundert DM ab und bestellte Waren in dieser Höhe, unter anderem fünf Fahrradmäntel, je hundert Meter Leitungsdraht in den Farben schwarz und grau und ein paar Glühlampen. Die Adresse vom Fahrradgroßhändler in Heilbronn wusste ich noch, weil

ich meinem Vater die Bestellungen schreiben musste. Die Fahrradmäntel kamen an einem Samstag mit der Bahn per Expressgut. Ich nahm sie in Empfang, als ich von Eberbach kam und hängte sie mir auf dem Heimweg über die Schulter. Und ich war noch nicht daheim angekommen, da hatte ich alle fünf Mäntel verkauft. Das war eine Freude, ich war stolz wie ein `Spanier`. Das waren die ersten Groschen, die ich im Handel verdiente. Sofort bestellte ich wieder eine neue Lieferung. Ich habe aber grundsätzlich nur soviel Waren bestellt, wie ich Geld hatte und immer mit Skonto bezahlt. Diesem Prinzip blieb ich treu, solange ich das Geschäft hatte. Das hat sich bezahlt gemacht, wir konnten später mit dem Skontierungsbetrag einen Großteil der Lebenshaltungskosten abdecken.

Im Dorf sprach es sich durch die von-Mund-zu-Mund-Propaganda bald herum, bei mir könne man außer Fahrradmänteln auch Fahrradschläuche, Flickzeug und Glühlampen kaufen. Großmutter war selig, wenn sie in meiner Abwesenheit meine Waren verkaufen konnte. Hervorheben muss ich noch, dass ich weder Schwarzarbeit noch Schwarzhandel betrieb. Ich habe meinen ersten Steuerbescheid aufbewahrt, den ich als Lehrling für meinen angemeldeten Handel bekam. Für das Kalenderjahr 1949 zahlte ich acht Mark Einkommensteuer und sieben Mark zwanzig Notopfer Berlin.

Gegen Ende des Jahres 1949 habe ich ganz unvorhergesehen noch einen Bauplatz verkaufen können. In dieser Zeit hat Helmut, der Geselle, mit dem ich meistens arbeitete, ein neues Motorrad gekauft, eine Zweihundertfünziger BMW. Diese Maschine war ein Gedicht. Mit dem Verkaufspreis des Bauplatzes hätte ich ein solches Motorrad kaufen können, die Versuchung war riesengroß. Aber die Vernunft siegte, ich blieb meinem Grundsatz treu: Von der Substanz wird nichts verfressen, aber auch nicht für den Luxus verprasst. Mit dem Geld wurde dann das Dachgeschoß der Werkstatt ausgebaut. Die entstandene Wohnung war zwar sehr klein, aber für die damaligen Verhältnisse zufrieden stellend. Schlossermeister Walter und seine Frau freuten sich einziehen zu können.

Das Jahr 1950 ließ sich auch recht gut an. Im Frühjahr verkaufte ich das erste Fahrrad. Es war aber nicht das einzige, im Gegenteil, wie viele es insgesamt waren, weiß ich heute nicht mehr. Ich habe mir dann auch selber ein Fahrrad geleistet, damit ich Tante Marie das Rad ihres Mannes zurückgeben konnte. Was ich noch genau in Erinnerung habe, zu Weihnachten habe ich sechs Radiogeräte verkauft. Ich fuhr mit dem Zug nach Heidelberg zum Großhändler und holte immer zwei Geräte ab, die ich dann an den Heidelberger Bahnhof schleppte. Zwei Jahre später erkannte ich, wie mein erster Elektrogroßhändler mich blutjungen Anfänger mit einem sehr mäßigen Rabatt hereingelegt hatte. Sein Vertreter machte große Augen, als meine Aufträge auf ein Minimum zurückgingen, nachdem ich dahinter kam.

Vor Weihnachten lag 1950 viel Schnee, mit dem Handschlitten habe ich die Geräte daheim zu den Kunden gefahren. Stell dir vor, für das Kalenderjahr 1950 habe ich, obwohl ich noch Lehrling war, hundertachtzig Mark Einkommensteuer, dreizehn Mark zwanzig Notopfer Berlin und vierzehn Mark vierzig Kirchensteuer an das Finanzamt Mosbach abgeführt. Der Umsatzsteuerbescheid belief sich auf zweihundert und fünf Mark. Trotz alledem haben Oma und ich nicht viel Geld zum Metzger getragen, ich aß nach wie vor häufig `Saure Kartoffel`. Meine Frau habe ich später gebeten, dieses Kartoffelgericht nicht auf den Tisch zu stellen.

Mein Jugendfreund, dein Onkel Karl hatte 1950 den Rohbau für sein Wohnhaus erstellt und mich gefragt, ob ich die Elektroinstallation übernehmen würde. Erfreut habe ich zugesagt, mein Meister in Eberbach erklärte sich bereit zu unterschreiben. Der elektrische Hausanschluss wurde vom Badenwerk ja nur durchgeführt, wenn ein konzessionierter Elektromeister den Antrag auf Stromversorgung stellte. Die Installation dieses Hauses war für mich gewissermaßen schicksalsträchtig. Die junge Familie zog ein, bevor die Wände

ausgetrocknet waren. Mit einem alten, viel zu starken Heizgerät wollten sie die Austrocknung beschleunigen, aber die Sicherung hielt das nicht aus, sie waren ohne Strom. Die Schwester der Frau fing mich abends am Bahnhof ab, damit ich den Schaden behebe. So lernte ich deine Mutter kennen. Sie hat dann auch noch ein Rundfunkgerät bei mir gekauft, wir kamen uns näher, haben uns im Oktober verlobt und am 29. Dezember 1950 geheiratet. Die Hochzeit musste an diesem Tag sein, weil die Schwiegereltern an diesem Tag Silberhochzeit feierten. Beides musste in einem Aufwasch gehen, weil die Schwiegereltern ihrer Tochter keine eigene Hochzeit finanzierten. Angeblich waren sie dazu nicht im Stande, was ich im Nachhinein stark bezweifelte. Sie hatten eine große Landwirtschaft und einen Gemischtwarenladen, der mit Waren gefüllt über die Währungsreform kam. Deiner Mutter war es bewusst, dass sie von ihrem Elternhaus nichts zu erwarten hatte. Aber was soll es, wir bissen uns durch, aßen Brat- oder Pellkartoffeln und kauften erstmals zu Ostern ein Stück Fleisch.

Meine Hauptsorge nach der Hochzeit war eine ganz andere. Damals musste jede Steckdose und jede Brennstelle beim Badenwerk angemeldet werden und dazu war nur ein Konzessionsträger berechtigt, wie ich bereits sagte. Alles, was ich installierte, musste vom Eberbacher Meister unterschrieben und gemeldet werden. Das war immer eine bittere Pille für mich, ihn ständig um den Gefallen bitten zu müssen. Ich hatte nicht vergessen, wie ich als zehn- oder elfjähriger Junge mit dem Fahrrad in den Nachbarort fahren musste, um dort ein Formular unterschreiben zu lassen. Mein Vater hatte auch keine Konzession. Wie ein Bettler kam ich mir immer vor, musste vor der Haustüre warten, bis sich der andere Elektriker bemühte zu unterschreiben und seinen Stempel drauf zu drücken. Diese Bittgänge als Bube hatte ich vor Augen, wenn ich von meinem Meister eine Unterschrift benötigte. Ich habe mir geschworen, dieser Zustand muss so schnell wie möglich geändert werden.“

„Was versteht man unter einer Konzession beim Elektriker?“

„Das ist die Genehmigung oder Zulassung eines Energieversorgungsunternehmens, in seinem Versorgungsgebiet elektrischen Anlagen zu errichten, sprich zu installieren. Früher wurden alle gemeldeten Anlagen über ihre Vorschriftsmäßigkeit und Betriebssicherheit von Fachleuten des Versorgungsunternehmens, bei uns war es das Badenwerk, überprüft“

„Ich war der Meinung, dein Vater hatte auch ein Elektrogeschäft. Wieso hatte er dann keine Konzession? “

„Das ist eine etwas längere Geschichte. Wenn ich, bevor wir daheim sind, dazu komme, werde ich dir einiges über meinen Vater, deinen Großvater, erzählen. Jetzt fahre ich fort, wie es bei mir weiterging.

Zum Erhalt der Konzession musste man die Meisterprüfung haben oder in der Zeit der Gewerbefreiheit zumindest den Sachkundenachweis, der vom Badischen Landesgewerbeamt bescheinigt wurde. Zum Erhalt des Sachkundenachweises war eine Prüfung abzulegen. Ich habe die Zulassung zu dieser Prüfung beantragt, mein Antrag wurde negativ beschieden mit der Begründung, ich hätte nur eine Gesellenzeit von wenigen Wochen. Onkel Wilhelm sprach dann mehrmals beim Landesgewerbeamt vor und erreichte nach langem Hin- und Her meine Zulassung. Ich wurde zur Prüfung am 18. April 1951 um 8 Uhr nach Karlsruhe einbestellt. Ich fuhr am Tag vorher nach Grötzingen und schlief bei meinem Onkel. Ich wollte ausgeschlafen zur Prüfung gehen, sie bedeutete für mich Alles oder Nichts. Wäre ich durchgefallen, hatte ich meine Laden schließen und meine Selbständigkeit an den Nagel hängen können. Mit achtzehn anderen Kandidaten stand ich am nächsten Morgen im Flur des Badischen Landesgewerbeamtes. Man ließ uns zwei Stunden warten, aufgeregt trat ich von einem Fuß auf den anderen. Meine Nervosität wurde durch einen der Kandidaten noch mehr gesteigert. Als ich hörte, was dieser Norddeutsche

angeblich alles wusste und beherrschte, wäre ich am liebsten verschwunden. Endlich wurden wir in einen Saal gerufen zur schriftlichen und anschließend zu mündlichen Prüfung. Es war schon Abend, als uns das Ergebnis mitgeteilt wurde. Sechs Kandidaten hatten bestanden, ich war dabei. Der Wichtigster vom Vormittag war durchgerauscht. Für die Heimfahrt war es zu spät, ich übernachtete wieder bei Onkel Wilhelm. Am nächsten Vormittag holte mich meine Frau vom Zug ab. Sie sah mich an und glaubte, ich sei durchgerasselt, weil ich blütenweiß im Gesicht war, das waren aber nur die Überbleibsel der Anspannung und der Angst vom Vortag. Ich verkündete: *Ich hab's geschafft, morgen fahr ich nach Sinsheim zum Badenwerk und beantrage die Konzession.*

Ich erhielt die Konzession und konnte loslegen zu einem Zeitpunkt, in dem die Bautätigkeit mit vollen Zügen begann. Ich nahm am Aufschwung teil.“

„Du, Vater, ich muss dich unterbrechen. Wir kommen an eine Raststätte, ich bräuchte einen Kaffee.“

Wir trinken Kaffee und essen einen Happen, dann fahren wir weiter. „Vater, hast du die erste Zeit allein gearbeitet oder nahmst du gleich einen Mitarbeiter?“

„So viele Aufträge hatte ich nicht, dass ich gleich einen Gesellen hätte einstellen können. Aber einen Gehilfen hatte ich bald. Wie es dazu kam, ist eine ulkige Geschichte. Ich arbeitete bei einem Bauern in der Scheune, zwei junge Burschen schauten mir eine Weile zu. Der eine hieß Richard und war der Sohn des Bauern, der andere hieß Albert. Beide waren schon aus der Volksschule entlassen. Ich fragte Albert, ob er keinen Beruf erlernen will, wenn er sich noch auf der Straße herum treibe. Er wolle Koch werden, aber er hätte noch keine Lehrstelle, gab er mir zur Antwort. -*Du könntest bei mir Handlanger machen und ein paar Groschen verdienen. Wenn du das möchtest, frage am Abend deinen Vater, ob er damit einverstanden wäre.* Der Vater war einverstanden und froh, wenn sich sein Sohn nicht mehr auf der Straße herumtrieb. Albert stand schon am nächsten Morgen in Arbeitskleidung und mit einem Vesper bewaffnet vor meiner Haustüre. Sechs Wochen später kam abends Alberts Vater und eröffnete mir, Albert wollte nicht mehr Koch, sondern bei mir Elektriker werden. Mein Einwand, da ich noch keine Meisterprüfung hätte, dürfe ich keine Lehrlinge ausbilden, interessierte ihn nicht. Dem Albert gefiele es bei mir, er würde bei mir lernen. Wie ich es zu Wege bringen werde, das sei mein Bier, sagte er und verschwand. Albert war ein aufgeweckter Bursche. Ich hätte ihn gerne behalten und wandte mich an meinen väterlichen Freund Karl Eberhard. Das käme mich teuer zu stehen, meinte er. Auf meine Frage, mit welchem Betrag ich rechnen müsste, sagte er, mit 3 Mark fünfzig. So viel kostet der Firmenstempel, den ich benötige mit der Inschrift Eberhard & Walter. Er selber sei ja als Elektromeister noch in der Handwerksrolle eingetragen und kann den Lehrvertrag unterschreiben. Albert ging bei mir in die Lehre. Sechs Wochen vor seiner Gesellenprüfung wurde ihm vom Arbeitsamt mit drei Jahren Verspätung eine Lehrstelle als Koch angeboten. Albert war bei der Prüfung Innungsbester und übte seinen Beruf bis ins Rentenalter aus. Drei Monate vor Alberts Gesellenprüfung machte ich vorzeitig die Meisterprüfung und erhielt eine Auszeichnung vom Regierungspräsidium.“

28. Meine Kindheit

„Weshalb hast du bei der Meisterprüfung eine Auszeichnung bekommen, doch nicht dafür, weil du sie vorzeitig gemacht hast?“

„Nein, mein Sohn, nicht weil ich sie vorzeitig gemacht habe. Ich erwähne das Wort vorzeitig deshalb, weil zu jener Zeit für die Zulassung zur Meisterprüfung fünf Gesellenjahre Voraussetzung waren. Diese fünf Gesellenjahre hatte ich zwar nicht, aber ich wurde auf meinen Antrag hin früher zugelassen. Die Auszeichnung erhielt ich für die guten Prüfungsleistungen. Drei Junghandwerker des Mannheimer Kammerbezirkes wurden in dem Prüfungsjahr bei der großen Freisprechungsfeier als Preisträger aufgerufen, ein Uhrmacher, ein Schmied und ein Elektriker. Letzterer war ich, aber ich war nicht anwesend, weil wir, meine Frau und ich, das Fahrgeld für die Bahnfahrt nicht hatten. Ich bekam den Buchpreis nachher per Post.“

„Du wolltest mir noch sagen, warum dein Vater keine Konzession beim Badenwerk hatte. Überhaupt weiß ich außer dem Namen deines Vaters, meines Großvaters, nichts von ihm. Du hast mir von ihm genauso wenig erzählt wie von deiner Jugend, das finde ich bedauerlich!“

„Wann hätte ich es denn machen sollen? Als du klein warst, hat es dich nicht interessiert, später wollte ich Ellen und dich nicht damit belasten und seit deinem Studium hattest du keine Zeit. Jetzt ist die Gelegenheit da, wenn es dir recht ist, werde ich versuchen, einiges nachzuholen. Ich fange bei mir an, erschrecke aber nicht, ich habe nicht nur schöne Erinnerungen.“

Du weißt, dass meine Mutter eine Woche nach meiner Geburt gestorben ist. Meine Großmutter, die Mutter meiner Mutter, hat mich großgezogen und versucht, mir die Mutter zu ersetzen. Der Vater hat in das Haus eingeheiratet und nach dem Tod seiner Frau bei seiner Schwiegermutter gewohnt. Die beiden hatten sehr oft heftige Streitereien. Ich verkroch mich dann immer ängstlich in einer Ecke und heulte. Bei uns gab es deshalb auch kein normales Familienleben, darunter habe ich sehr gelitten. Ich kann mich auch nicht entsinnen, dass mein Vater ein einziges Mal am Weihnachtsabend daheim gewesen wäre. Was in mir vorging, zeigt am besten ein Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Bei einbrechender Dunkelheit war ich einmal in der Vorweihnachtszeit auf dem Heimweg, als ich aus einem Haus Gesang hörte. Wie angewurzelt blieb ich stehen. Die Bäckerleute, die Eltern und ihre sechs Kinder, sangen Weihnachtslieder. Für mich hörte es sich an, als würden Engel singen. Ich sehnte mich nach so viel Geborgenheit und Tränen kullerten über meine Backen.

Ein einziges Mal schenkte mir Vater etwas zu Weihnachten. Es war eine Dampfmaschine. Von meiner anderen Großmutter, der Mutter meines Vaters, bekam ich zu Weihnachten immer Schuhe. Die Schuhe wurden stets eine Nummer größer als notwendig gekauft und waren im ersten Jahr Sonntagsschuhe, erst wenn die Neuen da waren, wurden sie werktags getragen.

Einmal war diese Ausstaffierung Streitpunkt. Sicher hatte die Schwiegermutter ihrem Schwiegersohn vorgeworfen, sie allein würde für meinen Unterhalt aufkommen. Ich war dabei der Leidtragende. Vater wollte beweisen, dass von seiner Seite auch ein Beitrag geleistet würde. Ich musste ihm meine Schuhe aushändigen. Er schloss sie in seinem Schrank ein und ich konnte tagelang nur mit Hausschuhen auf die Straße. Die anderen Kinder haben mich ausgelacht, ich habe mich geschämt. Was daheim bei mir los war, konnte ich den anderen aber nicht auf die Nase binden. Ich stand natürlich unter dem Einfluss der Großmutter, sie nahm bei mir die Mutterstelle ein, ich sagte zu ihr ja auch Mama. Vater wurde für mich zum gefürchteten Mann, mir immer mehr entfremdet und ich hatte Angst vor ihm

Auch als ich in die Schule kam, wurde das Verhältnis zum Vater nicht besser. Sein großer Fehler war, er hat mich nie gelobt oder eine anerkennende Bemerkung gemacht, vielleicht kannte er es von seiner Jugend auch nichts anderes. Er hat nur getadelt. Das schmerzt ein

Kind manchmal mehr als eine Tracht Prügel, das Schlimmste ist aber, es erzeugt Minderwertigkeitsgefühle und vernichtet das Selbstbewusstsein, man läuft mit Hemmungen durch die Gegend. Mir ist noch eine Begebenheit in Erinnerung.

Es war Erntezeit, das Getreide für das `Jahrbrot` bauten wir selber an. Der Weizen war reif. Früher wurde das Getreide mit dem Reff geschnitten, der Schnitter drückt die gemähten Halme mit dem Reff an die noch stehende Frucht. Hinter dem Schnitter wurde das abgeschnittene Getreide mit der

Sichel aufgenommen und Armvollweise auf dem Boden ausgebreitet. In der Regel machten das Frauen. Eine Person war mit dieser Arbeit voll ausgelastet, oft waren es zwei Frauen.

Daheim war wieder dicke Luft. Ich musste mit Vater zum Wegmachen. Großmutter wollte mitgehen, für mich allein wäre die Arbeit zu schwer, sagte sie. Aber Vater duldet nicht, dass sie mitging. Ich musste mich stundenlang mit der schweren Arbeit allein abplagen. Hundemüde stapfte ich meinem Vater auf dem Heimweg hinterher, gesprochen wurde nicht. Vaters Freund, der Rudi Denzler, erwähnte später mir gegenüber, mein Vater hätte sich bei ihm lobend über meine Arbeit geäußert. Er hätte nie geglaubt, dass ich bis zum Schluss durchhalten würde. Ich schaute den Rudi nur an, gesagt habe ich nichts, aber ich fragte mich, warum er mir das nicht selber gesagt hat. Das wäre der schönste Lohn für mein Abrackern gewesen. Damals war ich elf oder zwölf Jahre alt.“

„Warum hast du deinem Vater dann nicht gesagt, was du gedacht hast?“

„Weil ich keinen Mut dazu hatte. Die erste Widerrede gab ich ihm im Alter von siebzehn Jahren! Wir waren beide auf Urlaub, er als Soldat, ich als Luftwaffenhelfer. Da fing er wieder mit der alten Masche an, mich runter zu machen. Da ist mir der Kragen geplatzt: *Auf die Art und Weise hast du mich seit eh und je fertig gemacht, vor Allem hatte ich Angst, aber ich war im Gymnasium einer der Besten und bei den Luftwaffenhelfern gehöre ich zur Spitze. Du kannst mir keine Angst mehr einjagen, ich sage dir jetzt eines: Sorge du für dich, ich sorge für mich!*“

„Was hat er darauf geantwortet?“

„Nichts, er drehte sich um und ging zur Stube hinaus. Das war im Dezember 1943. Nach diesem Urlaub haben wir uns noch ein Mal gesehen. Ich war als Luftwaffenhelfer entlassen, aber noch nicht eingerückt. Vater war auf einer Dienstreise und richtete es ein, dass er ein paar Stunden daheim vorbeikommen konnte. Ich ging mit ihm zum Bahnhof und sehe ihn heute noch winken, als er weg fuhr. Ich glaube, wir hatten beide im Stillen Zweifel, ob wir uns wieder sehen werden.“

„Hast du deinen Vater gehasst?“

„Nein, auf keinen Fall, ich hatte als Kind nur eine furchtbare Angst vor ihm. Als ich selbst Kinder in die Welt setzte, habe ich mir geschworen, lieber sollen mir meine Kinder auf der Nase herum tanzen, als dass sie solche Angst vor mir hätten! Ich gestehe, ich war nicht unglücklich, als er eingerückt ist. Als ich konfirmiert wurde, war er auf Urlaub da. Er war morgens in der Kirche, aber dann habe ich ihn nicht mehr gesehen. Kannst du dich an deine Konfirmation erinnern? Ich will dir sagen, wie es bei mir war. Ich hatte an meinem Geburtstag Konfirmation. Beim Mittagessen saß ich mit Oma allein am Tisch, bei mir gab es kein Fest. Wenn die anderen Konfirmanden nachher berichteten, welch großes Fest ihre Konfirmation war, kannst du dir ausmalen, was in mir vorging“

„Ich bin erschüttert, ich hatte keine Ahnung von deiner Jugend. Vater, das muss doch furchtbar sein, wenn man nur so traurige Erinnerungen aus seiner Jugend hat!“

„Jürgen, ich habe es verkräftet und bewältigt, aber ich habe zum Glück nicht nur traurige Erinnerungen an meine Jugend.

Die heile Welt für mich als Kind war beim Niederers Vetter, dem Vater deiner Tante Berta. In der kalten Jahreszeit ging Oma mit mir jeden Abend zur `Vorsetz` dorthin. Meistens war auch der Götze Vetter da. Die Frauen strickten, die beiden Männer spielten mit mir `Mensch-ärgere-dich-nicht` und als ich zur Schule ging, spielten wir Karten. Samstags schürte Vetter in der Waschküche den Kessel an und ich durfte zu ihm in die Badwanne steigen, daheim hatten wir so etwas ja nicht. Am Sonntagmorgen ging ich mit ihm in die Kirche, durfte neben ihm bei den Männern auf der Empore sitzen. Seinen kräftigen Bass habe ich heute noch in den Ohren. Am Sonntagnachmittag nahm er mich während der warmen Jahreszeit mit in den Wald. Er lehrte mich, Pfeifen aus Weidenholz zu machen und wickelte mir ein Waldhorn. Auf dem Heimweg ging es in den `Hirschen`, ich bekam ein Himbeersprudel und ein Brezel. Ich habe heute noch ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn zu wenig besuchte, als er krank war. Das war während meiner Lehrzeit, meine Gesellenprüfung hat er leider nicht mehr erlebt.

Meine Paten waren Onkel Karl, der Bruder meines Vaters, und seine Frau, die Tante Hilda. Sie wohnten uns gegenüber. Die Beiden hatten keine Kinder, deshalb war ich bei ihnen auch `Hahn im Korb`. Sie kauften mir beim Dielsheimer in Mosbach meinen ersten Anzug, als ich in die Schule kam. Onkel Karl nahm mich oft auf dem Pferdefuhrwerk mit aufs Feld. Heimwärts durfte ich auf dem Fuchs, Onkels Pferd, reiten. Der Fuchs war lammfromm, der Fuchs und ich, wir waren gleich alt. Onkel Karl war im ersten Weltkrieg bei der Feldartillerie. Er erzählte mir oft vom Krieg. Ich hörte ihm mit offenem Mund zu und stellte mir weiß Gott was Alles vor.



Der Niederers Vetter hält seinen Buben an der Hand



Karle auf Onkels Fuchs

Als ich später selber in der Scheiße lag und mir Onkels Kriegsgeschichten einfielen, wurde mir bewusst, welcher unvorstellbarer Unterschied zwischen dem Erzählten und dem Erlebten besteht. Deshalb bin ich auch überzeugt, die nachfolgenden Generationen mögen in Büchern lesen, in Filmen sehen so viel sie wollen, wie in der Realität mitempfinden können sie es nicht.“

„Da widerspreche ich dir nicht, aber für mich besteht ein wesentlicher Unterschied, ob du mir etwas erzählst oder ob ich es in einem Buch lese. Vater, wenn eure Generation nicht mit der Jüngeren spricht, könnt ihr auch nicht erwarten, dass man euch verstehen kann. Deshalb, erzähle weiter!“

„Das Unerfreuliche habe ich dir zuerst erzählt, es gab aber auch viele Stunden, an die ich mich gern erinnere. Wenn ich beispielsweise den Tagesablauf deiner beiden Jungen mit dem meinen als Schuljunge vergleiche, komme ich zu der Überzeugung, bei uns war er, wenn ich erst einmal außer Haus war, weitaus schöner und vor allem gesünder. Früher gab es zum Glück noch keine `Glotze` und deshalb auch keine scheußlichen, Aggressionen erzeugende Kinderprogramme. Einen Spielplatz gab es auch nicht, aber uns gehörte das ganze Dorf. Der Jahresablauf war Jahr für Jahr ähnlich, im Frühjahr, wenn die Straße schneefrei war, wurde `gehetzt`, eine alte Fahrradfelge wurde beim Laufen mit einem Holzstab angetrieben. Wenn die Straße getrocknet war, spielten wir Tanzknopf. Sobald das Wasser in den Bächen abgenommen hatte, hüpfen wir mit einer Stange drüber, am schönsten war Räuber und Gendarm spielen. Die wilde Jagd ging durch das ganze Dorf, durch Hofgelände und enge Gassen. Ich muss allerdings auch einräumen, dass die meistens Dorfbewohner dieses Treiben heutzutage nicht mehr dulden würden. Bei Regenwetter durften wir bei manchen Bauern im Stroh Höhlen bauen, im Winter fuhren wir Schlitten oder Schlittschuhe.“

„Und wie war es in der Schule?“

„Auf jeden Fall strenger als heute. Wir hatten einen alten Lehrer, meine Mutter war schon zu ihm in die Schule gegangen. Seine Unterrichtsmethode formulierte er kurz und bündig: Drei Techniken müsse er den Kindern beibringen, nämlich Lesen, Schreiben und Rechnen, damit können sie alles andere erlernen. Er hatte aber trotz seiner Strenge erkannt, dass Lob und Tadel ausgewogen sein sollten. Mit einer einfachen und billigen Methode erweckte er bei seinen Schüler den Ansporn zur Mitarbeit, er verteilte in den unteren drei Klassen `Fleißzettel`. Auf einem kleinen Papierstück stand entweder gt oder zgt, was gut und ziemlich gut bedeutete. Die Zettelchen mit gt waren doppelt so viel wert wie die mit zgt. Für zehn Fleißzettel mit gut erhielt man ein kleines Heiligenbild. Der Wetteifer um die größte Anzahl erhaltener Fleißzettel war enorm. Aber wir konnten kaum erwarten in die Morgenschule zu kommen.“

Was war denn die Morgenschule?“

„Ganz einfach: Von der ersten bis zur dritten Klasse hatten wir nachmittags Unterricht, ab der vierten Klasse am Vormittag, deshalb der Begriff Morgenschule“

„Wieso habt ich euch so darauf gefreut?“

„Das hatte zwei Ursachen. Erstens wurde man ab der vierten Klasse zum Läuten am Sonntag eingeteilt. Die Vormittagsschüler waren in drei Gruppen aufgeteilt. Abwechslungsweise war jeden Sonntag eine andere Gruppe dran. Wenn man dann noch `Unser-Vater` läuten durfte, war das immer ein Ereignis, auf das man sich tagelang gefreut hat. Die beiden Buben, die für diese Aufgabe eingeteilt waren, durften sich auf die kleine Bank neben dem Eingang zum Glockenturm setzen. Meistens verschwanden wir dann schon während der Predigt im Glockenturm und amüsierten uns.

Der zweite Grund, ab der vierten Klasse kam man zum Jungvolk und durfte dort mitmarschieren. Im Dorf gab es nur wenige Buben, denen die Eltern den Eintritt verboten hatten. 1938 mussten dann laut Gesetz alle im Jungvolk und bei den Jungmädern mitmachen.“

„Der Eintritt ins Gymnasium, war das dein Wunsch?“

„Auf keinen Fall, ich wollte in der Volksschule bei meinen Kameraden bleiben, später war ich dann aber froh, dass er mich dazu gezwungen hat. Am Ende der Sexta durfte mir der Klassenlehrer kein Zeugnis geben, weil mein Vater bei der Stadt Mosbach die zweihundert Mark Schulgeld nicht bezahlt hatte. Der Lehrer gab das laut vor der ganzen Klasse bekannt, ich wäre am liebsten im Boden versunken, so habe ich mich geschämt.“

„Musste früher Schulgeld gezahlt werden, wenn man in das Gymnasium ging?“

„Natürlich, und zwar nicht wenig, `Otto Normalverbraucher` konnte seine Kinder nicht auf die höhere Schule schicken. Zweihundert Reichsmark waren 1938 viel Geld. Ich schätze, ein Facharbeiter musste nahezu zwei Monate dafür arbeiten. Dazu kamen dann noch die Bücher, damals gab es noch keine Lehrmittelfreiheit und die Schülermonatskarte darf auch nicht vergessen werden. Wenn ich mich recht erinnere, kostete sie während meiner Schulzeit sechs Mark. In unserer ländlichen Gegend konnten sich nur wenige leisten, eines oder gar mehrere Kinder ins Gymnasium zu schicken. Ich bin der festen Überzeugung, mein Vater hätte mich sicher auch nicht angemeldet, wenn meine Mutter noch gelebt hätte und wir eine übliche Handwerkerfamilie gewesen wären. Damals hatten die Handwerksberufe noch einen ganz anderen Stellenwert als heute und es war selbstverständlich, dass zumindest ein Sohn in die Fußstapfen des Vaters trat, sowohl im Handwerk als auch in der Landwirtschaft.“

„Du zähltest also zu den Ausnahmen. Wer ging von unserem Dorf vor dir in das Gymnasium?“

„Im Moment kann ich mich nur an den Sohn unseres Arztes erinnern, der war vier Jahre älter als ich.“

„Es konnten in der Regel also nur Kinder der so genannten gehobenen Schichten in weiterführende Schulen gehen. Das war sozial gesehen aber ein katastrophaler Zustand.“

„Jürgen, das stimmt, aber der damalige Zustand hatte im Gegensatz zum heutigen wenigstens auch noch Vorteile. Damals wurde den manuellen Berufen anders als heute nicht alle intelligenten jungen Leute abgesaugt. Als Beispiel nenne ich deinen Onkel Karl. Er saß in der Volksschule neben mir und war genauso gut wie ich, das Gymnasium hätte er auch spielend geschafft. Er war ein Bauernbube, der Jüngste von fünf Geschwistern. Bei der Lokomotivenfabrik Gmeinder bewarb er sich um eine Lehrstelle zum Maschinenschlosser. Gmeinder war damals der größte Industriebetrieb unserer Gegend und konnte sich aufgrund der großen Nachfrage leisten, die Besten unter den Schulabgängern auszuwählen. Nach seiner Facharbeiterprüfung wurde er Soldat und trat nach dem Krieg wieder in die Firma ein. Die Japaner bestellten 1951 elf Grubenlokomotiven unter der Bedingung, an drei verschiedenen Bergwerken müsste jeweils eine Lok in Einzelteile zerlegt, erklärt und wieder zusammengebaut werden, damit anfallende Reparaturen von den Japanern selbst ausgeführt werden könnten. Mit dieser Aufgabe wurde weder ein Ingenieur oder Diplomingenieur noch ein Meister beauftragt. Ein einfacher Facharbeiter, nämlich dein Onkel Karl, flog 1952 Mutterseelen allein nach Japan und erledigt den Auftrag. Leute dieses Schlages, ob Facharbeiter oder Handwerksgesellen, ob Fachschulingenieur oder Meister, waren die Urheber unseres Wirtschaftswunders. Das deutsche duale Ausbildungssystem wurde in der ganzen Welt bewundert, im eigenen Land wurde es mit ständigen Reformen nach und nach bis zur Wertlosigkeit verstümmelt. In Salami-Taktik wurde am dualen System genagt, sicher weniger mit Absicht, mehr aus Unkenntnis oder Besserwisserei. Die Folgen dieser vielen kleinen Sünden werden deine Kinder und Enkel zu spüren bekommen!“

„Vater, jetzt siehst du wieder einmal zu schwarz! Welche Sünden wurden denn auf dem Ausbildungssektor begangen und wer hat gesündigt?“

„Jürgen, man muss Tatsachen doch zur Kenntnis nehmen und nicht den Kopf in den Sand stecken. Gesündigt wurde von vielen Seiten, das ist nicht mit drei Sätzen gesagt, ich werde aber noch auf Manches zu sprechen kommen. Die wirtschaftliche Entwicklung hat dabei auch mitgeholfen. Ich habe mir die Mühe gemacht, in unserem Dorf die Handwerksbetriebe der fünfziger Jahre aufzulisten, um sie mit dem jetzigen Stand zu vergleichen. Damals gab es in dem Dorf mit fünfzehnhundert Seelen 36 Handwerksbetriebe mit 23 Lehrlingen, heute existieren noch 10 Betriebe und 3 Lehrlinge sind in Ausbildung. Der sprichwörtlich `Goldene Boden` für das Handwerk ist schon längst verschwunden. Voriges Jahr besuchte ich meinen Kollegen in der Gewerbeschule. Im Gespräch sagte er mir, ich hätte doch, als ich den Betrieb noch hatte, immer Lehrlinge ausgebildet. Kürzlich hätte er meinen Geschäftsnachfolger gebeten, einen Absolventen der einjährigen Berufsfachschule in Ausbildung zu nehmen, aber der lehnte dankend ab. Ohne Lehrlinge würde man ruhiger leben, war seine Antwort. Kein Wunder - seine letzten Lehrlinge hatten trotz aller Bemühungen während der Lehrzeit das Handtuch geworfen, die schulischen und die praktischen Leistungen waren miserabel, es bestand keinerlei Aussicht, die Gesellenprüfung zu bestehen.“

„Da trägt der Ausbildungsbetrieb auch einen Teil Schuld!“

„Jetzt `schlägt es dreizehn`! Komme bloß nicht mit dieser Theorie! Tatsache ist, dass der Betriebsinhaber vor Jahren Auszubildende hatte, die bei der Gesellenprüfung immer gut abgeschnitten haben, zum Teil sogar Innungs- oder Kammersieger wurden. Aber die brachten die Voraussetzungen noch mit, die erforderlich sind, um eine Lehrzeit erfolgreich

abschließen zu können. Bei denen, die das `Handtuch` warfen, haben diese Voraussetzungen voll und ganz gefehlt.“

„Und was sind das für Voraussetzungen?“

„Lernwille und Lernfähigkeit! Schulabgänger mit diesen Eigenschaften haben heute andere Berufsziele. Junge Menschen, die bereit sind, einen Handwerksberufs zu erlernen und die erforderlichen Voraussetzungen erfüllen, muss man mit der Lupe suchen.“

„Vater, bist du der Meinung, die Menschheit sei dümmer geworden? Das kann doch nicht dein Ernst sein.“

„Das behaupte ich keineswegs. Aber bevor ich weiter spreche, muss ich etwas Grundsätzliches vorausschicken: Tatsache ist, dass Intelligenzquotient und Charakter keineswegs proportional sind, sonst gäbe es ja keine intelligenten Verbrecher! Ich habe in meinem Leben unter den `Ungelernten` viele wertvolle Menschen kennen gelernt, die mit ihrer Hände Arbeit ihre Familie ernährten. Im Lauf der Jahre wurden aber ihre Arbeitsplätze wegrationalisiert, zum Beispiel erledigt heute ein Bagger, wo früher fünfzig Arbeiter mit Pickel und Schaufel ihr Geld verdienten.

Aber zurück zu den Sünden: Die Schwächung der Hauptschule ist meiner Meinung nach ein großer Fehler. Am Ende der Grundschule werden für den Eintritt in weiterführende Schulen die Jahrgangsklassen bis auf ein Drittel dezimiert Würde man nicht alle `Zugpferde` aus der Klasse abziehen, stünden die Lehrer nicht immer auf verlorenem Posten und die neunte Klasse hätte ihren Zweck nicht verfehlt. So aber glauben viele Eltern, es sei verantwortungslos, ihr Kind in der Hauptschule zu lassen. Das System 9 + 3, neun Jahre Grund- und Hauptschule und drei Jahre Berufsausbildung bei gutem Notenschnitt der mittleren Reife gleichzustellen, war gut gemeint, aber leider nicht konsequent gehandhabt, weil es zu viele Widersacher gab, die um ihre Pfründe fürchteten. Als gar noch vorgeschlagen wurde, Meisterprüfung und Abitur gleichwertig zu machen, war der Teufel los. Bei der bildungspolitischen Tagung einer Partei, an der ich teilgenommen habe, wurde hinausposaunt, soweit käme es noch, dass ein Friseurmeister Philosophiestudent werden könnte.

Abgewertet wird die manuelle Arbeit auch durch Nachplappern des Unsinn von Intellektuellen, die Menschheit in zwei Gruppen einzuteilen: In die geistig Begabten und die (nur) manuellen Begabten. Die zweite Gruppe solle man zu Facharbeitern und Gesellen ausbilden. Diese Feststellung können nur Leute treffen, die zu ungeschickt sind, einen Nagel in die Wand zu schlagen. Wenn sie aber zum `Häuslebauer` werden, schreien sie auch nach dem intelligenten Handwerker, weil der Andere ihren Geldbeutel belastet. Jürgen, ich bekam im Gymnasium jedes Jahr einen Buchpreis, aber ich hatte später nie das Gefühl, für einen Handwerker zu intelligent zu sein. Der Leiter einer beruflichen Schule traf mit seiner Aussage `den Nagel auf den Kopf` über die Wertschätzung der manuellen Arbeit: *Der Begriff Gewerbeschule hat etwas Anrüchiges, da bekommt man ja schmutzige Hände!*. Ich schäme mich bis auf den heutigen Tag nicht, wenn ich bei ehrlicher Arbeit schmutzige Hände bekomme.

Leider haben unsere Handwerksvertretungen in das gleiche Horn geblasen. Der Begriff Lehrling war plötzlich unzumutbar, da fing es schon an. Wenn aber Handwerkskammern keinerlei Voraussetzungen fordern und behaupten, aus Jedem noch einen guten Handwerker machen zu können, ist das genauso extrem wie umgekehrt der Numerus Clausus von 1,3 beim Zahnmedizinstudium.

Schlimm war auch die Meinungsmache der Gewerkschaften in den Medien. Man hat den Eltern ständig eingeredet, die Kinder müssten `Was Besseres` werden. Die Forderung, etwas `Besseres` zu werden beinhaltet aber doch, dass das Vorhandene nicht gut und deshalb

minderwertiger ist. Vor vierzig Jahren wurden im Öffentlichen Fernsehen ausbildende Handwerksmeister sogar als Ausbeuter verspottet.“

29. Mein Vater

„Du wolltest mir doch von deinem Vater erzählen oder hast du das wegen der ganzen Problematik der Ausbildungssituation vergessen?“

„Nein, habe ich nicht vergessen. Allerdings meldet sich noch jemand zu Wort. Mein Magen signalisiert, es wäre an der Zeit für eine richtige Mahlzeit“

„Kein Widerspruch, wir kommen demnächst an eine Raststätte, die Voranzeige habe ich gesehen“

„Gut, bis zu unserer Ankunft dort werde ich dir von deinem Großvater, meinem Vater, erzählen. Deinen anderen Großvater hast du ja noch erlebt. Ich habe dir ja schon gesagt, welche große Angst ich vor meinem Vater hatte und nicht traurig, eher erleichtert war, als er einrücken musste.“

Heute bedauere ich, dass wir uns so fremd waren und im Nachhinein tut mir mein Vater leid, er war im Grunde ein ganz armes Schwein und hatte nichts von seinem Leben. Er kam zu Beginn des Ersten Weltkrieges aus der Schule. Einen Beruf durfte er nicht erlernen, weil seine drei Brüder Soldat waren und ihm die kleine väterliche Landwirtschaft aufgebürdet wurde. Sein Vater hatte eine Bäckerei und war damit ausgelastet. Nach Kriegsende übernahm der älteste Bruder die Landwirtschaft, Vater wurde daheim nicht mehr benötigt, er sah sich gezwungen, als Gelegenheitsarbeiter ein paar Mark zu verdienen.



Geschäftsanfang im Geburtshaus - Rechts mein Vater

Als unsere Gegend elektrifiziert wurde, war er von Anfang an dabei. Er „stahl mit den Augen“ so viel wie möglich, aus dem Hilfsarbeiter wurde ein selbständiger Monteur. Zusammen mit einem Arbeitskollegen, der die Meisterprüfung hatte, wurde ein Elektroinstallationsgeschäft gegründet. Nach kurzer Zeit arbeitete jeder der Beiden auf eigene Rechnung. Das Ganze hatte aber einen großen Haken: Vater bekam, da er weder eine Gesellenprüfung noch eine Meisterprüfung hatte, vom Badenwerk keine Konzession für die Installation von elektrischen Anlagen. Sein Kompagnon musste seine Installationen beim Badenwerk anmelden.

1925 heiratete er meine Mutter und zog in das Geburtshaus seiner Frau. Sein Geschäft verlegte er von seinem Geburtshaus im Nachbardorf in die leer stehende Werkstatt seines im Krieg gefallenen Schwiegervaters. Das Eheglück währte nicht lange, eine Woche nach meiner Geburt verstarb meine Mutter. Ich wurde, wie man mir später erzählte, über dem Sarg meiner Mutter getauft.

Was blieb meinem Vater nach dem Tod seiner Frau anderes übrig, als mit seinem acht Tage alten Sohn bei seiner Schwiegermutter zu wohnen, die für mich die Mutterstelle einnahm. Diese Verlegenheitslösung war natürlich alles andere als ideal, bald herrschte immer öfter `Dicke Luft`! Der Einfluss meiner Großmutter, unter deren Obhut ich stand, blieb auf mich natürlich nicht ohne Folgen, Vater wurde ins `Schlechte Licht` gestellt, die Angst vor ihm und die Entfremdung waren die Folgen. Seine Erziehungsmethode, nie Lob, immer nur Tadel, trug natürlich auch nicht zur Besserung unseres Verhältnisses zu einander bei.

Sein Geschäft, Elektroinstallation und Fahrradhandel, übte er aus bis zu seiner Einberufung kurz nach Kriegsbeginn. Er arbeitete allein, als ich älter war, nahm er mich ab und zu als Handlanger mit. Darüber war ich zwar meistens nicht begeistert, ich hätte viel lieber mit den anderen Buben gespielt. An eine Begebenheit entsinne ich mich heute noch. Es war im Winter, über Nacht hatte es stark geschneit. Vater befahl mir, sofort nach der Schule in das Haus zu kommen, in dem er Leitungen verlegen musste. Kaum war ich dort, da hörte ich Kinderstimmen und Schlittengeläut. Gleich darauf fuhr der Bahnschlitten am Haus vorbei, auf dem Schlitten saßen meine Schulkameraden und winkten mir zu, bei mir liefen die Tränen. Mit dem Bahnschlitten zu fahren war ein Erlebnis für uns Kinder.“

„Was war denn der Bahnschlitten? Fuhr der auf den Schienen?“

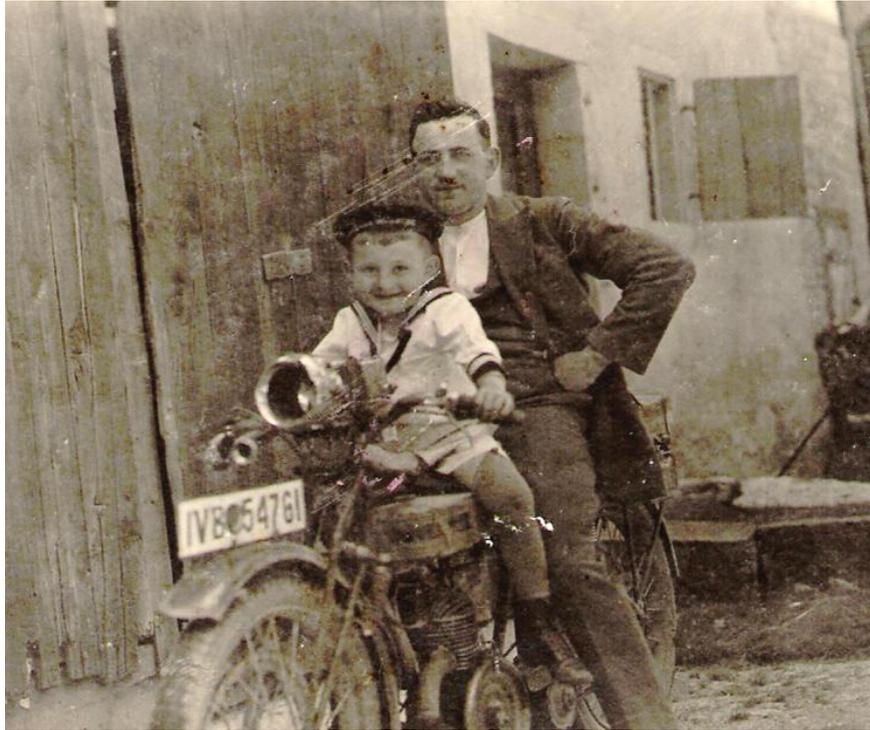
„Nein, das war ein Schneepflug alter Prägung. Ein aus Holzplanken konstruiertes Dreieck, das von sechs oder acht Pferden gezogen wurde und den auf dem Weg liegenden Schnee nach beide Seiten drückte. Als Beschwerung durften Schulkinder auf die hintere Querverbindung sitzen und mit ins Nachbardorf fahren. Na ja. ich habe das Versäumnis überlebt. Später während meiner Lehrzeit habe ich von meinen unfreiwillig gewonnenen Erkenntnissen profitiert. Und noch etwas muss ich betonen. Ich erkannte jede Leitung, die mein Vater gelegt hatte, wenn ich bei meinen Kunden gearbeitet habe. Vater hatte immer eine handwerklich saubere Arbeit geliefert und jede von ihm installierte Leitung, die ich abmontieren musste, war für mich eine lebendigere Erinnerung als jeder Gedenkstein. Immer hatte ich seine Hände vor Augen, die mit der Biegezange die Rohre bogen.

Vater war im Gegensatz zur Oma ein überzeugter Nationalsozialist, wann er Parteimitglied wurde, weiß ich allerdings nicht. Mir hat er die Uniform gekauft, als ich in das Jungvolk aufgenommen wurde. Ihn selber habe ich nicht oft in brauner Uniform gesehen. Einmal entsinne ich mich, dass ich ihn zum Bahnhof begleitete. Da kam ein Sonderzug, der zum Reichsparteitag nach Nürnberg fuhr.

Vater musste die Fahne der hiesigen Ortsgruppe beim großen Aufmarsch tragen. Ein Fanatiker war er aber auf keinen Fall, das beweist schon sein inniges Verhältnis zu seinem Bruder Wilhelm, der Bahnbeamter und überzeugter Sozialdemokrat war.

Onkel Wilhelm weigerte sich konsequent, Parteimitglied zu werden, er verbot auch seiner Frau, der NS-Frauenschaft beizutreten. Wegen seiner Einstellung wurde er im `Dritten Reich´ nicht befördert, er musste wegen seiner Fähigkeit zwar einen Bahnhof leiten, bei dem ein Inspektor in der Planstelle ausgewiesen war, aber er blieb bis 1945 Reichsbahnassistent. Als nach Kriegsende der Bahnbetrieb wieder normalisiert wurde, betrat ein Mann den Fahrdienststrahl und stellte sich meinem Onkel als dessen Vorgesetzten vor. Onkel Wilhelm blieb die Spucke weg, es war ein früherer Kollege, der Jahre zuvor wegen Lumpereien aus dem Bahndienst entlassen wurde. Meinem Onkel erklärte er, er gelte nachweislich als politisch verfolgt und sei deshalb in gehobener Stellung wieder eingestellt worden. Er fügte dann noch hinzu, mit Onkels schriftlichen Beweisen wäre er Reichsbahnrat geworden. Solche Auswüchse gab es nach `der Befreiung` auch, doch zurück zum Thema:

Eines Tages, ich war in der sechsten Volksschulklasse, befahl mir Vater meiner Lehrerin zu sagen, ich käme am übernächsten Tag nicht zur Schule, weil er mich im Gymnasium anmelden würde. Ich fiel aus allen Wolken, damit hatte ich nicht gerechnet, ich wollte ja bei meinen Schulkameraden im Dorf bleiben. Aber mir blieb nichts anderes übrig, ich hatte nicht den Mut für eine Widerrede. Zur Aufnahmeprüfung einige Wochen später hat er mich allein geschickt. Er drückte mir das Blatt in die Hand, was mitzubringen sei. Ich sollte einen Zug früher fahren und das geforderte Schreibpapier in



Mit Vater auf der alten Triumph



Auf dem Reichsparteitag 1938 - links mein Vater, rechts sein Jugendfreund vom Nachbardorf

einem Papierwarengeschäft kaufen. Ich war verzweifelt, ich hatte doch keine Ahnung, was ein DIN A 4 Blatt war. Beim Aussteigen erspähte ich eine Frau mit einem Jungen meines Alters, die Frau nahm sich rührend um mich an, nachdem ich sie angesprochen hatte. Ich war erleichtert. Die Aufnahmeprüfung war kein Problem, ich wurde in die Sexta aufgenommen. Es dauerte Wochen, bis ich meine Hemmungen überwunden und mich in der neuen Schule zurechtgefunden habe.

Als der Krieg ausbrach, nahm das Bürgermeisteramt Freiwilligmeldungen entgegen. Die Namen der Freiwilligen wurden auf dem `Schwarzen Brett` bekannt gegeben. In unserem Dorf meldeten sich

fünfundvierzig Männer, mein Vater war dabei und einer der Ältesten. Wenn meine Mutter noch am

Leben gewesen wäre, hätte sich Vater sicher nicht gemeldet, denn es waren ansonsten kaum Familienväter unter den Freiwilligen. Ich weiß nicht, ob den Männern bekannt war, dass sie sich zu der neu gebildeten Waffen-SS gemeldet hatten, jedenfalls wurden sie von der SS gemustert. Von den fünfundvierzig Männern, die sich gemeldet hatten, wurden einzig und allein drei Männer für tauglich erklärt, mein Vater war einer der Drei, das war sein Pech. Später war die Musterungskommission der Waffen-SS wahrlich nicht mehr so wählerisch, gegen Kriegsende übernahmen sie ganze Einheiten von Wehrpflichtigen vom Reichsarbeitsdienst.

Wohin mein Vater einrücken musste, weiß ich nicht mehr, aber mir ist noch in Erinnerung, wie schlecht er aussah, als er nach der Grundausbildung auf Urlaub kam. Er hatte an die dreißig Pfund abgenommen, für einen Achtunddreißigjährigen war der Drill eine körperliche Strapaze.

Nach der Grundausbildung kam er zu einer Totenkopf-Einheit in das KZ Buchenwald. Diese Menschenquälerei hat er nicht verkraftet, er meldete sich freiwillig an die Front und wurde versetzt zur SS-Division Nordland nach Norwegen.

Die Division wurde von Norwegen über das Nordkap nach Finnland verlegt. Sie kämpfte in Karelien zusammen mit den Finnen gegen die Russen. Im kalten Kriegswinter 1941/42 erlitt Vater Erfrierungen an Händen und Füßen und kam auf Genesungsurlaub. Auf der Rückfahrt zu seiner Truppe nach dem Heimaturlaub bekam er in Pleskau einen Blutsturz. In Heiligenstadt lag er mehrere Wochen im Lazarett

Nach seiner Genesung wurde bei der abschließenden Untersuchung die Versetzung zu einer anderen Einheit zwecks Klimawechsel angeordnet. Er kam zur SS-Gebirgsjäger-Division `Prinz Eugen`. Die Einsätze bei dieser Einheit belasteten ihnen unmenschlich, denn was er einmal in einem Brief an mich schrieb, hätte bei einer Zensur seines Briefes unweigerlich dazu geführt, dass er standrechtlich erschossen worden wäre.

Die Vorgeschichte: Mein Cousin Willi, der Sohn seiner Schwester, war ebenfalls bei der SS und zwar bei der `Division Wiking`, die immer an der Ostfront im Einsatz war. Als er im Frühjahr 1943 auf Urlaub daheim war, fragte ich ihn, ob er es nicht bereue, sich zur Waffen-SS gemeldet zu haben. Auf keinen Fall bereue er es, war seine Antwort. Willi schwärmte von seiner Einheit. Das bewog mich, meinem Vater zu schreiben, ich würde mich auch zur SS melden. Was er mir darauf antwortete, war eindeutig und unmissverständlich. Diesen Satz werde ich meiner Lebtag nicht vergessen: *Wenn du dich gemeldet hast und bist noch daheim, wenn ich auf Urlaub komme, schlage ich dich lieber tot, bevor du auch zu dem Haufen kommst. Es reicht, wenn ein Mitglied der Familie dabei ist.* - Leider gibt es diesen Brief nicht mehr, Oma hatte alle Briefe des Vaters verbrannt, bevor der Ami einmarschierte, um keine Schwierigkeiten zu bekommen, weil ihr Schwiegersohn bei der SS war.

Ich habe mich natürlich nicht gemeldet. Im September 1943 kam ich zu den Luftwaffen Helfern. Kurz vor Weihnachten stand Vater unerwartet in unserer Wohnbaracke in Mannheim-Rheinau, wir waren gerade beim Umziehen zum Geschützexerzieren. Vater war auf Heimaturlaub und erreichte bei meiner Einheit, dass ich auch Weihnachtsurlaub bekam. Zwei Tage später erhielt ich meinen Urlasschein. In diesem Urlaub gab ich ihm, wie ich dir bereits früher erzählte, meine erste Widerrede. Am 30. Dezember war mein Urlaub zu Ende, Vater begleitete mich am frühen Morgen zum Zug. Ich war in unserer Baracke beim Umziehen, als Alarmstufe Zwei und zwei Minuten später Alarmstufe Eins kam. Wir hatten unser Geschütz gerade feuerbereit, als der Bombenhagel losging. Es war einer der schlimmsten Angriffe auf Mannheim.

Im Juni 1944 sah ich Vater zum letzten Mal. Ich war als Luftwaffenhelfer entlassen, hatte aber noch

keinen Stellungsbefehl. Vater war auf Dienstreise von Bosnien nach Hamburg und konnte es



Der Rekrut Otto Walter (rechts) beim Waffenreinigen



Bei der SS-Division Nordland in Norwegen - links mein Vater

einrichten, einen Tag daheim zu verbringen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir vom abfahrenden

Zug zuwinkte. Gleich darauf musste ich einrücken, wir hatten keine Verbindung mehr, ich war ja auch fünf Wochen später im Einsatz in der Eifel. Das letzte Lebenszeichen von ihm war ein Brief seine Schwester Luise im Februar 1945. Weder meine Großmutter, noch Onkel Wilhelm oder Tante Luise erhielten eine Todes- oder Vermisstenmeldung.

Vom Deutschen Roten Kreuz, Suchdienst München erhielt ich am 21.11.1974 auf meine Anfrage folgende Antwort. *Das Ergebnis aller Nachforschungen führte zu dem Schluss, dass Otto Walter mit hoher Wahrscheinlichkeit bei den Kämpfen, die zwischen dem 1. März und dem 18. April 1945 in Bosnien geführt wurden, gefallen ist.*

Plötzlich biegt Jürgen nach rechts ab.

„Beinahe wäre ich vorbeigefahren, da unten ist das angekündigte Rasthaus, sehen wir zu, dass wir was zwischen die Zähne bekommen!“

Wir finden einen Parkplatz und eine gemütliche Sitzecke im Lokal. Nachdem wir unsere Bestellung aufgegeben haben, fordert mich Jürgen auf, weiter zu erzählen bis das Essen kommt.

„Jürgen, ich bin nicht überzeugt, dass die Mitteilung des `Roten Kreuzes` unbedingt zutreffend sein muss. Den Grund meiner Zweifel erläutere ich dir noch. Zunächst möchte ich noch Begebenheiten anführen, aus denen du ersiehst, dass dein Großvaters trotz seiner politischen Einstellung kein Unmensch gewesen ist.

Während meines Urlaubs als Freiarbeiter habe ich auch mit Onkel Karl, dem ältesten Bruder meines Vaters, über Vater gesprochen. Onkel war der festen Überzeugung, Vater

hätte, wenn er noch heimkommen würde, wegen der Entnazifizierung überhaupt nichts zu befürchten. Vater würde genau wie er selber von bekannten nach den USA ausgewanderten Juden entlastet werden. Dann erzählte mir Onkel Karl eine Begebenheit über den Samstag nach der Kristallnacht, worüber ich keine Kenntnis hatte: Vater sei an besagtem Samstag von der Kreisleitung beauftragt worden, in Parteiuniform in der jüdischen Gastwirtschaft im Nachbarort weitere Verwüstungen zu unterbinden. Der Besitzer des Gasthauses, ein jüdischer Viehhändler hätte später ihm gegenüber erwähnt, er und seine Familie seien zu Tode erschrocken, als nach den schrecklichen Übergriffen randalierter Rabauken auch noch mein Vater uniformiert ins Haus eingetreten sei. Aber Vater hätte die Leute beruhigt und angewiesen, sich in die Küche zu begeben, er selber würde jeden Randalierer, der in den Gastraum eindringen würde, hinauswerfen.

Jürgen, ich zweifle nicht an den Worten meines Onkels, aber mir ist heute noch unverständlich, weshalb die Kreisleitung diesen Befehl erteilte. Waren die Parteibonzen letztendlich selbst erschrocken über die Verwüstungen in der Kristallnacht oder wussten sie damals schon, dass die Juden vertrieben würden und die Verwüstungen den Verkaufserlös der Gebäude schmälern würden?

In unserem Dorf war Vater absolut nicht unbeliebt. Er war auch geschätzt von Leuten, die mit dem Nationalsozialismus nichts am Hut hatten. Auch dazu muss ich dir ein Beispiel erzählen, aber nach dem Essen, mit vollem Mund spricht sich so schlecht. Guten Appetit!“

Als wir weiterfahren, fragt mich Jürgen, ob ich gleich weiter erzähle oder mein obligatorisches Nickerchen machen will.

„Besser wird sein, ich schlafe zuerst, sonst besteht die Gefahr, dass ich beim Erzählen einschlafe.“

„Dann Gute Nacht!“

„Na, Vater, das war mehr als nur ein Nickerchen, wir kommen bald an die Grenze.“

„So lange habe ich gepennt, warum hast du mich nicht geweckt?“

„Ich dachte, irgendwann wirst du aufwachen, bevor wir daheim sind. Erzähle bitte weiter, ich bin gespannt darauf.“

„Wo war ich stehen geblieben?“

„Du wolltest mir noch ein Beispiel von der Beliebtheit deines Vaters erzählen.“

„Stimmt, ich muss dafür etwas weiter ausholen. Ich war mit dreißig Jahren schon zum ersten Mal in den Gemeinderat gewählt worden. Ich war am Anfang in diesem Gremium der Jüngste. Nach jeder Sitzung gab es obligatorisch eine `Nachsitzung` am Stammtisch. Bei einer `Nachsitzung` sagte ein wesentlich älterer Gemeinderatskollege zu mir, mein Vater sei im `Dritten Reich` auch kein unbeschriebenes Blatt gewesen. Ich zuckte nur mit den Achseln und blieb still. Aber ein anderer Gemeinderat, nämlich der `Rügerschreiner` konterte sofort und erwiderte dem anderen, man täte gut daran, wenn man meinen Vater in Ruhe lassen würde. Man hätte bei ihm immer gewusst, wie man bei ihm daran gewesen sei, aber er habe niemanden Schaden zugefügt und wenn er zurückgekommen wäre, hätte er sich im Gegensatz zu vielen anderen dazu bekannt, wofür er sich eingesetzt hatte. Ich war höchst erfreut, aber genauso überrascht, dass gerade der `Rügerschreiner` das gesagt hatte, denn er war ein gläubiger Katholik, der auch in der `Hitlerzeit` keinen Gottesdienst versäumt hat und aus seiner Einstellung nie einen Hehl gemacht hatte.“

Erst viel später bin ich zufällig im Gemeindearchiv darauf gestoßen, was der `Rügerschreiner` am Stammtisch gemeint hatte: Der andere Gesprächspartner war auch eines jener `Märzenveilchen`, die nach 1933 ganz schnell Parteigenossen wurden, um daraus Vorteile zu erhaschen.

Jürgen, diese Typen sind mir zuwider, sie bringen es noch fertig, die eigene Vergangenheit zu verschweigen und andere `madig` zu machen. Von dieser Sorte gab es verdammt viele und sie tragen dazu bei, dass unsere Jugend verständnislos den Kopf schüttelt, wenn man auf jene Zeit zu sprechen kommt.“

„Vater, zum Glück gibt es aber auch Leute wie den `Rügerschreiner`, die nicht gleich `den Stab brechen` über einen, der einmal unter falscher Flagge gesegelt war, wie man so sagt. Vor diesen Leuten muss man den Hut ziehen.“

„Auf jeden Fall, das muss man, zu diesen Leuten gehört auch mein bester Freund und ehemaliger Schulkamerad Franz. Ich kann mich nicht entsinnen, ihn einmal in Pimpfen - oder HJ - Uniform gesehen zu haben. Ich weiß mittlerweile auch, dass sein Vater im `Dritten Reich` als Gegner der Partei auf der schwarzen Liste stand. Es würde ihm aber nie einfallen, unsere damalige unterschiedliche Einstellung hervor zu heben oder gar wie manch anderer sich damit zu brüsten.

Und jetzt, Jürgen, berichte ich dir das Erlebnis von Emma, der ledigen Schwägerin von Onkel Karl. Ich weiß heute noch den Acker, auf dem mir Emma im Sommer 1948 bei der Feldarbeit die Sache anvertraute, so ging mir das unter die Haut:

Karl, wenige Tage nach Ostern 1945, die Amerikaner waren schon da, saß ich beim Melken unter der Kuh, als dein Vater mir drei Mal hintereinander rief. Ich war mir sicher, er würde in der Türe stehen, die vom Stall in die Scheune geht. Ich stand auf, um zu ihm zu gehen, aber ich sah ihn nicht. Ich dachte, er habe sich in der Scheune versteckt, weil die Amis schon da waren und er ja bei der SS war. Ich rief seinen Namen, ich setzte Stroh weg, eine halbe Stunde lang suchte ich ihn, ich hatte ihn ja an der Stimme erkannt und wusste, dass es dein Vater war. Gefunden habe ich ihn nicht.

Jürgen, das war die Todesstunde meines Vaters, davon lasse ich mich nicht abbringen. Er fiel den Partisanen in die Hände, sie haben ihn erschossen oder ihn, was noch viel grausamer wäre totgeschlagen.“

„Glaubst du wirklich, dass es dein Vater war, der Emma gerufen hat. Ich möchte das bezweifeln, weil es physikalisch nach heutigem Wissensstand nicht möglich ist.“

„Jürgen, gut argumentiert, jedoch meine Gegenfrage: Unterliegt der Herr Professor der fälschlichen Meinung, der heutige Wissensstand sei der absolut Zutreffende und Endgültige? Jürgen, erstens ist eine solche Erscheinung nichts Einmaliges, sondern immer wieder vorgekommen und oft nachträglich durch Erfassung der Abläufe bestätigt worden. Zweitens muss ich dich als Elektroniker daran erinnern dass der Transistor weniger als zehn Jahre vor deiner Geburt entdeckt wurde. Ich vermeide absichtlich das Wort Erfindung, weil der Mensch von Gott geschaffene physikalische Ordnungen nicht erfinden, sondern nur entdecken kann. Vor fünfzig Jahren hätten Wissenschaftler die rasante Entwicklung in der Halbleitertechnik für unmöglich gehalten und die Möglichkeit, mit solch winzigen Signalen zu arbeiten, heutzutage ebenso eine Selbstverständlichkeit wie die Speicherung riesiger Informationsmengen auf kleinstem Raum, wäre vor fünfzig Jahren als Utopie gebrandmarkt worden. Deshalb ist für mich auch keine Utopie, wenn ein Mensch in Lebensgefahr Signale aussenden kann, die vom Adressat empfangen werden. Ich bin überzeugt, dass es zwischen Himmel und Erde noch viele Dinge gibt, die erst entdeckt werden müssen!“

„Letzteres zweifle ich wirklich nicht an, im Gegenteil, ich bin auch überzeugt davon. Ich will dich auch keineswegs von deinem Glauben abbringen, es sei dein Vater gewesen, der Emma gerufen hat. Aber du kennst doch auch die These: Glauben ist noch lange nicht gleichbedeutend mit Wissen!“

„Dieser Ausspruch ist mir natürlich bekannt, aber ich glaube auch, irgendwann wird beweisbar sein, dass die Signalübertragung zwischen zwei geografisch weit entfernten Menschen weder ein Phänomen noch eine Auslegungssache ist.

Jürgen, ich habe zum Beispiel in meiner Schulzeit nie an den in der Bibel erwähnten Turmbau zu Babel geglaubt. Diese Geschichte habe ich immer angezweifelt, weil ich mir sagte, es kann nicht sein, dass Menschen von heute auf morgen in anderen Sprachen reden und sich deshalb nicht mehr verstehen. Irgendwann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Auch gegenwärtig gibt es den `Turmbau zu Babel`, und zwar bei uns im eigenen Land! Du brauchst nur unsere Politiker betrachten, sie sprechen alle deutsch und wollen einander nicht verstehen, weil sie ständig an einander vorbei reden. Außerdem wird der begonnene Turm, bildlich gesprochen, auch nicht mehr höher, im Gegenteil, er ist am Bröckeln. Die Einbildung, man bräuchte in Deutschland weniger zu arbeiten als alle anderen Völker und könnte trotzdem mehr als die Anderen verdienen, wurde `vom Winde verweht`!

„Vater, was du vorhin über unsere Politiker gesagt hast, war aber für sie nicht schmeichelhaft“

„Schmeicheleinheiten haben die ganzen Nachfolger seit Ludwig Erhards auch nicht verdient. Er hatte erkannt, wohin der Größenwahn führen wird. Ludwig Erhard wollte die vom Volk mühselig geleistete Aufbauarbeit nicht in den Sand setzen und hatte die Maßhaltung gefordert. Deshalb musste er gehen.

Als junger Gemeinderat wurde ich vom Bürgermeister einmal gerügt, weil ich bei Sachentscheidungen durch meine Fragerei die Abstimmungen verzögerte. Der Bürgermeister fragte mich vorwurfsvoll, ob ich in meinem Geschäft für Investitionsentscheidungen auch so viel Zeit benötigen würde. Meine prompte Antwort: Wenn ich mein eigenes Geld verplempere, bin ich niemanden Rechenschaft schuldig. Hier am Tisch entscheide ich aber über Geld, das nicht mir, sondern den Bürgern gehört. Deshalb fühle ich mich zu sorgfältiger Information verpflichtet, bevor ich meine Entscheidungen treffe. Leider haben sich die Politiker nach Erhard nicht an dieses Prinzip gehalten, sondern das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen. Die so genannte Öffentliche Hand hat seit der Abschaffung des `Schäferturmes` unseren kommenden Generationen solch riesige Schuldenberge hinterlassen, die nicht mehr abzubauen sind, die das Soziale Netz zerreißen, Arbeitsplätze zerstören und der Jugend berechtigte Existenzängste einflößen. Wegen dieser verantwortungslosen Schuldenmacherei habe ich eine Stinkwut auf alle Politiker nach Ludwig Erhardt.“

„Vater, ich weiß nicht, ob das stimmt, dass Politik den Charakter verdirbt, aber wegen der Politik bist du vom Thema abgewichen. Wir sind gleich daheim, ich möchte dich nur noch fragen: Hast du einen Hass auf deinen Vater nach allem, was du mir über deine Jugend erzählt hast?“

„Jürgen, auf gar keinen Fall, ich bedauere sehr, dass er nicht mehr heimgekommen ist. Wir hätten dann manches aufarbeiten können. Wenn er mit seinem Sohn, also mit mir, eine Reise hätte unternehmen können, wie ich sie jetzt mit dir erlebt habe, dann hätte sich vieles aufgeklärt, er wäre sicher genauso glücklich gewesen wie ich es bin. Vielleicht wäre er letztlich auf seinen Sohn auch stolz gewesen, genauso stolz wie ich auf meinen Sohn bin.“

„Danke, Vater!“

`Funkstille` - Nach einer Weile fragt Jürgen:

„Wenn du zurückblickst, bist du zufrieden mit deinem Leben oder ist da auch ein wenig Bitterkeit dabei wegen allem, was du erlebt hast?“

„Verbittert war ich lange Jahre, wenn ich an meinem alten Gymnasium vorbeifuhr, weil ich nicht weitermachen konnte im Gegensatz zu vielen meiner Schulkameraden, die studiert

haben. Im Grunde hatte ich aber ansonsten gar keine Zeit, verbittert zu sein, mein Geschäft nahm mich voll und ganz in Anspruch. Ich bilde mir auch ein, ein guter Handwerksmeister gewesen zu sein, allerdings ein erfolgreicher `Geschäftemacher` war ich nicht. Als ich dann aber noch in den Schuldienst als Technischer Lehrer einsteigen konnte, war die Verbitterung vergessen. Der Ausspruch von Albert Schramm, den mir Bernhard Kramer in sein Buch geschrieben hat, gilt auch für mich: *Dies aber ist es, dass wir unser Schicksal annehmen und glauben, dass es gut ist.*“

Beim Aussteigen sagte Jürgen, eigentlich sollte alles, was ich ihm während der Fahrt erzählt habe, aufgeschrieben werden.

Ich habe es gemacht!

Reise in die Vergangenheit

von Karl Otto Walter

Inhalt

Reise in die Vergangenheit	1
1. Über die Grenze	1
2. Luftwaffenhelfer	1
3. Soldat	5
4. In Elsheim.....	9
5. Die Besichtigung.....	13
6. Ausbilder	16
7. Die `Höllenfahrt` nach Stenay.....	19
8. Das Verhör	20
9. Von Stenay nach Rennes.....	28
10. Auffanglager.....	30
11. PW in Cage 7	31
12. PG in Rennes	34
13. Chateauroux.....	35
14. In La Barde	41
15. Zu Marie.....	46
16. Bei Marie.....	49
17. Gueret	55
18. Freiarbeiter	56
19. Bei Marcel	64
20. Beauchabras.....	67
21. Urlaub als Freiarbeiter	77
22. Ullmann.....	80
23. Abschied.....	82
24. Noch Freiarbeiter	83
25. Daheim.....	87
26. Lehrling	93
27. Der Anfang	99
28. Meine Kindheit.....	102
29. Mein Vater	110